
Library Regr No
INDIA

Beiträge zur Geschichte und Erklärung der deutschen Rechtsbücher.

VI. Die Rechtsbücher und die Königswahl (Schluß).

Von

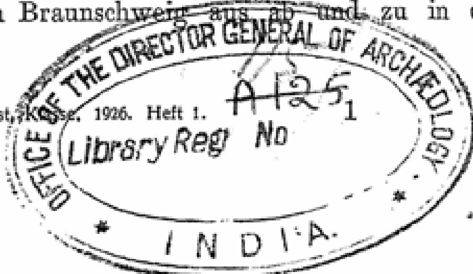
F. Frensdorff.

Vorgelegt in der Sitzung am 22. April 1926.

I.

1209 am 4. Oktober war Otto IV. von Papst Innocenz III. in Rom zum Kaiser gekrönt worden [1]). Es dauerte nicht lange, so schlug die Gunst Innocenz in ihr Gegenteil um. Die Geltendmachung der kaiserlichen Rechte in Italien, der Entschluß Ottos, die staufische Politik in Italien wiederaufzunehmen, bestimmten den Papst, sich des nachgelassenen, in der Stille unter seiner Obhut aufwachsenden Sohnes des letzten Kaisers, des *infans Apuliae*, und seiner Rechte in Deutschland anzunehmen. Im November 1210 sprach er den Bann über Otto aus. Friedrich, der Mündel des Papstes, als *koning to Cecilie* dessen Vasall, leistete die von der Kirche geforderten Versprechungen und machte sich nach Deutschland auf, wo sich die alten Anhänger der Staufer in Schwaben und im Elsaß für ihn regten. Ohne Heer, ohne Geld, nur durch den Papst unterstützt, trat er im März 1212 die Reise an, die ihn durch feindliche Städte und Territorien führte und *„karde to Dudeschen landen mit groteme arbeide„* (W. Chron. 239, 12). Erst zu Anfang September erreichte er deutschen Boden. Bei Constanz mit Kaiser Otto, der ihn als Pfaffenkönig verhöhnen zu können meinte, zusammentreffend, wuchs doch sein Anhang so bald, daß er am 6. Dezember 1212 in Frankfurt zum König erwählt wurde. Die Krönung folgte 1213 in Mainz, 1215 in Aachen nach. Otto, zu den Besiegten von Bouvines (1214) gehörend, wo er als Verbündeter seines Oheims Johann ohne Land gegen die Franzosen gefochten hatte, griff von Braunschweig aus ab und zu in die

1) Oben Beitr. V, S. 216.



kriegerischen Verwicklungen ein und beschloß 1218 sein bewegtes Leben.

König Friedrich II., gestützt vorzugsweise auf die geistlichen Fürsten, stieg von Stufe zu Stufe in der Befestigung seiner Herrschaft und seiner Dynastie auf. Auf dem Reichstage zu Frankfurt im Frühjahr 1220 konnte er seinen achtjährigen Sohn Heinrich zum Könige wählen lassen und den geistlichen Fürsten für ihre Unterstützung durch das große Reichsgesetz *in favorem principum ecclesiasticorum* (Zeumer n. 36) danken. Es leitet eine reiche legislatorische Tätigkeit ein. Ihre bedeutendste Schöpfung ist die Konstitution von 1232 (Zeumer n. 50), eine Ergänzung ihrer Vorgängerin zugunsten der Landesherren überhaupt. Auch die beiden großen städtischen Privilegien für Goslar (Bode, U. B. v. Goslar I, n. 401) und für Nürnberg (Zeumer n. 35) von 1219 gehören dieser Periode an, die letzten, die Kaiser Friedrich II. vor seinem Scheiden aus Deutschland erließ. Am 22. Nov. 1220 zum Kaiser gekrönt, verließ er Italien nicht wieder, als bis ihn die Mißregierung seines Sohnes zurückrief. *„Potestatem regiam habuit, sed vitam regiam non habuit“* (*gesta Trevir.* c. 103; Stälin, Wirt. Gesch. II 168, 178). An die Spitze der vom Mainzer Reichstage im August 1235 erlassenen *Constitutio pacis* mußte eine Reihe von Strafdrohungen gegen Söhne treten, die sich aufrührerisch gegen ihre Väter erheben (Zeumer n. 54). Seinen Sohn Heinrich entsetzte der Kaiser vermöge seiner Hausgewalt und verurteilte ihn zu lebenslänglicher Haft. Sein Bruder Konrad, 1237 zum König erwählt, blieb zeitlebens *Romanorum in regem electus* (Stälin, II 190). Eine Krönung nachzuholen, hielt man nicht für nötig. Die Zeit Kaiser Friedrichs blieb lange in Ehren. Schon z. J. 1218 nennt ihn die sächsische Weltchronik einen *koning ane werren* (S. 241, 14). Es ging ein Gefühl durch die deutsche Welt, wie von dem Anbruch einer neuen Zeit. *„Darna in dem 1219 jare ein nie licht irschein in der werlde, koning Frederik wart woldich des romischen rikes over al und bod, dat me vrede scholde holden in allen landen; do begunden sik de lude wedder to nerende und den acker buwende und koren seen“* (Schöffenchronik 143, 11).

Das Wiederaufleben der Landwirtschaft trifft zusammen mit einem nationalen Aufschwung. Was im Gebiete des Rechts neues geschaffen wird, mag es auch weniger dem Reiche zugute kommen, fördert doch die Ordnung, den Frieden im Lande. Das Fürstentum empfängt sein wichtigstes Organ: das Kurfürstentum. Die erste Hälfte des 13. Jahrh. zeigt noch den Gegensatz zwischen Wahl und Erblichkeit der Königswürde. Man soll die Söhne nicht um die Mühen der Väter betrügen, ruft man den Wählern

zu[1]). Der Papst mahnt dagegen warnend: die Kaiserwürde *non debetur sanguini, sed virtuti* und die Wahl ist das sicherste Mittel, den *dignissimus* ausfindig zu machen, den tüchtigsten, den brauchbarsten. Nach der Mitte des Jahrhunderts fixiert sich die Siebenzahl der Kurfürsten. Ein offizielles Datum ist nicht früher als 1263 zu ermitteln, wo die Bulle *Qui coelum* (Zeumer, n. 74, S. 88) sie bestimmt angibt, während päpstliche Schreiben der vierziger Jahre noch schwanken unter den Fürsten, an welche sie Werbungen für ihre Schützlinge richten sollen (M. G. Const. n. 347). Sie werden als die *soli in electione* gemeint, nicht wie noch im Ssp. als die *primi in electione.* Die Sechszahl aktiver Wähler, die das Sächs. Lehnr. 4, 2 unterscheidet, hat keine selbständige Bedeutung, ist nur eine Rückwirkung, die das Rechtsbuch aus seinen eigenen Angaben über die zur Romfahrt nötigen Zeugen zieht. Im Volke mochte die Siebenzahl schon länger populär sein. Das Königebuch läßt Karl d. Gr., den angeblichen Schöpfer des Kurfürstentums, mit den sieben Fürsten verhandeln (KB. 180*). Wenn die Formen des Gerichtswesens das öffentliche Leben in vielen Beziehungen regelten, so lag es nahe, das Muster der Schöffenbank für das Kurfürstenkollegium zu befolgen (Ficker, Art. Kurfürsten, S. 174). Im Ausland wußte man um diese Zeit von den sieben weisen Männern in Deutschland, wie R. Schröder, RG., Aufl. 6, S. 516 nach einer Mitteilung von Karl Lehmann aus einer nordischen Quelle um 1260 berichtet. Dem Ssp. bei seiner Liebhaberei für Zahlenmystik (v. Amira, Grundriß, S. 62) mußte sie als eine Parallele zu den Weltaltern, den Sippegraden und den Heerschilden, die alle sieben Stufen aufweisen mit einer Unvollkommenheit in der jüngsten (Georg Cohn, Kampf um den Sachsenspiegel, Zürich 1914, S. 26), besonders willkommen sein.

Der Magdeburger Schöffenchronist bewährt seine Einsicht, wenn er den *„kore des rikes"* zu einem Wendepunkt seiner Erzählung macht (Städtechron. 7, S. 2; 44), mag er nun darunter das Wahlreich oder die Erwählung des einzelnen Kaisers verstehen. Die erste Hälfte des 13. Jahrh. bezeichnet den Kampf zwischen alter und neuer Zeit. Der Übergang trat nicht plötzlich ein. Vor 1250 wiederholen sich noch die Erscheinungen, daß die kaiserliche Gesetzgebungsmacht auf einer Höhe steht wie lange nicht. Die Konstitutionen von 1232 werden übertroffen durch eine Urkunde von 1237. So viel Gegensätze und Widersprüche auch das Quellenmaterial

1) M. G. const. IV, n. 329: *parentum laboribus fraudari filios nostri noluere majores* S. 441, 10.

aus der ersten Hälfte des 13. Jahrh. bietet, keine Unstimmigkeit ist so groß wie die zwischen einer Königswahl nach dem Ssp. und einer Königswahl nach der Urkunde von 1237, dem *decretum electionis Conradi IV.* (M. G. Const. II, n. 329). Ssp. III 52, § 1 enthält die Vorschrift, wie die Deutschen den König *„durch recht“* kiesen sollen; ihr tritt ein Bericht gegenüber, wie eine Königswahl im Februar 1237 tatsächlich geschehen ist. Er charakterisiert sich als eine jener Urkunden, die über Königswahlen seit einiger Zeit aufgenommen zu werden pflegen und sich als *decretum electionis* bezeichnen[1]. Der Form nach gleicht sie ihnen wenig. Ihr Reichtum an Worten, die Umständlichkeit in der Motivierung kontrastiert mit der Kürze und Sachlichkeit anderer Urkunden dieser Art. Aber in der Hauptsache stimmt sie doch mit ihnen. Eine Anzahl bestimmt genannter Aussteller, Mitglieder des deutschen Fürstenstandes, vereinigen sich in Wien, um den zweiten Sohn des Kaisers zum deutschen König und künftigen Kaiser zu bestellen. Nicht aus eigener Bewegung noch auf Grund einer Berufung des Erzbischofs von Mainz, dem sonst das Recht, zu Königswahlen zu laden, zusteht, sondern, wie die Urkunde selbst sagt: *„ad voluntatem et preces imperatoris“* (S. 441, 18). Daß sie es *unanimiter* tun sollen, beweist zur Genüge, daß sie eine Pflicht zu erfüllen haben gegen den Kaiser und sein Haus. Nicht ein Amt, sondern der Wille des Kaisers ruft sie. Er ist im Begriff, das Reich zu verlassen; sein Sohn Heinrich, der bisher als eine Art Stellvertreter fungiert, mitregiert, sich aber schlecht bewährt hat, soll entsetzt und ersetzt werden. Man übt zugleich einen Akt der Fürsorge aus für eine vielleicht ferne Zukunft, durch die man sich nicht überraschen lassen will *„quia preeminentia dignitatis longioris vite beneficium regibus non concedit“* (440, 37). Der nächstjüngere Sohn soll an seine Stelle treten. Ob er besser taugen werde, weiß niemand; er ist ein Knabe von neun Jahren; aber die Fürsten folgen dem Willen des Kaisers; denn sie erblicken in der Nachfolge ein Recht der herrschenden Familie. Sie halten sich an die Lehre der Altvordern, man solle die Söhne nicht um die Mühen der Väter betrügen. So eigenmächtig der Kaiser verfährt, er beobachtet die Formen des Rechts, hält sich an das Bestehende, nimmt es zum Vorbilde und benutzt es zu seinen Zwecken. Er

1) Zeumer hat in der ersten Ausgabe seiner Sammlung (1903) die Urk. v. 1237 ausgelassen ohne Angabe von Gründen; dagegen ist sie in die Ausg. v. 1913 als n. 62 v. Februar 1237 aufgenommen unter Bezugnahme auf *Ann. Marbac. ed. H. Bloch (SS. rer. Germ. 1907, S. 99)*; Hugelmann, Wahl Konrads IV. zu Wien im J. 1237 (1914).

läßt die Fürsten seinen Sohn zum Nachfolger wählen, aber nicht durch ihre Menge, sondern er beruft eine kleine Zahl von ihnen zu einem Wahlausschuß, wie nach dem Sachsenspiegel nur mit den ihm zweckdienlich erscheinenden Änderungen. Wie die Zusammenberufung auf dem Willen des Kaisers beruht, so auch die Zusammensetzung der Wählerschaft. Es sind ihrer elf Fürsten, sieben Geistliche, vier Laienfürsten. Mainz und Trier, Pfalz und Böhmen stehen beiderseits an der Spitze ihres Standes, wie nach dem Ssp., nur mit dem großen Unterschied, daß die geistliche Seite die Mehrheit der Versammlung bildet. Die Wählerschaft des Ssp. ist vermehrt um den Erzbischof von Salzburg und die andern Österreich benachbarten Bischöfe von Bamberg, Regensburg und Passau. Die weltliche Seite besteht außer aus Böhmen und Pfalz aus dem Landgrafen von Thüringen, der sich bald als Heinrich Raspe bekannt machen sollte, und dem Herzog von Kärnthen. Eine Fürstenversammlung überwiegend oberdeutschen, österreichischen Charakters, wenn auch das Fehlen des Kölner Erzbischofs durch zufällige Umstände veranlaßt war. Aus Gründen der österreichischen Politik entsprungen, hing der Wahltag mit einem Kriegszug des Kaisers gegen Herzog Friedrich von Österreich zusammen. Die Fürsten, welche die Beschlüsse faßten oder richtiger die Vorlagen des Kaisers annahmen, betrachteten sich selbst als einen Reichssenat *„qui circa hoc Romani senatus locum accepimus“* und nannten sich wie die spätern Kurfürsten *lumina imperii* (440, 26), unterschieden sich ähnlich wie manche ihrer Vorgänger in *eligentes et consentientes* (441, 36)[1]; aber die Rechtsauffassung der Zeit, die auch dem Kaiser nicht fremd blieb, sah doch in der Wiener Tagung keine vollständige richtige Königswahl. Auf dem Reichstage, den er im Juli 1237 in Speier hielt, erachtete er es für rätlich, die Wiener Wahl den Fürsten zur Billigung und Annahme vorzulegen (Reg. Conr. IV, S. 798).

Die Wahl von 1237, obschon durch mancherlei Besonderheiten ausgezeichnet, war die letzte, die ordnungsmäßig verlief. Was ihr nachfolgte, waren regellose Vorgänge, nicht verfassungsrechtliche, sondern politische Akte. Den Wiener Tag hatte der Wille des Kaisers beherrscht. Dieser verschwindet aus der Reihe der maßgebenden Faktoren; der Beschluß von 1237 wird als eine bloße Designation behandelt (*chron. reg. Colon.* S. 271). Um das Reich kümmert man sich nicht mehr; die herrschende Familie sorgt nur

1) Auf sie werden die am Schlusse nachgetragenen: *interfuerunt similiter patriarcha Aquilejensis et alii quamplures* zu beziehen sein.

noch für ihren italienischen Besitz. Sorge für das Reich trägt der Papst. Er schreibt den Fürsten vor, wen sie zum Oberhaupt wählen sollen. Man fährt fort, von Wählen zu sprechen, obschon von freien Willensäußerungen nicht mehr die Rede ist. Die Schmähe: *rex clericorum*, Pfaffenkönig fliegt in den Reihen der Fürsten hin und wieder. Dem Papst und seiner Partei kommt wenigstens das Verdienst zu, auf die Vervollständigung der Organe des Reiches zu dringen. Die Wahl von 1237 beschränkte sich auf das südliche Deutschland. Der Papst bemühte sich um die Anerkennung Wilhelms von Holland; sein Legat *Hugo von s. Sabina* ist in Braunschweig bei der Hochzeit Wilhelms mit der Tochter des Herzogs Otto anwesend 1252 Januar 25. (BF. S. 951) und berichtet dem Papste, wie der König bei dieser Gelegenheit auch die Huldigung des Herzogs von Sachsen und des Markgrafen von Brandenburg, die sich ihm bisher fern gehalten, empfangen habe. Damit war die ganze norddeutsche Opposition, Sachsen, Brandenburg, Lübeck, Goslar, die Wilhelm durch Vergabungen aus dem Reichsgut für sich zu gewinnen versucht hatte, aufgelöst. Ihrem Beispiele folgte Ottokar von Böhmen, der durch Schenkungen an den König dessen Mann geworden war; *„mit gift dienen“*, *„mit gave eren“* nennt das Lehnrecht ein Lehnsverhältnis auf diesem Wege begründen (Homeyer, System des Lehnrechts, S. 383).

Einen so vollen Erfolg hatte die päpstliche Politik noch nicht errungen. Nachdem der Papst 1245 den Bann über die Staufer ausgesprochen hatte, befahl er den deutschen Fürsten, den Landgrafen von Thüringen Heinrich Raspe zu ihrem Oberhaupt zu wählen. Die drei geistlichen Fürsten, denen das Recht der Wahl zustand, gehorchten und wählten ihn am 22. Mai 1246 zu Veitshöchheim bei Würzburg. Er starb schon im nächsten Jahr nach einem kurzen Sieg über König Konrad IV. Dessen Nachfolger wurde wieder unter päpstlicher Protektion Wilhelm Graf von Holland. Mochte auch der Papst sich von einer Versammlung teils wählender, teils zustimmender Fürsten berichten lassen, aus den Geschichtsschreibern wissen wir, daß außer den rheinischen Erzbischöfen nur der Herzog von Brabant zu Woringen am Rhein bei der Wahlversammlung am 3. Oktober 1247 anwesend war. Immerhin ein Fortschritt gegen die Wahl des Vorgängers, von dem die Sächsische Weltchronik berichtet: *dar ne was nen leien vorste wan he alene* (256, 4).

Mit der Mitte des Jahrhunderts wird dann die schlimmste Stufe erreicht. Seit fünfzig Jahren lehrte die Erfahrung, daß die

tvikore die verderblichste Form für einen Staat sei[1]). Als man 1256 den König Wilhelm von seinen eigenen Untertanen erschlagen fand, kam 1257 eine Neuwahl auf Betreiben des Papstes und des Auslandes zustande. Es waren zwei Ausländer, auf die sich die Stimmen der deutschen Fürsten einigten: ein Engländer und ein Spanier. Der eine, Alfons von Castilien, dem weibliche Verwandtschaft mit den Staufern Anhang verschaffte — seine Mutter Barbara war die jüngste Tochter des Königs Philipps des Staufers — hat während seiner langen Regierungszeit das Reich nie mit einem Fuße betreten. Richard, seine Lebenszeit hindurch mit den Gegnern bei dem Papste um die Krone prozessierend, verbrachte von seinen 15 Regierungsjahren etwa ein Viertel in Deutschland und zwar ausschließlich in den Rheingegenden. Er wurde in Frankfurt gewählt und in Aachen gekrönt, hielt im April 1269 einen Reichstag in Worms ab, an dem allerdings nur rheinische Bischöfe und Fürsten teilnahmen und „die *insania Teutonicorum furiosa*" der Zölle am Rhein und des Ungelts in den Städten abgeschafft wurde (Reg. 5455 a). Was Richard sonst noch in seinem Regimente geleistet hat, besteht in Gewährung von Privilegien und einzelnen Rechten wie für Köln oder Aachen. *„Sie hetten in lieb gehebet, umbe sin gelt, der zogete wider in sin lant und kam nüt herwider"* (Closener 40, 13). Er starb im Frühjahr 1272. Das Andenken an ihn erlosch mit dem Schall seines Namens (Städtechron. 8, 40).

II.

Die Generation, die nach der Entstehung des Ssp. aufwuchs, ließ sich nicht mehr an dem genügen, was das Rechtsbuch über das neue Institut der Königswahlen darbot. Sie wollte namentlich etwas darüber erfahren, wie es entstanden sei. Darüber enthielt seine Quelle nichts; der Wißbegierige mußte sich anstatt an die Geschichte an die Sage wenden, von der der Ssp. wenig und in Bezug auf die Reichsverfassung so gut wie gar keinen Gebrauch gemacht hatte. Der historische Sinn nahm ab, die Sage drang ein, und was man nicht im Inlande erfand, kam vom Ausland und wurde willig aufgenommen. Die französische Literatur, die das Leben Karls d. Gr. mit Zusätzen sagenhaften Inhalts umkleidet hatte, gewann verstärkten Einfluß in Deutschland und fand auch Zutritt in das Gebiet des Rechts. Die erste Bearbeitung, welche der Ssp. erfuhr, bald nach der Mitte des Jahrhunderts, wußte

---

1) Braunschwg. Reimchronik (M.G. deutsche Chron. II S. 559): *darnach irhub sich an ühem riche eyn zvikore* **vil hezeliche** v. 8099.

bereits zu berichten, daß Karl d. Gr. den Deutschen das Recht ihre Könige zu wählen erworben habe. (Oben Beitr. V S. 207.) Soviel auch der Ssp. über Karl als Gesetzgeber namentlich für die Sachsen mitzuteilen vermochte, von seinem Einfluß auf die Königswahl wußte er noch nichts. Hier traten der Schwabenspiegel und das Königebuch, aus der Sage schöpfend, ergänzend ein und berichteten, daß der große Frankenkönig die drei rheinischen Erzbischöfe und die vier Laienfürsten Pfalz, Böhmen, Sachsen und Brandenburg aus den Fürsten ausgewählt habe, um ein ständiges Kollegium für die Wahl eines deutschen Oberhaupts zu bilden. Diese „sieben Fürsten", wie sie in der ältesten Quelle zusammenfassend benannt werden, bewährten sich für ihr Amt so gut, daß sie den Sohn Karls, Ludwig, einmütig zum König erkoren, *„lobeten"*, wie die Quelle sagt. Mit ihnen begab sich Karl nach Rom, um ihn durch den Papst weihen zu lassen. Die Kaiserkrone, die er für sich selbst zu Weihnachten 800 empfängt, soll nach seinem Tode seinem Sohne zuteil werden. Die Entstehung des Kurfürstentums war also in Zusammenhang gebracht mit der Entstehung des Reichs, der Überwanderung des *imperium* von den Griechen auf die Deutschen. Es ist keine große Erfindungsgabe in dieser ältesten Version der Kurfürstensage wahrzunehmen. Die Vorgänge von 800 enthalten keinen Beleg, daß die Gedanken der Menschen jener Zeit denselben Weg gegangen wären. Erst lange nachher erkannte man den Wert, den es für den dauernden Bestand der neuen Einrichtungen haben mußte, wenn eine Institution wie die gedachte existierte. Erst die Sage hat die Verbindung geknüpft und den Frankenkaiser zum Schöpfer des Kurfürstentums gemacht. Diese Vorstellung wird nicht früher als um die Mitte des 13. Jahrhunderts aufgekommen sein. Wenn sie schon verbreitet gewesen wäre, als der Ssp. entstand, so würde er sie in der Würdigung der Verdienste Karls um Reich und Recht nicht übergangen haben. Erst nach ihm beginnt die Fabel.

Die dem Ssp. chronologisch am nächsten stehende Sächsische Weltchronik wird durch das Aussterben der Ottonen nach der Wende des zehnten Jahrhunderts bestimmt, den Anfang der Königswahlen in die Zeit König Konrads II. (1027—1039) zu verlegen. Sie schiebt ihrem sonst nur den Pöhlder Annalen entlehnten Bericht über Konrad einen sagenhaften Satz ein, der König habe auf den Rat eines Freundes durch Landversprechungen des großen Eigens die weltlichen, des großen Lehens die geistlichen Fürsten für seine Regierung gewonnen[1]). Der Chronist, der diese Angaben in seiner

1) Breßlau, Konrad II. Tl. 1 S. 349. Waitz VI, 84.

Quelle vorfand, wußte eine Nachricht über aufkommende Königswahlen nicht anders als mit der zu seiner Zeit üblichen Bestechlichkeit, der selbst *magni viri* nicht zu widerstehen vermochten, in Zusammenhang zu bringen und datierte sie dementsprechend (vgl. oben Beitr. V S. 211).

In den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrh. tritt eine neue Gattung von Quellen in den Stadtchroniken hervor, die diesem Gegenstande besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Die älteste unter ihnen ist die um 1280 verfaßte Reimchronik des Meisters Gottfrid Hagen, Stadtschreibers von Köln[1]). Er schickt dem Bericht von den städtischen Kämpfen der selbsterlebten Zeit einen legendarischen Teil vorauf, der, soweit er auch zurückgreift, für unser Thema, die sagenhafte Entstehung des Kurfürstentums, Ertrag liefert. Er bringt die Einrichtung mit Papst Sylvester I. (314—335) in Zusammenhang[2]), der zum Dank für die Heilung des Kaisers Constantin von schwerer Krankheit ihm *„dat Roimische riche unde hantfestinge, dat alle paise weren vurwert des Roimischen riches heren"* (v. 558) übertrug. Da ihm sein geistlicher Stand nicht erlaubt, die große Schenkung in ihrem vollen Umfange, namentlich das Gericht über peinliche Sachen (*witzliche sachen* v. 567), anzunehmen, so überläßt er den ganzen weltlichen Teil dem Kaiser und seinem Regimente. Das gibt dem Chronisten Gelegenheit dessen Einrichtung nach seiner Kenntnis darzulegen. Dazu gehört insbesondere das Verhältnis zwischen Kirche und Staat, Erwerb und Verlust des Kaisertums, vor allem Entstehung des Kurfürstentums. Der Verfasser, offenbar ein guter Kenner der staatsrechtlichen Verhältnisse, weiß mehr davon mitzuteilen als in den uns bekannten Rechtsbüchern steht. Er kennt sieben Kurfürsten, stellt aber nicht wie andere Berichte Mainz an deren Spitze, sondern Köln, weil es zuerst christlichen Namen gewann (605) und die ersten christlichen Märtyrer aufzuweisen hat. Es hat deshalb dem neugewählten Könige die erste Ehre zu erweisen und ihn nach Aachen zu führen (665). Wenn andere sagenhafte Überlieferungen, welche die gleiche Entstehungszeit annehmen, Papst Sylvester II. (999—1003) zum Schöpfer des Kurfürstentums machen, so teilt der Weltchronist diese Ansicht nicht, weil ihm überhaupt die Persönlichkeit dieses Papstes widerstrebt, von dessen Grabe *„dumme lude"* Wunderdinge zu erzählen wissen, und dessen Er-

1) StChron. 12 (1875) S. 3.

2) Cardauns (St.Chron. 12 S. 203) macht darauf aufmerksam, daß hier zum erstenmal Sylvester I. als Begründer des Kurfürstenkollegiums genannt sei.

folge, wie er seinem Vorgänger nachschreibt, mit der *„list negromancie“* erlangt sind (166, 32).

Um 1300 und in der nächsten Nachbarschaft Kölns ging aus geistlichen Kreisen eine wissenschaftliche Abhandlung hervor, die unter dem Titel *„de praerogativa Romani imperii“* den reichsstaatsrechtlichen Materien gewidmet, bald Verbreitung durch zahlreiche Hss. und nachher auch durch Drucke fand. Ihr Verfasser, der Osnabrücker Domscholaster Jordanus, dessen Werk durch eine Abhandlung von Waitz der neuern Forschung wieder zugänglich gemacht ist (Abh. der kgl. Gesellschaft der Wiss. XIV, Gött. 1868), bringt die Einsetzung der Kurfürsten gleichfalls mit der *translatio imperii* auf die Deutschen zusammen, nur daß er die Schöpfung des Instituts in zwei Akte zerlegt. Dem *sanctus Carolus magnus* erscheint es würdiger die Kaiserwürde nicht durch Erbgang, sondern für immer durch die Wahl deutscher Fürsten übergehen zu lassen, und er bestimmt zunächst die drei rheinischen Erzbischöfe und den Pfalzgrafen vom Rhein zu Wählern. Die drei, um welche andere Berichte reicher sind, waren zur Zeit der Einsetzung noch nicht Christen oder noch zu jung im Christentum, und wurden erst später *„postmodum per quandam necessitatem“* (51, 10) jenen hinzugefügt. So verlegen diese Begründung klingt, so ist doch die geteilte Entstehung des Kurfürstenkollegs nicht ohne Beifall geblieben. Sie kehrt in der Schöffenchronik (7, 44 ff.) wieder, wenn es auch nicht sicher ist, daß sie aus dem Jordanus geschöpft hat. Im Übrigen zeigen die Chronik von Magdeburg und die beiden Chroniken von Straßburg, Closener und Jacob von Königshofen, in ihren Berichten von *„dem kore des rikes“* so viel Anklänge an Jordanus, daß ihr Zusammenhang wahrscheinlich genug ist. Mit dem Pfalzgrafen beschäftigt sich die Abhandlung besonders ausführlich. Seine bevorzugte Stellung hat ihren historischen Grund: sie ist ein Stück karolingischer Hofverfassung. Der *major domus* ist der älteste *comes palatinus,* der von der Pfalz zu Trier seinen Namen führt und würdig erachtet wird, neben den drei geistlichen Fürsten die oberste Stelle unter den weltlichen Wahlfürsten einzunehmen (S. 69). Den nahe liegenden Zusammenhang mit der bei Trier gelegenen Pfalz hat die spätere Zeit verkannt. Die Glosse des Ssp. zieht ein angeblich welsches Wort *pfallent* heran, das einen bezwungenen Herrn oder ein bezwungenes Reich bedeuten soll (Gärtner S. 437).

Die Zahl der Kurfürsten, die im 13. Jahrhundert noch geschwankt hatte, war nach dessen Mitte zur Festigkeit gelangt.

Die Siebenzahl war durch populäre Kundgebungen gesichert[1]). Reinmar von Zweter hatte einen Spruch gedichtet, der mit den Worten beginnt:

daz riche siben vörsten hat
der höchsten und der besten, an den al sin wirde stat
die künege im solden kiesen . . .

Der Spruch ist nicht datiert; aber der Inhalt läßt seine Entstehungszeit erkennen. Er ist in kaiserloser Zeit gedichtet und verfolgt den Zweck, den König von Böhmen aufzufordern, von seinem Recht als Schenke des Reichs Gebrauch zu machen und einen neuen König wählen zu helfen, wie es einem der Sieben zukommt. Was Rechtens hierüber sei, war in Zweifel und Streit geraten. Der Dichter, der vom Rheine stammend, sich viel in Böhmen aufgehalten und zu dem Prager Hofe gute Beziehungen gewonnen hatte, war ein Gegner der Kurie, Anhänger des Fürstenstandes, aber von reichsmäßiger Gesinnung[2]). In den Wahlstreitigkeiten um die Mitte des Jahrhunderts forderte er den König von Böhmen auf, seine Pflicht zu tun und sich nicht durch die Angriffe der Gegner auf sein Wahlrecht irre machen zu lassen. Sein Spruch geht in die Worte aus: „*daz sint die waren maere*", das sind die Nachrichten über die wahren Rechtsverhältnisse. Er zählt die sieben Wahlfürsten in der üblichen Folge mit ihren Ämtern bei der Königswahl auf, nur daß er den Böhmen durch die Anrede *her kunik* ehrt und den Laienfürsten voranstellt. Er hält sich nicht damit auf, den Ssp. zu widerlegen; man weiß nicht, ob er ihn überhaupt kennt[3]). Ihm ist kein nationales Erfordernis

1) Außer in der Sammlung von Roethe Nr. 240 S. 529 auch abgedruckt in Grimms Wb. X 1, Sp. [1905] 794 zu dem Artikel Sieben. Am bequemsten zugänglich in Forschgn. XIII, 214.

2) Reinmar v. Zweter (Roethe) n. 146 S. 384: *Daz riche dast des keisers niht | er ist sin phleger unt sin vogt. ir vürsten, seht ir iht | an im so schulthaftes, da von er sule des riches abe gestan | so nemt iu einen, der iu zemet und ouch dem riche baz dan er, unt wartet alle deme |; sit ir dem keiser gram, die rache lat niht über daz riche gan.*

3) Einen positiven Beleg hat einer der besten Kenner des Ssp., R. Hildebrand, in Zweters Spruch Str. 182 (Roethe S. 501) zu finden geglaubt. Der Spruch rügt einen Kläger, der einen überalten Mann vor Gericht mit Kampf anspricht, das alte *hovereht* an ihm gebrochen zu haben. Eine Beziehung zum Ssp. kommt nur dadurch heraus, daß der Dichter den Verletzten „*heren Hoier*" nennt, was den Spiegler an seinen Förderer, den Grafen von Falkenstein, einen Mann von überaus hohen Jahren, erinnert haben müsse. Der Vorwurf würde etwa dahin gehen: es ist also, als ob ihr den alten Grafen von Falkenstein, eine populäre Persönlichkeit, zum Zweikampf herausgefordert hättet. Der Ssp. enthält keine Stelle, die dem gerichtlichen Zweikampf eine Altersgrenze zöge.

bekannt, das den Böhmen behindern könnte, sein Amt auszuüben. Er ist der berechtigte Schenk des Reichs, und darauf kommt es ihm an. Kraft seines Amts ist er berechtigt und verpflichtet zu allem, was die Stellung eines Kurfürsten mit sich bringt. Daß der Fürst, der zu dem fraglichen Dienst allein berechtigt, von nationaler Geburt sein müsse, — ein solch allgemeiner Rechtssatz existierte zur Zeit nicht nur nicht, sondern das Leben wies verschiedene Fälle auf, in denen das gerade Gegenteil befolgt wurde. Als nach dem Tode Kaiser Heinrich VI. die Neuwahl eines Reichsoberhaupts nötig wurde, sandte der Erzbischof von Köln 1198 eine Botschaft nach England, um den König als ein hervorragendes Glied des Reichs „*sicut praecipuum membrum imperii*" (Reg. Otto IV. BF 198a S. 55, Winkelmann, Philipp v. Schwaben S. 67) zur Wahl nach Köln zu laden. Bekannter sind die Vorgänge, die 1257 nach dem Tode Wilhelms von Holland Ausländer an die Spitze des deutschen Reichs stellten. So viel Gegnerschaften auch diese Wahlen im Lande hervorriefen, wir hören nicht, daß der Mangel der deutschen Abkunft ihren Ansprüchen entgegengestellt worden wäre. Der Schwabenspiegel, der vielfach gute Kenntnis des Reichsstaatsrechts verrät, benutzt die Gelegenheit, um zu zeigen, was zum Erweis der deutschen Herkunft gehöre, daß neben agnatischer Herkunft auch cognatische genüge (L 130). Der Rechtssatz, durch den der Ssp. sich bestimmen läßt, ist nicht seine hohle Erfindung; hätte er bestanden, er hätte nichts unbilliges gefordert. Es fehlt ihm nur die positive Anerkennung. Die Aktenstücke, die diese Doppelwahlen hinterlassen haben, gedenken nirgends einer aus der Sprache oder der Herkunft des Prätendenten entsprungenen Schwierigkeit. Vielleicht ist der Irrtum durch eine Verwechselung entstanden. Böhmen nahm in der Tat eine Ausnahmestellung in seinem Kollegium ein; er war Reichsschenk, nahm aber nicht gleich den drei übrigen weltlichen Inhabern von Kurstellen an dem eigentlichen Zweck des Kurkollegiums, dem Wählen, Teil, sondern nur, um bei Uneinigkeit der Wähler als Obmann zu fungieren. Ihm wäre die regelmäßige Stellung eines Mitwählers versagt, dagegen die eines Oberwählers beigelegt worden, die erst zur Ausübung kommen konnte, wenn der erste Versuch des Wählens gescheitert war. Unter den zahlreichen Berichten über den Hergang bei Königswahlen haben sich keine Beispiele für die eine oder die andere Form erhalten. Es gibt nur wenig Fälle, daß Böhmen bei einer Königswahl gefehlt hätte, und keinen, da ihm das Recht der Teilnahme um seiner Nationalität willen versagt oder auch nur angezweifelt worden wäre. Die zwiespältige Stel-

lung, welche die Quellen dem Böhmen im Kurfürstenkollegium anweisen, kann die Darsteller zu Verwechselungen verführt haben. Der westfälische Dominikaner Heinrich v. Herford († 1370 zu Minden), in seiner Heimat hoch verehrt, beschäftigt sich mit der Kurfürstensache in seiner Chronik (hg. v. Potthast 1859 S. 94) ausführlich und sucht die Tradition durch angebliches Detail plausibel zu machen. Er weiß auch über die Entstehung zu berichten, daß auf Betreiben des Erzbischofs Heribert von Köln vom Tage nach dem Tode Ottos III. die deutschen Fürsten in Aachen zur Bestellung von sechs beständigen Wählern des Königs und dem Hinzutritt des Böhmen als Obmanns sich vereinigt hätten. Wenn, wie das oft geschah, den Wählern Stimmeneinhelligkeit vorgeschrieben wurde, so verlangte die Konsequenz eine Einrichtung, die die Durchführung jener Vorschrift erst ermöglichte. Wie jeder der Historiographen der Sage etwas von dem Seinigen hinzuzusetzen liebt, so bereichert Heinrich von Herford seinen Bericht mit der wissenschaftlichen Betrachtung, die schon auf Rechtsstudien hinweist: „die deutsche Königswahl beruhe auf drei Gründen, der Autonomie der deutschen Fürsten *(ex principum imperii arbitrio et institutione)*, dem Beschluß der Kurie *(ex curie Romane voluntate et approbatione)* und dem Gewohnheitsrechte *(ex approbata consuetudine hactenus observata inconcusse)*, das dem Gesetz an Kraft gleichstehe".

III.

Die amtliche Anerkennung, die der kirchlichen Einsetzung des Kurfürstentums durch die Erklärung K. Albrechts v. 1301 zuteil wurde [1]), hinderte die schriftstellerische Welt nicht, ihre eigenen Wege zu gehen. Dafür liefert die einflußreiche deutsche Geschichtschreibung von Straßburg den Beweis, obschon auch sie von Geistlichen ausging: Fritsche Closener bald nach der Mitte des 14. Jahrh., Jacob von Königshofen etwa 50 Jahre später, jener in der Kürze, dieser in breiter Ausführung (Städtechron. 8 S. 35 und 424). Keiner von ihnen weiß von einer Einsetzung durch eine weltliche oder geistliche Autorität. Beide verlegen die Entstehung in ein- und dieselbe Zeit. Das Aussterben der Ottonen, die *„daz riche beseßen in erbendes wise"* gibt den Ausschlag. Das Reich darf nicht *ostur*, steuerlos stehen. *„Donoch wart ufgesetzet"* *„diese ufsatzunge der*

1) *Recognoscens quod Romanum imperium per sedem apostolicam de Grecis translatum est in persona magnifici Karoli in Germanos et quod jus eligendi Romanorum regem in imperatorem postmodum promovendum certis principibus ecclesiasticis et secularibus est ab eadem sede concessum* (MG Const IV, I n. 107, 1).

7 kurfürsten geschach noch gotz gebürte 1000 und ein jor" (426, 10). Sie erzeugte die Notwendigkeit, die bisherige Ordnung des Wählens zu ändern. Die „*ufsatzunge der sieben kurfürsten*" (426, 10): mit diesem neutralen Worte bezeichnen beide Chronisten die Neuerung und verlegen sie ins J. 1001.

In der Geschichtserzählung, wie sie diese Chronisten vortragen, lassen sie wiederholt den Kaiser selbst auftreten und durch seine Rede eine neue Ordnung, eine Verfassungsänderung einleiten. Was sie einzuführen empfehlen, ist nicht der Geschichte entnommen, sondern der Zweckmäßigkeit, wie sie die Erfahrung der nächsten Umgebung an die Hand gibt. In einer Rede, die Königshofen dem letzten der Ottonen in den Mund legt, wies er auf die Gefahren hin, eine große Menge von Wählern zu einer Kaiserwahl zu berufen. Er ermahnt sie statt dessen aus ihrer Mitte etliche zu bestellen, die von ihrer allerwegen jetzt und künftig einen Kaiser wählen. Er rät: „*ie lützeler der ist, ie minre missehelle und krieg under in ufstot*" und, um neben der Quantität auch die Qualität zu sichern, sie zu entnehmen „*us des riches ambahtlüten wan sü allerbast wiſſen des riches gelegenheit*" (424, 30). Der Chronist läßt aus eigener Erfahrung den Redner erinnern „*an ein volg in einer frigen stat, das irre selber mag ein houbet erwelen*", wie viele „*kriege und geschölle*" daraus entstehen, daß zahlreiche sich zur Reichsunmittelbarkeit drängen. Die Straßburger gehörten sonst nicht zu den päpstlich Gesinnten. Closener erwähnt als ein geschichtliches Ereignis das Erscheinen des Buches *Defensor pacis*, das mit redlichen Sprüchen aus der heiligen Schrift beweist, daß der Papst „*under eime keiser*" sein und keine weltliche Herrschaft haben solle (70, 5). Königshofen in seiner Wiederholung der Stelle, die der weltlichen Herrschaft nicht gedenkt, ermäßigt sie in etwas, fügt aber hinzu, der Papst habe das Buch „*abgeton*" und bei dem Banne verboten, es abzuschreiben oder zu lesen (473, 5). Über den Verfasser, Marsilius von Padua, äußert sich keine der beiden Chroniken (70 A. 3).

Die Lehre von den Kurfürsten war ein besonders willkommenes Thema für die im 14. Jahrh. erstehende Wissenschaft des deutschen Staatsrechts. Gefördert schon durch die praktischen Streitfragen, die in den Kämpfen zwischen König Ludwig dem Bayer und der Kurie aufgestiegen waren, ließen sich ihre Anfänge bei dem Osnabrücker Jordanus wahrnehmen. Der hervorragendste Vertreter der neuen staatsrechtlichen Schule, Peter aus Andlau, Professor des geistlichen Rechts an der neugegründeten Universität Basel, schloß sich in seiner 1460 dem Kaiser Friedrich zugeeigneten Schrift *Libellus de Caesarea Monarchia* im Wesent-

lichen der Goldenen Bulle an. Ein eigener Titel handelt *de septem principum electorum institutione* (Savigny-Zeitschr. Bd. 13 S. 163)[1]. Das Ergebnis der historischen Untersuchung stimmt mit dem der ältern Autoren: Kaiser Heinrich II. war der erste durch die sieben Kurfürsten gewählte deutsche König, und das die Rechtsgrundlage bildende Dekret gehört in das J. 1004 [Zeitschr. 13, S. 165]. Die den Kurfürsten gebührende Stellung bezeichnet das Bild: *septem candelabra lucentia in unitate septiformis spiritus.* Das Bild stammt nicht aus der goldenen Bulle, wie man vermuten könnte, sondern ist dem geistlichen Stil entlehnt, wie er in der früher behandelten Urkunde über die Wahl Konrads IV. angetroffen wird (oben S. 4). Die Wähler heißen dort: *patres et imperii lumina reputamur,* nachdem sie in demselben Satze als: *qui circa hoc Romani senatus locum accepimus* angeführt waren (Zeumer S. 81). Auch in demselben Zusammenhang kehrt bei Peter v. Andlau wieder: *sustinent vicem olim Romani senatus, ad quem imperatorem eligere spectavit* (Zeitschr. 13, 165).

So zahlreich und eingehend sich die Autoren mit der Entstehung des Kurfürstentums beschäftigen, so muß es auffallen, daß niemand Anstoß an dem nimmt, was den Neuern am befremdlichsten bei der Betrachtung der Institution erscheint. Weshalb sind diese sieben Landesherren und ihre Territorien dermaßen bevorzugt vor allen andern, daß sie die übrigen, unter denen es an größern und mächtigern, besser gelegenern nicht fehlt, zurückdrängen und vom Einfluß ausschließen? Sie bekleiden die Erzämter, lautet die Antwort. Sie richtig zu würdigen, muß man berücksichtigen: Hofamt und Staat werden in den alten Verfassungen der Staaten nicht geschieden. (Oben Beitr. V 195.) Ihre Inhaber sind die würdigsten Repräsentanten des Staats. Wo der Staat nach außen hin sich geltend machen, wo er in den Augen des Volkes das Land darstellen will, greift man auf sie, um die Stimme des Volkes kundzugeben. Es ist nicht ein bloß dekoratives Amt, das sie ausüben. Sie bilden des Königs nächste Umgebung, seinen Verkehr, sein Haus. Ein Wort in der vorhin gegebenen Darlegung gibt den Aufschluß. Sie sind die *ambahtlüte, officiales imperii* S. 19), die den Hof bilden, dessen Bedürfnisse, dessen „Gelegenheiten am besten kennen". Lateinisch begegnen sie unter dem Namen der *palatini,* ein Wort, dessen Verständnis manchenorts

---

1) Die Schrift des Peter von Andlau ist herausgegeben von Hürbin in der Savigny-Zeitschrift Bd. 12, 13, 16, 18. Bd. 12 und 13 [1891, 1892] bringen den Text, Bd. 16 u. 18 (1895, 1897) Erläuterungen.

ganz verloren gegangen ist, so nahe es auch lag, an die karolingische Hofverfassung, an das *palatium* in Trier zu denken[1]). Den Pfalzgrafen hatte man mit dem *major domus* in Verbindung gebracht, und die Umgebung des Königs, die seinen Beirat in allen Regierungsgeschäften bilden mußte, forderte vor allem einen Gehülfen im Richteramte; denn der germanische König ist in erster Linie berufen, *to richtere over egen unde len unde over iewelkes mannes lif* (Ssp. III 52, 2). Neben ihm stehen als Mitglieder des zukünftigen Kurfürstenrats die drei rheinischen Erzbischöfe, nicht als Denkmale eines klerikalen Übergewichts der ältern Zeit, sondern als Vertreter dessen, was sonst als Staatskunst, Regierungskunst, als Kunst Land und Leute zu regieren bezeichnet wird. Alles Schrift- und Urkundenwesen ruht in ihrer Hand; sie besorgen den diplomatischen Verkehr, die Beziehungen der fürstlichen Familien unter einander. Nicht bloß im Frieden oder wo es sich um kirchliche Dinge handelt, trifft man auf die Tätigkeit dieser Erzbischöfe und Bischöfe. Wie oft erzählen die historischen Berichte von ihren kriegerischen Taten und Niederlagen! Früh scheiden sie sich als Kanzler je nach den Interessen der Volksteile des Reichs.

Hat in den dreißiger Jahren des Jahrhunderts Friedrich II. noch auf der Höhe seines Ruhmes gestanden, einen Reichstag in Wien gehalten, seinen Sohn Konrad zum Kaiser wählen lassen, so ist im folgenden Jahrzehnt alles in das wildeste Schwanken geraten. 1245 wird der Kaiser gebannt; 1246 unterm 21. April ergehen amtliche Schreiben des Papstes an Böhmen, Würzburg Baiern, Sachsen, Braunschweig, Brabant, Meißen, Brandenburg mit der Aufforderung, den Landgrafen Heinrich von Thüringen zum *rex Almanie et Romanorum* zu wählen (MG, Const II n. 349). Zu Ende 1250 stirbt der Kaiser. Der Papst ermahnt die deutschen Fürsten sich nicht um etwaige Erben der Staufer zu kümmern. Das Reich vererbe sich nicht nach dem Blut, sondern übertrage sich durch Wahl; es gebühre dem Würdigsten. Die Gegenkönige, die er aufstellt, zeigen, wen er dafür hält. Er kennt keinen Unterschied zwischen den Fürsten, schreibt an Groß und Klein, Berechtigte und Unberechtigte. Die Wahl des Thüringers gelingt, aber der Sieg, den er über den Staufer im Kampf davon trägt, ist nicht von Dauer, denn noch vor Jahresfrist stirbt er. Der Papst läßt die Aufstellung eines Gegenkönigs wiederholen. Sie fällt nicht machtvoller aus wie die vorausgehenden, nur daß der Papst den neuen König Wilhelm von Holland durch ein Ehebündnis mit

1) Waitz, Verf.-Gesch. IV 7 führt es als besonders in Italien zu Hause an.

der päpstlichen Partei in Zusammenhang zu bringen weiß und die Ehe, die Wilhelm im Januar 1252 in Braunschweig mit der Tochter des neuen Herzogs Otto von Braunschweig-Lüneburg eingeht, auch die staatsrechtliche Streitigkeit zu Ende bringt, die den Norden Deutschlands so lange von dem Süden getrennt hatte.

Der Vater der deutschen Regesten, Joh. Friedr. Böhmer, legte hohen Wert auf die Kaiserwahl Wilhelms von Holland, weil er in ihr die Grundzüge wiederfand, die man nachher im deutschen Staatsrecht beobachtete (S. 951). Das konnte doch höchstens von den Braunschweiger Vorgängen und der Form gesagt werden, die sie der Wählerschaft von 1252 gegeben hatte. In ihnen mochte das Urbild für die „Entstehung der ausschließlichen sieben Churwürden“ erblickt werden. Schon die nächste Wahl, nachdem der Tod Wilhelms konstatiert war, zeigte das. Der Papst griff zurück auf den alten Gedanken: einen Gegenkönig aufzustellen. Da die Fürsten sich über einen einheitlichen und einheimischen König nicht zu einigen vermochten, fiel die Wahl auf zwei Ausländer, einen Spanier und einen Engländer. Wie es unter diesen beiden Regenten zuging, darüber ist oben S. 7 ff. das Nötige bemerkt.

IV.

Dem Tode des Engländers (1272, April 2.) folgte nach Jahresfrist eine Neuwahl. Daß sein Gegenkönig Alfons ihn um mehr als zehn Jahre überlebte, blieb unbeachtet. Die Wahl des Jahres 1273 genießt einen zweifachen Ruhm: einmal um ihres würdigen Ausgangs willen, zweitens um der Ordnung willen, in der sie sich vollzog, wenn es auch nicht die jubelvollen Klänge waren, unter denen sie nach Schillers Ballade „Der Graf von Habsburg“ zu Ende kam. Der Dichter hat ihr schon einige historische Berichtigungen auf den Weg mitgeben müssen. Aber der Papst Gregor X. handelte doch sehr einsichtig, als er den deutschen Fürsten einen Termin setzte, um nach alter bewährter Gewohnheit einen römischen König zu wählen, und drohte, er würde sonst mit den Kardinälen für das Reich sorgen (Closener 41, 12). Zum 1. Oktober 1273 erschienen in Frankfurt nicht blos „*die di ersten kore habin an deme rike*“, sondern auch zahlreiche Landesherren (WChron., Sächs. Forts. M. G. II, 285, 26) und wählten den Grafen Rudolf von Habsburg „*der von alter ein gerehter gestanderre man were gewesen*“ (Closener, S. 41, 21), der von Altersher wegen seiner Gerechtigkeitsliebe und Mannhaftigkeit gegolten hätte *(rectitudo ab antiquo)*. Den Ausschlag gab der Rat eines, der kein Kurfürst war, des Burggrafen Friedrich von Nürnberg. Der Gegner der Kandidatur war der

zur Zeit mächtigste Reichsfürst, der König Ottokar von Böhmen, dem der Habsburger als zu klein und zu machtlos zur Übernahme der schweren Bürde des Reichs erschien. Ihn drückt der Bettelsack, spottete der Böhme und führte wohl selbst aus, wie wertlos die mächtige Krone des Reiches geworden sei. Die Antwort auf diese Verunglimpfung erteilten die Kurfürsten, indem sie die böhmische Botschaft mit ihrem Protest zurückwiesen und die siebente Kurstimme anstatt durch Böhmen durch Bayern ausüben ließen, ein Akt, der weder dem Recht noch der Geschichte entsprach (Weiland in Forschungen 20, 313); deshalb auch nicht von Bestand war, sondern schon durch einen jüngern Entscheid des Königs von 1289 und 1291 rückgängig gemacht wurde (M. G. LL. IV, n. 415 und 444). Die Abstimmung für die Königswahl vollzog sich auf eine neue Weise. Die Wähler alle kompromittierten auf den Pfalzgrafen Ludwig von Bayern und dieser gab seine Stimme für Rudolf von Habsburg ab. Einen Versuch, die Formel der Wahlverkündigung wiederzugeben, macht die österreichische Reimchronik (M. G. Deutsche Chron. V 1, S. 166). Den Rechtsbüchern bleibt sie unbekannt, ebenso wie ihnen die Aushändigung der Reichsinsignien, die wie in den historischen Berichten, so auch hier, die entscheidende Rolle der Anerkennung spielt, unbekannt ist (Beitr. V, S. 212).

Der Überblick über die Geschichte der deutschen Königswahlen ist selbst die Geschichte eines Kampfes. Anfangs Zuständigkeit eines großen führenden Standes wird sie zum Ausgang das Amt eines Ausschusses, eines geschlossenen kleinen Kreises des Fürstenstandes. Schon früh wird es erkannt, daß die Reduktion der großen Zahl die treibende Kraft in der Bewegung bildet. Ein einsichtiger Herrscher schon des 12. Jahrhunderts hatte in dem Fürstentum des deutschen Reichs seine größte Kraft erblicken wollen (Beitr. IV, S. 81). Nur war es zu zahlreich. Dem entsprach es, wenn seine Verfassung sich immer mehr aristokratisierte. Ihr vornehmstes Organ wurden die Kurfürsten. Es bildet sich charakteristisch in zwei Abteilungen von einem lokalen Abschnitte, vom Rhein aus. Die drei rheinischen Erzbischöfe und der Pfalzgraf vom Rhein sind seine Anfänge. Sie treten auf, wo später die sieben Kurfürsten zu wirken pflegen. Der Herzog von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg, der König von Böhmen gesellen sich nachher zu ihnen. In mehreren der deutschen Chroniken hat sich die Erinnerung an diese Verschiedenheit der Bildung deutlich erhalten. Die Zuständigkeiten des Organs, das zur Vornahme der Königswahlen geschaffen war, haben sich unmerklich und zugleich erheblich erweitert. Die Kurfürsten sollen den König nicht blos

wählen, sondern auch bei der Regierung unterstützen. Die Zuwahl der neuen Mitglieder des Kurfürstenrats wird keine andere Grundlage gehabt haben, als die Stellung der älteren Mitglieder, die Auszeichnung unter den Fürsten durch das ihnen zustehende Erzamt. Es trifft sich glücklich, — und auch dieser Umstand mag bei der Neuordnung mitgewirkt haben — daß das Mehrheitsverhältnis zwischen geistlichen und weltlichen Mitgliedern ungeändert bleibt: drei Pfaffenkurfürsten stehen vier Laienkurfürsten gegenüber. Der Gegensatz zwischen Wahl und Erblichkeit verteilt sich ungleich zwischen Fürstentum und Königtum, den Wählern und dem Gewählten. Das Amt des Wählens bleibt dauernd und vererblich bei den Kurfürsten und Territorialherren, das des Gewählten hängt von der Freiheit ab, welche die Wähler von ihrem Wahlrecht machen. Es ist nicht Rechtens in diesem Lande, daß der Sohn unmittelbar dem Vater folge, heißt es 1291 nach dem Tode Rudolfs von Habsburg, nachdem es fünfzig Jahre früher geheißen hatte, es ist Unrecht, die Söhne um die Früchte der Mühen ihrer Väter zu betrügen. Man drang durch mit dieser geschichtslosen Afterweisheit, und das Resultat war, daß der kraftvollen Persönlichkeit eines Rudolf von Habsburg ein Adolf von Nassau als römischer König folgte. Man suchte nicht nach dem stärksten, um ihn an die Spitze des Ganzen zu stellen, sondern fürchtete sich geradezu vor ihm, weil er die eigene Freiheit und Selbständigkeit zu beschränken drohte. Unverkennbar hat daneben ein andrer Mangel eingewirkt. Es fehlte der Norden. Fürsten wie Sachsen und Brandenburg, Städte wie Lübeck und Goslar hatten dem König Wilhelm ihre Unterstützung versagt, weil „*nobiles principes dux Saxonie et marchio Brandenburgensis qui vocem habent in electione electioni non consenserant*“ (Reg. Wilhelm, n. 5068, vgl. n. 5066[b]). Hier macht sich offenbar der Gedanke einer Vertretung, der Notwendigkeit einer Ergänzung geltend. Die Ausführung, die der Ssp. ihm gibt, sieht Maurenbrecher als die Tat eines politischen Fälschers an, Richard Schröder erblickt darin den Beweis, daß der Verfasser ein spekulatives Talent ersten Ranges besessen habe. Eine so große Rolle der Ssp. in der Lehre von den Königswahlen auch spielt, in der praktischen Entwicklung der Institution ist er nie angerufen worden, so manchem Streit und Zweifel ihre Einzelbestimmungen auch noch ausgesetzt waren.

Ein Chronist zu Ende des 13. Jahrh., Martinus Polonus, faßt die Entstehung des Kurfürstentums in einem Sage und Geschichte mischenden Spruch zusammen: *et licet isti tres Ottones per successionem generis regnaverint, post tamen institutum fuit, ut per officiales*

imperii imperator eligeretur (Forschungen XIII, 212). Die für unser Thema wichtigste Stufe der Entwicklung ist hier kühn durch die kurze Wendung „*post tamen*“ mit der ältesten Zeit in Verbindung gesetzt, obschon mehre hundert Jahre dazwischen liegen. Da der Ssp. vor der Mitte des 13. Jahrh. entstanden sein wird, hat man unwillkürlich auch die älteste Königswahl, als deren Zeuge das Rechtsbuch gilt, um diese Zeit ansetzen zu dürfen gemeint. Prüft man die Vorgänge dieser Jahre genauer, so sieht man, wie manche Königswahl in- und außerhalb des sog. Interregnum aufzuweisen ist, welche nicht die Merkmale darbietet, die das Rechtsbuch als ihre Erfordernisse kennen lehrt. In einem Einzelfalle steigt die Wählerschaft auf elf Mitglieder, in andern bleibt sie hinter sieben zurück. *Episcopi elegerunt* heißt wiederholt das Ergebnis der Wahl. *Eligentes* und *consentientes* werden eine Zeitlang unterschieden; es dauert einige Zeit, bis die *primi in electione* zu *soli in electione* werden.

Man revidiert die Weltgeschichte aus chronologischem Gesichtspunkt. Das Aussterben der alten Dynastieen nötigt zur Ansetzung neuer Herrscherfolgen. Je enger der Anschluß erfolgen kann, desto eher meint man Glauben für die neue Kombination erwarten zu können. Königshofen läßt den letzten der Ottonen die Rede halten, welche die Sukzession ordnet. Man ist aber an die Anschauungen der alten Zeit so wenig mehr gewohnt, daß der Redner es für geraten hält, die alten historischen Zeugnisse durch Erfahrungssätze, die der neuern Zeit entnommen sind, zu ergänzen und den Zeitgenossen zur Befolgung zu empfehlen (S. 424, 25). So macht man sich allmählich von den alten Fabeln über die Entstehung des Kurfürstentums frei und nähert sich der Geschichte, die zu einer reinen Verherrlichung des Fürstentums führt.

Die Frage nach der Entstehung des Kurfürstentums hat eine reiche Literatur erzeugt. Die Geschichte ist wenig durch sie gefördert. Was durch sie gewonnen hat, ist allein die Sage. Ihr wertvollster Ertrag ist die Wahrnehmung, daß was zuerst als eine Schöpfung der nationalen Gesetzgebung, ausgegangen von ihrem größten Helden, erscheint, sehr bald durch die Sage für die Kirche in Anspruch genommen wird, getreu der allgemeinen Richtung der mittelalterlichen Kultur, alle Neuerscheinungen des Lebens zu Bildungen der Kirche umzuprägen. Dem Staate, dem Reiche ein Oberhaupt zu setzen, wird die Aufgabe einer Behörde, an der, wenn auch nicht ausschließlich, doch überwiegend geistliche Kräfte beteiligt sind. In mannigfach verschiedener Weise vollzieht sich das, doch immer so, daß eine ältere litterarische Bildung sagen-

haften Inhalts eine nachfolgende beeinflußt. Keiner der Schriftsteller, der Erzähler, soviel ihrer auch auftreten, liefert eine befriedigende Lösung des Rätsels, weil keiner das Gebiet der Sage zu überschreiten wagt. In der Erkenntnis, daß es sich hier um eine der obersten Aufgaben des öffentlichen Lebens handelt, greift man endlich zum Mittel der Gesetzgebung und ordnet durch sie den Gegenstand, wenn auch unter Benutzung des Stoffes, den die bisherige Arbeit auf diesem Gebiete geliefert hat. Die Goldene Bulle von 1356, das wirksamste Stück mittelalterlicher deutscher Gesetzgebung, schließt das im 13. Jahrhundert begonnene, woran Gesetz und Gewohnheit gearbeitet haben, würdig ab, um Zustände, die das Mittelalter überdauert haben, wenn auch nicht zu beherrschen, doch aufrecht zu erhalten und bis zum Ende des Reichs bestehen zu lassen. Eine Schöpfung des Fürstentums, für kaiserliche Zwecke, im Interesse der Reichseinheit erfunden, erlebt sie den Untergang des Kaisertums; was vom Reiche übrig blieb, war dem Fürstentum zu danken, in dem einsichtige Männer schon des 12. Jahrhunderts die Kraft Deutschlands erblickt hatten.

Der wahren Entstehungszeit kommen am nächsten die spätesten Zeugnisse, so sehr sie auch sonst irre gehen. Die ersten annalistischen Aufzeichnungen der großen süddeutschen Städte Nürnberg und Augsburg aus dem 15. Jahrh. melden, Papst Innocenz III. habe festgesetzt und Innocenz IV. bestätigt „*dass die siben churfursten zu deutschen landen haben gewalt einen römischen könig zu welen*“ (Städtechron. 1, 345 und 4, 216).

Nachtrag.

Der Spruch: Dahin daher (oben Beitr. V 215) wurde früher Walther v. d. Vogelweide zugeschrieben: Waitz, Deutsche Kaiser (1862), S. 57; Winkelmann, Philipp (873), S. 336; Grimm, Wörterb. II (1860), S. 685. Da der Spruch in der Heidelberger Hs. nicht unter Walthers Namen aufgeführt wird (Wilmanns, Walther [1883], S. 369), fehlt er in den neuern Ausgaben. Pfeiffer (1864) hat ihn gar nicht; Wackernagel-Rieger (1862), S. 214 führt ihn unter den Gedichten Ulrichs von Singenberg, Truchsessen v. St. Gallen († um 1228) auf.

Der Text des alten Reinhart.

Von

Edward Schröder.

Vorgelegt in der Sitzung vom 30. Juli 1926.

Es gibt aus der mittelhochdeutschen Litteratur nur ganz wenige Texte, mit denen sich die Kritik so vielfältig beschäftigt hat, wie mit der altelsässischen Dichtung von Reinhart dem 'glîchesære' — denn daß ihm und nicht dem Dichter Heinrich dies Prädikat gebührt, darüber hat uns jüngst Anton Wallner, Zs. f. d. Alt. 63, 214 ff. die erstaunten Augen geöffnet.

Wir besitzen die Ausgaben von Jacob Grimm (1834), dem eine freundliche Fügung wenige Jahre später in der alten Kasseler Heimat wertvolle Bruchstücke der alten Fassung zuführte (1840); dann von Reißenberger (1886. 1908) und zuletzt von Baesecke (1925). Es haben sich mit dem Text gelegentlich W. Grimm (Graf Rudolf[2] S. 13), M. Haupt, Zs. f. d. Alt. 15, 254 f., Sprenger, Litbl. 1887 Sp. 473 u. Germania 36, 195 beschäftigt; eindringender aber: Schönbach, Zs. f. d. Alt. 29 (1885), 47 ff. (Sch.); Reißenberger, Paul u. Braunes Beiträge 11 (1886), 330 ff.; vBahder, ebda 16 (1892), 49 ff.; Steinmeyer, Zs. f. d. Alt. 45 (1901), 214 ff.; Leitzmann, Beitr. 42 (1917), 18 ff. (L.); Wallner, Beitr. 47 (1923), 173 ff. (W.[1]) und derselbe soeben Zs. f. d. Alt. 63 (1926), 201 ff. 207 ff. (W.[2]).

JGrimm lag 1834 nur die Fassung der 'Schwesterhandschriften' (so will ich vorsichtshalber sagen) P und K vor, die sich im Epilog als das Werk eines Mannes (*P) gibt, *der ouch ein teil getihtes kan* (2254); als er dann im Sendschreiben an K. Lachmann 1840 die Kasseler Fragmente (S) herausgab, beschränkte er sich in der Hauptsache darauf, von diesen hinter dem diplomatischen Abdruck einen leicht gesäuberten Text zu geben und das Ergebnis des Fundes für die Beurteilung der Überlieferung PK im allgemeinen festzulegen. Die Frage, ob es auf Grund von S möglich sei, auch über diese Partieen hinaus die ursprüngliche Fassung herzustellen, hat er kaum aufgeworfen. Von seinen Nachfolgern in der Kritik und Edition

wurde die Kritik zwar mehrfach förderlich auf Erfassung der ursprünglichen Lesart ausgedehnt: so von Steinmeyer, Schönbach und planvoller von Leitzmann, die Aufgabe einer Edition des Originaltextes aber entschieden abgelehnt, so von Schönbach S. 53[1]), vBahder S. 49, Leitzmann S. 28, der sogar behauptet, Schönbach habe die kritische Aufgabe des Reinhartherausgebers 'ein für allemal festgelegt': in Beschränkung auf den jüngern Text; schließlich von den beiden Herausgebern Reißenberger und Baesecke. Baesecke gieng dann aber noch hinter Reißenberger und die Forderungen der genannten drei Kritiker zurück und bietet uns den Text P (K) geradezu in der handschriftlichen Form, mit vereinzelten Besserungen die ich nur als principlos bezeichnen kann (s. Anz. f. d. Alt. 45, 93 f.). P gegenüber stellt er den erhaltenen Text von S: gleichfalls mit sparsamen Änderungen, die mehrfach der zweifellosen, durch die Reimtechnik gesicherten Fassung des Originals deutlich ausweichen.

In dieser Zurückhaltung Baeseckes verbirgt sich doch wohl die Erkenntnis, dass eine würkliche Herstellung des Textes *P schlechterdings unmöglich sei, da dieser Text, weniger entstellt durch die Schuld der Schreiber als durch das Ungeschick und mangelnde Verständnis des Bearbeiters (der würklich zu den elenden Skribenten des Mittelalters gehört), eine Fülle von anstößigen Lesarten aufweist, mit deren Beseitigung man alsbald zum Original vorstoßen muß. Es ist doch eigentlich grotesk wenn Reißenberger PBBeitr. 11, 340 sagt: 'gerade weil die Verse [1489 f.] unerträglich sind, gehören sie dem Bearbeiter' — und wenn man dann diesen 'unerträglichen' Stümper allein einer kritischen Edition würdigt! Dieser Erkenntnis, die ich mit Wallner teile, möchten die nachfolgenden Erörterungen zum Durchbruch verhelfen. Ich behaupte, daß die einzige Aufgabe der Kritik die annähernde Herstellung des Originals sein muß, und ich hoffe den Weg zu zeigen auf dem dies möglich ist. Daß ich damit nicht warte bis zu dem möglichen Zeitpunkt, wo mir das selbst bis in alle Einzelheiten gelungen ist, hat einen doppelten Grund. Einmal verbietet mir mein Alter, und verbieten mir die dringenden Arbeiten die ich noch zu erledigen wünsche, einen längeren Aufschub, und dann scheint mir gerade die gegenwärtige Zeit, wo auf der einen Seite Bequemlichkeit und Unvermögen alle höhern Aufgaben der Textkritik (ich will damit nicht sagen: alle Aufgaben der höhern Kritik) von sich abweisen, oder, was nicht viel besser ist, auf die lange Bank

1) der doch im Einzelnen immerfort der Originalfassung zustrebt!

schieben, auf der andern eine nörgelnde Skepsis den ernsthaften Versuchen dieser Art entgegentritt, die gegebene um damit hervorzutreten. Die Aufgabe unserer Kritik und Edition gilt in erster Linie dem Dichter und der Litteraturgeschichte, nicht den Schreibern, auch wenn sie sich als Litteraten aufspielen, und auch nicht der Grammatik, die aber immerhin aus dem höhern Streben des Kritikers und seinen Ergebnissen reichlich soviel Nutzen ziehen wird, wie aus der Konservierung der Schreiber-Orthographie.

Ich hab es schon ausgesprochen, dass ich selbst die Arbeit am alten Reinhart nicht abgeschlossen habe und dass ich sie fernerhin nicht weiterzuführen gedenke. Ich hoffe es werden Nachfolger kommen, die sich nicht abschrecken lassen durch die naheliegende Erkenntnis, daß wir keine Aussicht haben, einen bis in jede Einzelheit völlig zuverlässigen Text des Originals zu erreichen. Sollen wir aber darum die Bemühungen um die Kudrun aufgeben, weil wir nie einen dem Nibelungentext (*B) vergleichbaren Text erzielen werden, den Armen Heinrich und den Erec liegen lassen, weil das Ergebnis niemals an das beim Iwein heranreichen wird? In dem Streit zwischen Lichtenstein und Bartsch über die Aufgabe eines Herausgebers von Eilards Tristrant hab ich mich grundsätzlich längst auf die Seite von Bartsch gestellt. Es war ein Glück für unsere Wissenschaft, daß die Auffindung der Kudrun und des Erec in eine Zeit fiel, wo die Germanisten gegenüber den alten Handschriften noch Wagemut und gegenüber den alten Dichtern noch Pflichtgefühl hatten — kämen sie heut ans Licht, ich fürchte man würde lange auf eine kritische Ausgabe warten müssen.

Daß ich die Schwierigkeiten beim Reinhart nicht übersehe, wird man unten hoffentlich überall erkennen, zum Zeugnis dafür daß mir die Grenzen des Möglichen klar sind, will ich hier einige Beispiele voranstellen.

In dem Abschnitt 1657—1686, wo Wortschatz, Reimgrammatik und Reimtechnik dem Bearbeiter keinerlei Anstoß boten, deckt sich der Text PK mit dem Text S (auf 30 Verse) vollständig bis auf V. 1683 *ich hân hie ein ôde hûs* (*dâ hân ich inne manige mûs gehalten mînen gesten*), wo PK *'veste' hûs* haben: es ist ohne weiteres klar: der Fuchs spricht von einem verlassenen (verfallenen) Haus voller Mäuse — *P hat daraus eine 'Burg' gemacht. Gewiß, kein Kritiker wäre im Stande diesen Fehler aufzudecken, wenn uns nicht S zu Hilfe käme[1]).

---

1) Wallner hat PBBeitr. 47, 196 die gewiß scharfsinnige, aber doch kaum

Der Bearbeiter *P hat eine Reihe von Idiotismen und Fremdwörtern ersetzt oder beseitigt, die er glaubte seinen Zuhörern resp. Lesern in einer andern Landschaft (darüber unten näheres) nicht zumuten zu dürfen, die er zum kleinern Teil auch selbst nicht verstand. Ich reihe hier nur die wichtigsten auf, und lasse alle Fälle fort wo mir die Priorität von S bedenklich erscheint: 606 *cus* (Hahnrei) > *tôre*, 631 *âsprâchen* > *veltsprâchen*, 650 *trâs* > *smac*, 723 *visce die maht*[1]) > *sô vil vische*, 740 *pfulsin* > *sturmen*, 882 *der sot*[2]) beseitigt durch *er*, 908 *verbruot* > *verbrant*, 961 *vaste* > *sêre*, 1586 *burdûz* > *stange*, 1707 *hepe* > *kippe*, 1711 *grogezende* > *worgende*, 1783 *swcherlinc* (oder *sicherlinc* Wallner) > *küllinc*, 1846 *gebrehte* und 1872 *ubirbreht* als Substantiv beseitigt.

Die auffälligste Erscheinung ist unstreitig die Verdrängung der vom Bearbeiter als provinziell empfundenen Wörter *wîger* (*wîher*) durch *tîch* 722. 728 und vor allem *sôt* durch *brunne* 833. 848. 851. 865. 933. 955. (960). 964. 972. (975). 980[a]. Durch *tîch* wird der Vers beidemal verschlechtert, bei *brunne(n)* ist dies nur allenfalls 851. 933 der Fall, aber dreimal mußte *sôt* aus dem Reime hinausgeschafft werden (865. 955. 980[a]), und *brunne(n)* selbst ergab eine sehr unbequeme Bindung, sodaß der Bearbeiter, der sonst doch den Reim reiner zu gestalten bemüht ist, hier zweimal (955. 975) zur Assonanz (*misselungen*) gegriffen hat. Man muß ohne weiteres zugestehn: bei einer Prüfung des Reimbestandes von PK ohne Zuhilfenahme von S würde man diese unreinen Reimpaare mit Bestimmtheit dem alten Text zuweisen. (Daß übrigens bei Festhalten an dem überlieferten *burnen* die Assonanz leichter sein soll, vermag ich Sch. nicht zuzugestehn.)

So konsequent wie bei *sôt* hat der Bearbeiter kaum ein zweites Mal geändert, vielleicht auch keinen Anlaß mehr dazu gehabt. In dem Abschnitt 325—384, für den die Kontrolle an S fehlt, handelt es sich um eine 'decipula': 4 mal heißt sie *drûhe* (*druch*, *druck*) 326. 63. 65. 75, zwischen dem ersten und zweiten Vorkommen aber 4 mal *valle*: 331. 34. 51. 55, und dies wird 331 durch den zweifellos echten reim *: sente Galle* gestützt. Unserem mo-

---

nötige Vermutung ausgesprochen, *P habe noch das synonyme *wueste* (*wste*) gehabt und dies sei als *veste* verlesen worden.

1) denn die Ausdrucksweise, nicht das 'apokopierte *aht*' (der Ausdruck ist natürlich verkehrt) hat die Reimänderung veranlaßt.

2) Ich gebe Steinmeyer (dem auch Baesecke folgt) Recht — freilich nicht seiner Begründung, denn die von ihm bestrittene Bedeutung 'Leckerbissen' für *leckerheit* wird gerade durch den RF. bezeugt: 197 f. *Reinhart wart vil gemeit von der cleinen leckerheit* (der Meise).

dernen Sprachempfinden entspräche freilich Verdrängung von *drûhe* durch *valle*, im Mittelalter aber war *drûhe* reichlich ebenso verbreitet, es fehlt freilich ganz in elsässischen Quellen, wie auch im heutigen Sprachgebrauch bei Martin-Lienhard; vgl. dagegen z. B. Schmeller-Fr. I 564. In O müßte es übrigens *drû* heißen (s. u. S. 35 f.), womit dreimal pausierte Senkung entstünde! Es ist also anzusetzen:

326 *er wiste in dâ ein valle lac*
363 *der die valle dar het geleit*
365 *daz houbet er ûf die valle hienc*[1])
375 *der gebûr sluoc daz diu valle brach.*

Damit ist nun freilich was sich über den Wortschatz sagen läßt erledigt: es muß ohne weiteres zugestanden werden, daß der *P-Text noch allerlei Verschiebungen des Ausdrucks umschließt, für deren Ermittelung uns keine Kriterien zu Gebote stehn. Einiges davon aber wird sich auf anderem Wege herausstellen und beseitigen lassen, wenn wir die Anstöße die zur Reimänderung führten und das Verfahren des Bearbeiters näher kennen gelernt haben. Ich muß dabei Manches wiederholen was meine oben genannten Vorgänger (ich möchte fast sagen: natürlich) auch gesehen haben, ja ganze Zusammenstellungen, wie sie z. B. schon von vBahder und wieder von Leitzmann geboten worden sind; aber ich würde meinen eigenen Ausführungen die rasche Überzeugungskraft nehmen, wenn ich beständig auf sie verweisen wollte. Ich habe alles auf meinem Reimregister, Wörterbuch usw. aufgebaut, und wo ich jenen im Einzelnen etwas verdanke, da soll es gewiß nicht verschwiegen werden; der Leser aber sei hier ein für allemal darauf hingewiesen: die allgemeinen Tatsachen die ich vorbringe sind nicht neu, neu ist nur die Methode oder vielmehr die Bestimmtheit mit der ich sie auswerte, denn auf meinem Wege ist auch schon Leitzmann gegangen; und neu sind viele Einzelergebnisse.

In den Kasseler Fragmenten (S) sind uns im Ganzen 685 Verse erhalten, denen 701 Verse der jungen Bearbeitung *P entsprechen. Das mit der bekannten Lücke behaftete *P umfaßt ohne Epilog 2250 Verse[2]): wir haben also für ein knappes Drittel die Kontrolle durch S, das freilich, wie man längst erkannt hat, weder = O ist noch einem unverwandten Zweige der Überlieferung angehört. Es wird gut sein, sich dies Verhältnis immer vor Augen

1) über die mögliche Änderung des Reimes s. u.

2) wenn ich Wallner die Echtheit der neuerdings aus der Zählung ausgeschalteten Verse 2248$^{a\ b}$ zugebe.

zu halten und dem vergleichbaren 'Drittel' die 'Zweidrittel' gegenüberzustellen, für die zunächst eine direkte Vergleichsmöglichkeit fehlt, für die wir aber doch Kontrollmittel aus dem bevorzugten 'Drittel' gewinnen können.

Im 'Drittel', wie ich kurzweg sagen will, stehn den 343 Reimpaaren von S in *P 351 gegenüber: davon sind total abweichend 62, während in weitern 28 das Reimbild gewahrt, aber nur eines der beiden Reimwörter beibehalten ist. Zusammen also 90 Reimpaare, d. i. ein gutes Viertel, von S abweichend. Die Gründe der Änderung sind schon von vBahder S. 50 ff., Leitzmann S. 23 ff. aufgeführt. Daß es vorzugsweise formale Anstöße waren, dafür verweis ich nochmals auf die Partie 1657—1686, die unangetastet blieb, weil solche Anstöße hier fehlten.

Von jenen 90 Reimpaaren, die ganz oder doch einseitig in *P neu sind, wurden durch unreinen Reim der Vorlage (im Sinne der Reimtechnik) veranlaßt 23; durch archaische Formen 12; durch rein dialektische Anstöße: in der Lautform 20, in der Wortform oder Flexion 5; durch mundartliche Vokabeln, Fremdwörter, Bedeutungsanstoß 15. 4× änderte der Bearbeiter, weil mit seiner eigenen Neuerung eine unschöne Nachbarschaft gleicher Reimbindung entstanden war (609 f. 653 f. 655 f. 1649 f.); 8× bringt er Zusatzpaare, und nur allenfalls an 3 Stellen kann man über den Grund der Änderung im Zweifel sein. —

Es wird sich nun empfehlen, in einem Reimregister[1]) das von vorn herein gesicherte Eigentum des Bearbeiters *P zusammenzufassen, wobei ich zu den 90 Änderungen des 'Drittels' die neun Reimpaare des Epilogs hinzunehme. Ich klammere dabei die aus dem alten Text beibehaltenen Reimgesellen ein. Und ich gebe diejenigen Reimwörter in Sperrdruck, die sich von vorn herein als charakteristisches Sondergut oder aber als bevorzugtes Flickmaterial verraten resp. alsbald als solches herausstellen werden. Zu diesem darf man gewiß auch das bequeme Mittel des nachgestellten Pron. pers. *mîn*, *dîn*, *sîn* rechnen — nur freilich ist es kein sicheres Kriterium des Bearbeiters, wie Schönbach zu glauben scheint, denn schon der alte Dichter machte davon reichlichen

1) Hier sei ein Wort über das Verhältnis der klingenden zu den stumpfen Reimpaaren eingeschaltet. Die Prozentzahl der klingenden Reime in S (80 von 343) ist für diese frühe Zeit überraschend niedrig: 23⅓ %; in dem entsprechenden 'Drittel' von *P steigt sie ein wenig, im Ganzen aber sinkt sie auf rund 22 %, was den stumpfen Not- und Flickreimen zuzuschreiben ist. Wir sehen deutlich, daß die Verschiebung des Reimbestandes von S (O) > *P auch in diesem Punkte unbedeutend ist.

Gebrauch, wie S 609. 820. 846. 875. 873. 1775. 1848. 1864. 1873 und in der Anrede 902. 1545. 1680 bezeugen.

missehabe (: abe) 816.
sprach : anesach 1605.
lachen : sachen 873.
schaden (: geladen) 800.
meisterschaft (: kraft) 1579.
clage : slage 817.
sagen (: getragen) 801. (: clagen) 877. siechtagen : clagen 1853.
naht : maht 921.
schal : überal 1573. (: kerzstal) 980.
alle : schalle 1575.
quam : nam 785. (: nam) 1782.
man : kan 2253; dan(e) (: kan) 1562.
belangen : (gevangen) 1554.
zehant : Hersant 607. 872. : gerant 1715. 1890. (: vant) 1719.
Reinhart : wart 775. 1688.
was : genas 1697.
vaste : laste 961.

sâ : (dâ) 1730.
nâch : (gâch) 1700.
gân : enthân 842. (: hân) 858. 960. (: lân) 822; hân : lân 601. (: engân) 807. (: stân) 1862. : getân 1703.
stân : ûzgân 655.
getân : verlân 2255. (: kapelân) 1850.
hât : gât : 724. : stât 1852.

mære : wære 1747. : Glîchesære 2249.

geben : leben 2263.
wegen : pflegen 803. gelegen : erwegen 768.
gesehen : geschehen 747.
Diepreht : reht 1646. 1749.
rehte (: knehte) 1846.
snelle : ungetelle 795.

neste (: geste) 635.

ende : sende 2265. schende (: ende) 1770.

ê : wê 1557. : mê 2257.
verkêrte : versêrte 813.

eide : leide 1625.
geleit : arbeit 1789.

mich (: dich) 1532; gemelich (: sich) 792.
getihtet : ungerihtet 2251.
vil : wil 2261.
küllinc (: dinc) 1783.
geringe : bertinge 969.
inne : sinne 875.
mir : ir 697.

sîn (*Inf.*) : hinîn 946. (: Bendîn) 1885.
mîn (: Kuonîn) 618; dîn (: herîn) 658; sîn : Isengrîn 797. 880.
Kuonîn : Isengrîn 605.
wîp : lîp 621.

tief : gief 867.
gevienc : gienc 829. 1746.
geriet : niet 769.
hiez : liez 783.

gesprochen : abgebrochen 2259.
sol : wol 625. 1631. (: wol) 893.
komen : gefromen 773.
begonde : konde 653.

dô : sô 907. : alsô 1872; : vrô 609. 1689. (: vrô) 1795.
nôt : gebôt 1656. (: tôt) 1617.

brunne(n) : misselungen 955. 975.
zestunt : kunt 1623. 1649.

truoc (: genuoc) 827.

Ich greife aus diesem Register zunächst die Flickwörter *zehant* und *zestunt* heraus, die wir an sich und von vorn herein dem Original so wenig abstreiten würden wie irgend einem andern guten Dichter. Aber sie kommen nun einmal in dem fraglichen 'Drittel' nur in *P vor und bleiben dadurch verdächtig, wenn sie auch nicht gleich zur Marke der Unechtheit werden. *zehant* verwendet der Bearbeiter hier zweimal zum Reim auf das von ihm eingeführte

Hersant (608. 871), dann noch dreimal im Reim auf Verbalformen — nur von letztern Bindungen finden sich in den übrigen Zweidritteln noch 3 Belege: für 1291 wag ich keine Änderung vorzuschlagen, 1321 vermut ich ein Part. auf *-ôt* im Reim auf *gebôt*, 2064 belass ich den Reim, lese aber *ûz* (oder *von*) *der hant.*

Ich benutze diese Gelegenheit um die Frage aufzuwerfen, wo das nach S auch für O vorauszusetzende *Hersint* im Reime geblieben ist. In S reimt es nirgends, aber im übrigen Gedichte ist es sicher mehrfach unterdrückt worden. Die Verse 1225 ff. sind aus mehr als einem Grunde anstößig. Isengrin hat seine Klagrede offenbar mit den Worten geschlossen: *owê daz er ie unser gevater wart!'* Nun geht es aber weiter:

ichn mag es nimmer werden vrô'.
ver Hersant weinete dô
unde hûlte Îsengrîn.
alsam tâten ouch die sune sîn.

Verdächtig ist hier der Lieblingsreim des Bearbeiters *dô : vrô*, überflüssig, ja störend die Einschaltung Isengrins; ich schlage vor zu lesen:

dô weinete ver Hersint,
sam tâten ouch ir beider (od. *diu beiden*) *kint.*

Ferner 1359 f., wo überliefert ist: *ver Hersant und Isengrîn quâmen dar und die sune sîn*, bedenklich durch die Voranstellung der Wölfin und hier auch durch das nachgestellte *sîn*, da es sich doch um das Elternpaar handelt. Man lese:

Îsengrîn und ver Hersint
quâmen dar unde ir kint.

kint heißen die jungen Wölfe auch im Reim 1399.

zestunt ist zweimal von *P gegen S eingeführt und taucht in den Zweidritteln (bei 17 fachem Vorkommen des Reimtypus *-unt*) nur noch einmal auf: 253 *er solde enbîzen sân zestunt. der kæse viel im für den munt*; ich zweifele nicht an dem Zusatz und schlage einstweilen vor:

daz er solde enbîzen sâ.
der kæse viel [vor] im ûf die slâ

d. h. auf die Wegspur, den Weg.

Den berüchtigtsten aller Flickreime *dô : frô* (*: unfrô*), *dô : (al)sô* hab ich schon Anz. f. d. Alt. 45, 94 herausgehoben, und natürlich sind auch schon Andere auf ihn aufmerksam geworden. Nach seinem 5 maligen Neuauftreten im Drittel wird man von den 16 übrigen reichlich 10 im Verdacht haben, und auch von den 3 *frô : (al)sô* ist wenigstens eines sicher jung. Ich behalte mir vor,

auf einige Stellen weiter unten einzugehn, hebe aber in der nachfolgenden Liste schon alle hervor, die mir mehr oder weniger Anstoß erregen: 49f. — 147 (längst erkannt). — 243f. ... *daz ist mîn wân'. lûte er singen dô began?* — 321f. — 405f. *daz er sînen gevatern nam* (Ind.!) *dô. des wart er sint vil unfrô* sicher jung! viell. *nœme : daz wart im sît vil swœre* (obwohl der genaue Assonanztypus sonst nicht vorkommt) — 679f.? — 1019f. *frô gestân : dannân*? (vgl. 1312 *trûric stân*) — 1225f. oben S. 29 erledigt — — 1453f.? — 1457f. *was getân : quam gegân*, s. u. — 1489 l. *der hase leite sich ûf daz grap : unde entslief. dô ez wart tac*, der Fall *ûf daz grap dô* ist wohl einer der ärgsten. — 1925f. l. *ergân : dannân* (Schönbach) — 1947f. l. *ergie : die* (s. Anz. f. d. Alt. 45, 94) — 2065f. — 2103f. *des fröute sich der helfant. der künec hiez in dô daz lant*; die Reimänderung erfolgte wegen der Nähe von 2199f. u. 2109f. — 2227f.

frô ; alsô 117f. ist als *frô : hô* bereits von Leitzmann erkannt.

Für *dâ : sâ* gibt es schon in der gemeinsamen Vorlage von SP einen grellen Fall mechanisch gedankenlosen Zusatzes, an den man merkwürdiger Weise bisher nicht gerührt hat. Denn es ist doch wohl undenkbar, daß der Dichter 1589f. geschrieben haben soll:

die fuoze sazter an daz bloch sâ,
unde zôch sich ûz, doch liez er dâ,

wo er die Reimworte so bequem zur Hand hatte:

die fuoze sazter an daz bloch
und zôch sich ûz, und liez iedoch

Abgesehen davon ist *dâ : sâ* in S*P noch zweimal überliefert, 917f. und 963f., und hier sicher echt. 1729 hat *P *sâ* für *gâ* eingestellt, 2165 *dâ* für *gâ* (*: sâ*); 147f. wird man den Herausgebern die Änderung in *dâ : sâ* zugestehn müssen. Auch die Überlieferung *dâ : sâ* 2217 wag ich nicht anzutasten. Aber drei Stellen bleiben noch die sicher Neuerung sind:

1361 *der künec gienc an daz gerihte sâ,*
Reinhart was niht ze hove dâ

ist deutliche Änderung für

der künec an daz gerihte saz,
Reinhart niht ze hove was.

1993f. *der hof zesleif sâ. Crimel bleip dâ*, wo L. *zesleif : beleip* einstellt — ich suche noch nach einem Präteritum auf *-t* oder *-c* (denn ein unreiner Reim muß der Grund der Änderung sein), da ich die Bindung von *-f : -p* dem Dichter nicht zutraue. — 2131f. ist sicher *urloup nam : huop sich dannân* zu lesen (s. u.).

sâ gehört also sowohl dem Dichter wie dem Bearbeiter, der die Verwendung etwa verdoppelt hat. Wenn nun in der Überlieferung von PK 1189 auch einmal *sân* vorkommt und zwar in dem anstößigen Reime *vreissam : sân* (für den im Original sicher stand *vreissam : quam gegân*, s. u.), so kann dies unmöglich dem Bearbeiter selbst gehören; es muß Fehler von P resp. der Vorlage von PK sein.

Von den durchsichtigen kleinen Mitteln mit denen der Umreimer arbeitete, wend ich mich jetzt der feststellbaren Reimtechnik und weiterhin der Reimgrammatik des Originals zu, die trotz allerlei Anstößen im Einzelnen von S doch im ganzen zuverlässig repräsentiert wird.

Wir untersuchen die in S vorgefundenen und von da aus für das Original erschließbaren Typen unreiner Reime, d. h. die Reimtechnik des Originals.

O reimte ungeniert *i : î*, *P nahm an dieser Bindung Anstoß.

In dem kontrolierbaren Drittel hat *P die folgenden Reime *i : î* beseitigt: a) vor *-n*: 617f. *Kuonîn : mînen sin* (*: sinne mîn*), 657f. *herîn : iuwern sin* (*: sin dîn*), 783f. *Bertîn : sin* (frei geändert), 875f. *schate sin : sînen sin* (*sch. dâ inne : sîne sinne*); b) vor *-ch*: 1531f. *dich : rîch* (*dich : mich*), 1715f. *gelîch : sich* (*gelîch sehant : gesant*); die übrigen Adjectiva auf *-lich* haben im Original wie beim Bearbeiter gleichmäßig Kürze, reimen mithin unangefochten *: dich, mich, sich.*

Wo wir also in der Überlieferung von *P einen Reim *-in : -în* antreffen, muß er alt sein: 107f. *Sengelîn : enpin*, 2045f. *darîn : gewin* sind die einzigen Beispiele, ein paar weitere Fälle, auch von *-îch : -ich*, sind gewiß beseitigt, und die Konjekturalkritik darf mit solchen Bindungen operieren.

Nicht ganz einfach steht die Sache bei *a : â*, insbes. bei *-an : -ân*. In S finden wir, dem alemannischen Ursprung von O entsprechend, nur wenige Fälle: 949f. *hân : gan* bleibt in *P; 1561f. *kam : dannân*, 1781f. [*nam :*] *dannân* wurden wegen des *dannân* (und obendrein wegen *-m : -n*) beseitigt. (Man darf übrigens bei *dannân* (*hinnân*) ebenso wie bei den Verbalformen auf *-ôt* quantitas anceps annehmen.)

Nun scheinen aber die *a : â*-Reime in *P (Zweidrittel) gar nicht selten: das wäre bei dem zweifellos mehr östlichen Ursprung der Bearbeitung nicht auffällig, die Frage ist nur, wieweit wir derartige Reime dem alemannischen Original zutrauen dürfen. Eine nähere Betrachtung bringt Klarheit. Wir haben in *P nur sechs prinzipiell unanfechtbare Reime *-an : -an* (1357f. 1581f. 1971f. 2107f.

2179 f. 2253 f.), denn 275 f. *began : danę*, 1562 f. *kan : danę* gehören dem Bearbeiter an (s. u.); *Tuschelan : nieman* 1438 neben *Tuschelân : bestân* 1995 darf als anceps gelten. Dazu treten 21 für O nötigenfalls gleichwertige *-am* (20 mit *quam*).

Diesen steht nun eine sehr große Anzahl von Reimen auf *-ân* gegenüber: lassen wir einmal *hân* bei Seite, so sind es zunächst 51 'neutrale' Reime, wo über die Quantität auf beiden Seiten kein Zweifel besteht; dann kommen 30 Reime *hân* (habeo, habere): *-ân*; ihnen gegenüber 9 Reime *hăn : an* — bleibt ein **einziger** Reim der bei einem alemannischen Dichter Anstoß erregt: 2157 f. *getân : man*.

Neben *hân* muß mithin die Doppelform *hăn* angesetzt werden, sie ist 949 durch S bezeugt, und es ist recht wohl möglich, daß auch die übrigen 8 Fälle (86. 175. 361. 369. 396. 439. 515. 575) dem Original angehören: dafür spricht daß sie sämtlich auf das erste Viertel der Dichtung fallen; denn für den Bearbeiter läßt sich kein Grund ausdenken, warum er sie später vermieden haben sollte. Vielmehr bleibt es auffällig daß *P von der ihm sicher zustehnden Freiheit *a* und *â* zu reimen so wenig Gebrauch gemacht hat.

Gegenüber andern Formen als *hăn* bin ich freilich skeptisch: so halt ich die Verse 573—76 für einen Zusatz von *P (s. u. S. 48) und damit auch den Reim *hânt : lant* für dessen Eigentum; und die beiden einzigen Fälle von *hăt*, die im Gegensatze zu *hăn* in die zweite Hälfte fallen, sind jedesmal durch den Ausdruck verdächtig: 1473 f. *herre künec, hœret an dirre stat* (!) *schaden kiesen den er hat* (!) und 2097 f. *Reinhart, der lützel triuwen hat, den künec dô genôte bat* — hier möchte man an *der rôte : genôte* denken, aber dann läge allerdings für den Bearbeiter kein formeller Grund zur Änderung vor.

Für die **Reimtechnik** des Originals ist nunmehr festzustellen, daß außer *i : î* so gut wie keine **vokalischen** Differenzen vorkommen; es handelt sich also bei den unreinen Reimen nur um echte Assonanzen. Auch im klingenden Reime! Die einzige Ausnahme unserer Überlieferung bildet das Reimpaar *Lucifêre : schiere* *P 357 f., das aus keinem der in Betracht kommenden Dialekte zu rechtfertigen ist (vBahder S. 53); mit Wallners *gevære* ist da nicht geholfen. Es bestehen noch zwei Anstöße: 1) Lucifer ist hier höchst auffällig: wo kommt im Mhd. eine Verwünschung zu Lucifer vor?[1]) 2) *schiere*, das 61. 290 im Reime *: tiere* erscheint und dort

1) Lucifer, der gestürzte Engelfürst, ist den theologisch Gebildeten wohlvertraut und konnte einem klösterlichen Bearbeiter leicht in die Feder kommen — aber auch einem Spielmann? Denn dafür halt ich unsern Heinrich unbedingt, auch nachdem ihm der Titel 'Glichesære', den ich stets als 'mimus' gefaßt habe, genommen ist. Zum mindesten ist Lucifer hier, in dieser Dichtung und an dieser Stelle, völlig stillos.

beidemal ohne Anstoß ist, dürfte hier, wo nicht 'ilico' sondern 'celeriter' erwartet wird, kaum das richtige Wort sein, denn zu *sich heben* steht im RF. regelmäßig *balde* 137. 1657. 1829. 2197; das Reimwort ist in diesen wie in allen 6 weitern Fällen *walde*. Setzen wir also *balde* für *schiere* ein, so kommen wir zu einer Fassung des Reimpaars wie dieser:

und beval in dem w a l d e.
dannen huop er sich b a l d e.

'*dem walde bevelhen*' wäre eine Verwünschung ähnlich dem bekannten '*ze walde wünschen*' Walther 35, 18. Die Unbekanntheit mit dieser Formel (nicht der Reim) würde dann den Bearbeiter zur Änderung veranlaßt haben. — Es ist aber auch die Möglichkeit gegeben, 358 *dannen* als *dannân* in den Versausgang zu bringen und so ein passendes Synonym zu Lucifer zu erreichen:

und beval in dem s a t â n.
balde huop er sich d a n n â n.

Hiergegen ließe sich einwenden, daß bis über 1200 hinaus nur *sathanas, sathanât* bezeugt scheinen. Aber vielleicht ist das Zufall?

Ich betone nochmals: es ließen sich für das Original im zweisilbigen Reim gär keine vokalischen Differenzen erweisen, im stumpfen Reim bloß die für den Alemannen unanstößigen Bindungen *i : î* und nur ganz wenige Reime *an : ân*, wenn eben die mit *hân* aus einer kurzvokalischen Doppelform zu erklären sind, die mit *dannân* als anceps ausscheiden. Eine dem Original zustrebende Kritik muß also in der Annahme vokalischer Ungenauigkeiten sehr vorsichtig sein. *P hat die Reime *i : î* konsequent beseitigt, die *a : â* unbedeutend vermehrt.

Die k o n s o n a n t i s c h e n U n r e i n h e i t e n in S, welche *P durchweg beseitigt hat, sind die folgenden:

1) nach Langvokal im einsilbig stumpfen Reim:
   -p : -c: *huop : genuoc* 827 f.
   -p : -t: *lîp : zît* 1655 f.
2) nach Langvokal im klingenden Reim:
   -b- : -g-: *gelouben : ougen* 601 f. 625 f.
   -m- : -n-: *dâheime* (?) *: cleine* 773 f., s. u.
3) nach Kurzvokal im einsilbig stumpfen Reim:
   -m : -n: *began : kam* 607 f., *nam : dannan* 1781 f.
4) nach Kurzvokal im zweisilbigen und dreisilbigen Reim:
   -b- : -d-: *scaden : draben* 785 f.; *biber : wider* 1623 f.
   -b- : -g-: *abe : clage* 815 f.; *clagete : habete* 817 f. *sagete : habete* 1747 f. *bîgelegen : leben* 621 f. *erheben : erwegen* 767 f.
   -d- : -g-: *geladen : getragen* 799 f. *clagen : scaden* 877 f.

5) überschießendes *-n* im zweisilbigen Reim: 623f. 649f. 893f. 931f. 1547f. 1553f. 1609f.

Unter 343 Reimpaaren die in S überliefert oder doch sicher erschließbar sind, stellen wir höchstens 23, das sind 7 %, konsonantisch unreine fest[1]), und wenn wir davon die Reime mit überschießendem *-n* abziehen, verbleiben nur noch 16, d. i. knapp 5 %. Und diese Unreinheiten sind durchweg leichter Natur, nachdem wir den Fall *êwarte : drâte* mit Wallner beseitigt haben. Wir dürfen also bei der Rekonstruktion des ältern Textes die eben festgestellte niedrige Prozentzahl unreiner Reime nicht überschreiten, und wir dürfen auch ohne Zwang keine in S unbezeugt gebliebenen Typen von solchen einstellen, wie das Schönbach getan hat, dessen Vorschläge nicht nur über die Reimtechnik von Reinhart Fuchs S hinausgehen, sondern z. Tl allem widersprechen was überhaupt in der Frühzeit der mittelhochdeutschen Dichtung möglich ist. Sch. will nicht nur 795f. *gâch : sâ* halten und 1435f. *jâ : gâch* so einstellen, er traut unserm Dichter Reime zu wie 365f. *hie : lief*; 2189f. *gân : dâ*, läßt ihn *Îsengrîn* 697 *: paradîs*, 1405 *: wîp*, 1453 *: sî* reimen; setzt in den Reim 893 *bevolhen* (*:* ?), 864 *kom er* (*: genomen*), 1489 ein apokopiertes Prät. *leit* (*: gemeit*) — lauter Unmöglichkeiten!

Ich habe schon im Vorausgehnden bei Beseitigung namentlich der Flickreime eine Reihe alter Reimungenauigkeiten aufgedeckt. Hier will ich die bereits gefundenen sammeln und ihnen die andern von mir und meinen Vorgängern vermuteten, wo nötig mit Begründung, einreihen. Ich bemerke von vorn herein, daß die Zahl dieser Konjekturen (zu denen der Anhang noch weitere fügt) für die Zweidrittel etwas größer ist als wir sie nach dem Bestand im Drittel erwarten dürfen — es wird also ganz gewiß eine oder die andere meiner Vermutungen übers Ziel hinausschießen; anderseits hab ich schwerlich schon alle verhüllten Assonanzen aufgedeckt.

Zunächst die obigen Gruppen 1—3: 170 setzt Sch. für *strît* ein *kîp* — 283f. l. *entran : gram* Steinmeyer — 307f., wo das Präsens *lît* (*: sît*) unwahrscheinlich ist: *dô was im kündekeite s t a t : er sach wâ ein rone l a c.* — 365f. l. *valle : balde*? (s. u. S. 39) — 405f. l. *næme : swære* (s. o.) — 517 f. l. *truoc : huop* (S. 37) — Unverständlich bleibt mir, wenn sich der seines Schwanzes beraubte Isengrin zweimal beklagt, er habe seinen *lîp verlorn*: nicht nur in *P 1040, sondern auch schon in S*P 614 (beidemal *: wîp*): ich kann die Vermutung nicht unterdrücken, daß hier schon in der gemeinsamen Vorlage

1) Umstellung des Konsonanten begegnet 1705f. *êwarte : drâte*, wo aber Wallner *harte* wahrscheinlich macht.

min gelit (: *wîp*) beseitigt wurde. Ganz sicher ist mit *sîn lîp* der reine Reim hergestellt 1091: lies hier *daz geschuof sîn bôser nît* (: *wîp*) — 773 f. *dâheime : cleine*, s. u. — 1045 f. vermut ich *roup : betrouc* — 1361 f. l. *saz : was* (s. o.) — 1489 f. l. *grap : tac* (s. o.) — 2131 f. l. *nam : dannân.*

1515—1518 *walt : manicvalt* | *lant : vant* hab ich anfangs mit Streichung der von den Herausgebern eingeklammerten Mittelverse in *walt : vant* zusammenziehen wollen, hege aber doch Bedenken.

Zu 4) hat Schönbach gut vorgeschlagen 669 f. *daz leben nemen : vergeben*; ebenso ist 341 f. zu lesen *nemen : leben.* — Von Steinmeyer rührt der vortreffliche Vorschlag her, 1327 f. *widere : hôchgesidele* zu schreiben. — Daß sich der in S am zahlreichlichsten belegte Reimtypus *-ade(n) : -abe(n) : age(n)* unter einem Vierreim verbergen kann, beweist *P 799—802 *geladen : schaden* | *sagen : getragen* für S *geladen : getragen*; danach hat L. 1447—50 mit Ausschaltung der mittleren Verse sehr gut emendiert: *beclage : schade.* Ebenso trifft sein Vorschlag 1269 f. *clagen : schaden* das richtige, sowie 1409 f. *clagen : schade* (aus 1411). Ich stelle ferner 1285 um *schaden tragen* in *tragen schaden : erslagen.*

Schließlich 5) die überschießenden *-n*; Schönbach hat sicher erkannt 1101 f. *nenne : erkennen*, mir wahrscheinlich gemacht 1047 f. *triuwe : zerbliuwen.* — 1207. 8 *bate : ê* ist natürlich unhaltbar, die übliche Änderung *bate sîn : gesîn* mag für *P gelten, in O stand vermutlich *bate : gestaten.* — 1409 f. l. *clagen : schade* (s. o.). — 2039 f. für *geware wart : teter eine vart* ist wahrscheinlich zu schreiben *wart geware : teter varen.* — Diese Reime lassen sich schwerlich alle feststellen: manche mag man durch Einsetzung starker (oder je nachdem: schwacher) Flexion eines Substantivs erreichen, wie das Schönbach bei 57, Leitzmann bei 63 versucht. — Unbedingt abzulehnen sind aber diesen beiden gegenüber Reime *î : în.*

In der Reimgrammatik von O, soweit wir sie aus S feststellen können, ist die auffälligste Erscheinung der Abfall resp. Ausfall des *h*, dem *P fast durchweg mit Änderungen gegenübertritt. Die Stellen sind vollständiger als von vBahder S. 50 verzeichnet von Leitzmann S. 25, es empfiehlt sich aber, sie hier noch einmal anders gruppiert vorzuführen.

1) *-h* (*-ch*) nach Langvokal fällt ab:

S	*P
gâ : sâ 795	(*snelle : ungetelle*)
— : — 1699	*gâch : nâch*

S	*P
sâ : gâ 970	(*geringe : gâch wart dem bertinge*)
— : — 1690	(*dô : vrô*)
dâ : gâ 1730	*dâ : sâ*
hô : unfrô 797	(*sîn : Îsengrîn*)
hô : [*frô*] 1795	*dô : vrô*
2) *-h-* zwischen Vokalen fällt aus:	
slân : engân 807	*hân : engân*
hân ('habeo') *: vân* 748	(*gesehen : geschehen*)
vân : verlân 1793	beibehalten [1])
stân : hân (suspendi) 1862	*stân : hân* ('habere')
3) *-h* nach Liquida fällt aus:	
bevolẹn : wolẹ 893 [2])	*sol : wol*
4) *lieht : -iet*:	
lieht : verriet 1687	(*liecht wart : Reinhart*)
lieht : niet 751	*geriet : niet*
— : — 921	(*naht : maht*).

Die Fälle von *gâ :* müssen selbstverständlich aus *P vermehrt werden. Dies ist an einigen Stellen sehr leicht. 465. 66 schreib ich

den bachen warf er von im sâ, (statt *ûf daz gras* ⟨*dâ*⟩ L.)
nâch Reinhartes vel (!) *was im gâ.*

1435. 36 hat schon L. das überlieferte *nâch : gâch* beseitigt, indem er aus dem Versinnern *jâ : gâ* in den Reim nahm. — Und selbstverständlich lautet in O der Vers 2165 *der arzât was mit valsche gâ* (st. *dâ*) : *sâ* (Schönbach).

Dagegen geht es ganz gewiß nicht an, mit L. (S. 25) statt des überlieferten *gâch : nâch* ohne weiteres einzusetzen 131 f. *gâ : darnâ*, 171 f. *hernâ : gâ*, 349 f. *nâ : gâ*. Denn 1) ist das auf *-hw* zurückgehnde *-ch* in *nâch* an sich widerstandsfähiger als das *-h* in *gâh*; 2) ist ein solcher 'neutraler' Reim *nâch : gâch*, den ich als Doppelform (*gâch* neben *gâ*) nicht von vorn herein für unmöglich erklären würde, in S nicht vorhanden; 3) ist diese Bindung (und Schreibung) 1699 f. als Änderung von *P erwiesen, 1435 f. von Leitzmann (und mir) als solche sicher gestellt. Wir werden also die 3 Restfälle zwar anfechten, aber auf andere Weise als durch einfache Abstoßung das *-ch* kurieren resp. beseitigen müssen.

Das Reimpaar 131 f. erscheint deutlich als Zusatz — auch

---

1) *enpfân :* 1523 ist für *P so wenig anstößig wie für O; s. Zs. f. d. Alt. 45, 48.

2) daß so mit vBahder für O anzusetzen ist, unterliegt für mich keinem Zweifel, Wallners einschneidende Änderung lehn ich unbedingt ab.

349 f. könnte ein solcher sein, wenn hier nicht etwa eine unreine Bindung mit *neven :* beseitigt ist.

172 steht das verdächtige *dannen* (S. 41 f.) im Vers, und da obendrein *hernâch : gâch* Bedenken erregt, so dürfen wir vermuten

171 *meister Lanzelîn quam dar gegân,*
Reinhart huop sich dannân.

Ebenso entschieden wie *gâch* bezweifle ich die Nebenform *hôch*, und lehne anderseits *zô* als ungesichert und unwahrscheinlich ab so gut wie oben *nâ*. Zunächst lassen sich hier die Reimfälle für *hô* (s. S. 36) leicht vermehren: 118 genügt die schon von L. vorgeschlagene Umstellung *nie alsô hô* (*: frô*); und auch 200 ist kein Zweifel möglich, denn 1) wird der Vers durch das überflüssige *ûf einem aste* zu doppelter Normallänge gedehnt, 2) ist *vaste*, das der Bearbeiter 961 nachweislich eingeschwärzt hat, dringend verdächtig, da es ein drittes Mal nicht vorkommt; man schreibe also:

199 *er was des vil harte frô:*
dannoch stuont sîn gevatere hô[1]).

Über 47 f. handele ich unten S. 47. 103 f. bleib ich mit Wallner bei der Reimbindung *hôhe saz : niuwen baz.*

Von dem Reimtypus *-ôch* bleibt noch übrig *zôch : vlôch* 517 f.; ich würde die Bindung keinesfalls anfechten, wenn nicht der Sinn Anstoß erregte, denn *der ieglîcher eine stange 'zôch'* ist doch Unsinn! Nur *nemen* oder *tragen* (wie 1586) ist hier möglich. Man schreibe also:

der iegelîcher eine stange truoc.
Reinhart sich balde dannen huop.

So begründe ich hier nachträglich eine der oben S. 34 f. angestrebten Assonanzen des Originals.

Ich betone nochmals: der Dichter sprach und schrieb *gâ* und *hô*, aber *nâch* und *zôch*, so hatte er für *nâch* anscheinend übh. keinen Reim zur Verfügung und konnte *zôch* nur allenfalls mit *flôch* binden; diesen Reim hab ich oben nicht um der Reimgrammatik, sondern um des schiefen Ausdrucks willen beseitigt. —

Da der Dichter sonst stets *vân* (und *enpfân*) reimt, so werden wir dies auch 1945 in den Reim stellen, aber nicht einfach *gân* ('ire') für *gâhen* (L.) einsetzen, sondern *dannân* aus dem Vers herausnehmen (s. u.). —

1429 ff. *gevâhen : gâhen | erhangen : begangen* widerspricht sowohl *gevâhen* wie *begangen* dem Reimgebrauch des Originals; über die Änderung zu *gevân : begân* vgl. unten S. 49.

1371f. ist wohl *erzien : gevlien* zu schreiben, entsprechend *slân* < *slahen*; und selbstverständlich 1967f. *verzien : lien.*

Wegen 1947f. *ergie : die* (< *dieh*) s. Anz. f. d. Alt. 45, 94.

In dem durch S kontrolierbaren Drittel von *P kommt dreimal der Reim *sol : wol* vor: 625f. 1631f., wo beidemal das Reimpaar dem Bearbeiter gehört, und 893f., wo in der Vorlage sicher stand *bevolęn : wolę*.

In S findet sich diese im klassischen Mittelhochdeutsch so bequeme und häufige Bindung nicht: für den alten Dichter war sie als *sol : wolę* noch nicht möglich. Somit werden wir auch die im übrigen *P-Text vorkommenden *sol : wol* fortschaffen müssen: es sind ihrer nur noch drei, und eines hat schon Schönbach S. 60 erkannt. Bei 1101f. nämlich treten die alten Reimwörter deutlich hervor:

ein teil ich ir nennen sol,
die muget ir erkennen wol.

Die einfache Umstellung *sol nennen : wol erkennen* genügt nicht die Änderung zu erklären, man muß schon schreiben (vgl. auch Schönbach)

ein teil ich ir hie nenne,
die muget ir wol (oder *lîhte*) *erkennen.*

Ebenso durchsichtig ist die Änderung 2079f.:

'wol meister, daz iu got lônen sol:
ir hât mir gearzetiet wol.'

Ist *daz* die Konjunktion des Wunsches, dann müßte es heißen *daz ... süle*; aber viel einfacher ist doch

'wol meister, daz iu got lône!
ir hât mir garzetiet scône'.[1])

Etwas schwieriger liegt die Sache bei 2029f.

dîn gebot ich gerne ervullen sol'.
dô hât er im gebettet wol

Hier ist das *gerne ... sol* verdächtig; die Reimwörter stecken offenbar beidemal im Versinnern, aber beim ersten Vers kann man schwanken zwischen *gerne* (für das ich keine passende Assonanz finde) und *gebot*. Ich empfehle, solange kein besserer Vorschlag erfolgt, zu schreiben

ich ervulle gerne dîn gebot'.
dô habete er im gebettôt

---

1) Grund der Änderung war offenbar der Ausdruck *scône*.

bettôn 'lectum sternere' Graff III 51. Freilich hält der Dichter *-ot* und *-ôt* im Reime sonst getrennt, aber auch bei *got : umbemûrôt* 829 f. macht er eine Ausnahme; die Endung war eben anceps.

Nun bliebe noch anstößig S *P 1537 f. *wol* (d. i. *wolę*) : *vol* (Hs. *wol*); hier aber hat bereits W[1] einen alten Fehler erkannt: für

einen boum weiz ich h o l,
der ist guotes honeges vol.

Noch eine zweite Art von Apokope ist anfechtbar: 2125 f. *dâ ist vil geistlich gebet : tetę.* '*vil geistlich*' (mit Steigerungsadverb) ist unmöglich, und mit *geistliches gebetes* entstünde ein schlechter Vers und ein unmöglicher Reim, es ist also zu lesen

dâ ist vil geistlich e r b e t e (: *tete*).

Und schließlich steckt ein Fehler noch in S 773 f. *vurheim : clein*, denn die gesicherte Reimform ist *cleine* (*reine, gemeine*): 479. 711 f. (920). 1180. 1455 f.; auf einen unreinen Reim aber weist die radikale Änderung in *P hin, man wird wohl *heime* einsetzen müssen: *nâch unsern bruodern dâheime* 'ad fratres domi manentes'.

Das Part. Prät. von *gân*[1]) ist in S als *g e g â n* (*begân*) 858. 960. 1850 gesichert und wird von *P jedesmal beseitigt. 172 hab ich es oben S. 37 eingestellt. — 1251 hat Steinmeyer die Form für O mit Recht gefordert — nur hätte sie Baesecke nicht in seinen unsaubern Text von *P hineinzwängen sollen. Über 1432 s. u. S. 49. Überflüssig ist eine derartige Änderung 1201, wo sie Leitzmann vorschlägt. — Dagegen ist 1190 im Reim auf *manic tier vreissam* sicher zu schreiben: *mit Îsengrîne quam g e g â n* statt des metrisch und sprachlich anstößigen *quâmen dar sân.* — Und 2190 f. muß man statt '*getân*' lesen

ern hâte dâ anders niht b e g â n
wan daz er ouch anderswâ begienc.

Die Änderung ist dieselbe wie 1850.

Das Prät. zu *gân* ist als *g i e* gesichert in S *P durch 812 (*enlie*); 838 (: *hie* 'hic'); 1540 (: *ie*). Dazu treten in *P ohne Anfechtung: 41. 2075; 537. 935. 1960; 1146: also die doppelte Zahl, ganz wie zu erwarten.

Daneben kommt 5 × der neutrale Reim *gienc : (ge)vienc* resp. *: hienc* vor: zwei Fälle sind Neuerung von *P (829 f. 1745 f.), die

1) für das von *stân* fehlen in S Belege und in *P hab ich solche vorläufig nicht aufgespürt.

drei übrigen entfallen auf die isolierte Überlieferung des jüngern Textes (313 f. 2191 f.; 365 f.). Davon erregt nur 365 f. Anstoß, vor allem durch den Ausdruck *lief balde* '*unde gieng*'; Schönbach wollte dafür den für jeden mittelhochdeutschen Dichter unmöglichen Reim *hie : lief* einsetzen. Ich vermute hier eine stärkere Änderung und schlage vor

365 *daz houbet hienc im ûf die valle.*
der gebûre lief balde.

Die beiden andern Fälle von *gienc : vienc* möcht ich indessen O ebenso zugestehn wie auch ihre Schreibung. Der Verfasser verfügte ähnlich wie Hartmann vAue im Iwein über die Doppelformen *gie* und *gienc*, aber nur allein über *vienc* (und *hienc*).

Für das Alter und die alemannische Heimat des Originals charakteristisch sind die vollen im Reim bewahrten Formen der zweiten schwachen Konjugation:

	S	*P
1) Infinitiv:		
879	*vil harte begunder hûlôn*	*vil lûte 'hûlcte' Îsengrîn*
2) Part. Prät.:		
	S	*P
830	*si was wol umbemûrôt* (*: got*)	*ein 'guote mûre' darumme gie*
1557	*ich hâte iuch wol gewarnôt* (*: nôt*)	*ich hâte iuch wol 'gewarnet' ê*
1617	*wie er mich hât gehandelôt* (*: dôt*)	*wie er mich hât brâht zu dirre nôt* (*: tôt*)
1750	[*wâren sus*] *gehandelôt* (*: nôt*)	*sus 'gehandelt' wâren âne reht*
1645	*Der wart dô gevolgôt* (*: nôt*)	*Des 'volgten' si, wan iz was reht*
1697	*Reinharte was dâ gelâgôt* (*: nôt*)	*Reinharte dâ 'gelâget' was*
1789	*er hât* [*diu buoch gesamenôt*[1]] (*: nôt*)	*der hât diu buoch 'zesamene geleit'*

Der Infinitiv des Versausgangs kehrt bei *P als Verb. fin. im Versinnern wieder. Unter den 7 Fällen des Participiums treffen wir 3 × (1557. 1750. 1697) das Part. selbst im Versinnern, 1 × steht das Part. eines synonymen Verbs im Reime (1789), 1 × steht das Activum statt des Passivs (1645), 1 × erinnert noch die Um-

1) oder mit Wallner *gedihtôt*, wobei mir aber ein Bedenken bleibt wegen des '*zesamene*' — warum schrieb der Bearbeiter gerade so und nicht das näherliegende *ûf geleit*? *ûf legen* ist in den beiden Bedeutungen 'anordnen, festsetzen' und 'ausdenken, erinnern' überaus häufig, s. Mhd. Wb. I 991 f.

schreibung an den alten Wortlaut (830), 1× ist jeder Anklang geschwunden (1617).

Der Reim *-ôt* ist nur einmal (als *nôt*) festgehalten (1617).

Reimwort war in O 5× *: nôt*, je 1× *: dôt* und *: got.*

Wenn auf ein knappes Drittel des Gedichtes 7 + 1 derartige Versausgänge fehlen, so könnte eine schematische Rechenweise in der Zweidrittel-Restpartie die nur in *P erhalten ist, etwa das Doppelte aufsuchen. Allein man beachte immerhin, daß oben 6 Fälle sich auf den Raum des 3. Fragmentes zusammendrängen, d. h. auf ein gutes Drittel von S.

Ein altes Partizip auf *-ôt* hat *P stehn lassen 1127 *überkündigôt* (*: tôt*). Einen sehr durchsichtigen Fall der 3. P. S. Präs. hat Schönbach erkannt: 2181 *swelch herre den gevolgôt* für *volget* '*âne nôt*'. Für 2030 vermut ich oben S. 38 das Part. *gebettôt*, 1510 scheint mir *gemarterôt* (*: ân aller slahte nôt*) unbedingt sicher, 2151 (*: nôt*) wahrscheinlich (s. u. S. 50); 1513 akzeptier ich unbedenklich L.s Vorschlag *des wolder hân geweigerôt* (*: gebôt*); nicht ohne Bedenken 2245 *von allen wart geweinôt.* Schließlich vermut ich noch für 1322 ein derartiges Partizip, indem ich im vorausgehnden Vers statt des verdächtigen *zehant* vielmehr *gebôt* aus dem Versinnern in den Reim stelle.

Leitzmann S. 27 hat dann noch 7 Verse bezeichnet, wo eine (vorläufig unermittelte) Form auf *-ôt* durch eine formelhafte Wendung mit *nôt* ersetzt sein soll. Aber man beachte, daß bei den 7 Fällen die wir aus S kontrolieren können 1) Ersatz durch ... *nôt* in *P nur einmal eingetreten ist, 2) umgekehrt in S selbst das Partizipium 5× auf *nôt* reimt, das mithin eher bewahrt als beseitigt sein dürfte. Vorläufig vermag ich nur allenfalls für 256 den Verdacht zu teilen[1]), wo das 2181 als Ersatzformel gesicherte '*âne nôt*' wieder begegnet. Immerhin mag man L.s Liste im Auge behalten — ein oder zwei Fälle kann sie noch bergen. —

Von andern archaischen Formen käme noch *vîant* in Betracht; Schönbach hat es mit Recht als Reimwort 1209 vermutet: *ich muoz din vint sin durch not : in miner hant lit din tot* sagt der junge Patenwolf; ich schreibe, indem ich 1210 die durch 1480 und 1806 gesicherte Wendung einsetze:

ich muoz iemer sîn dîn vîant:
du hâst den tôt an der hant. —

Die Tilgung des für das Alemannische charakteristischen *dannân* im Reim trat bei Auffindung der alten Fragmente sofort

1) den hier auch schon Schönbach geäußert hat.

als eine der charakteristischsten Änderungen des Bearbeiters hervor, und Schönbach hat mit unleugbarem Scharfblick bereits drei Stellen des *P-Textes bezeichnet, wo dies *dannân* für das Original anzusetzen sei; ihm ist dann Leitzmann S. 37 mit zwei weiteren gefolgt. Aber es lohnt diese Erscheinung schärfer ins Auge zu fassen.

In den Fragmenten von S findet sich *dannen* (in dieser Schreibung) 2 × im Versinnern (958. 1714), 1 × im Verseingang (1593) und 4 × als *dannân* im Reim:

	S	*P
776	*Reinhart huob sich dannân*	*dannen huob sich Reinhart*
822	*dô huob er sich dannân*	*dannen begonder balde gân*
1562	*dô huob er sich dannân*	*dô huob er sich balde dan*
1782	[*sciere huob*] *er sih dannân*	*vil schiere er in den walt quam*

Also zweimal ist *dannen* in den Verseingang gerückt, einmal ist es ganz beseitigt, einmal steht es als *dan* im Reime. Daneben müssen wir selbstverständlich mit der Möglichkeit rechnen, daß es ins Versinnere gebracht werden konnte. Daß S in allen vier Fällen des Versausgangs (und außerdem beim Verseingang 1593) *huob* (*er*) *sich* bietet, mag Zufall sein, immerhin müssen wir es uns merken.

Die Möglichkeit daß O im Versinnern *dannen* schrieb und diese Form neben *dannân* auch im Reim verwenden konnte, ist gegeben: daß es auch in *P niemals im Reim erscheint, liegt an dem zufälligen Mangel passender Bindungen: *-anne(n)* kommt überhaupt nicht vor, *-angen* 2 ×, *-anden* und *-ange* je 1 ×. Aber bei *hinnân-hinnen*, das wir von *dannân-dannen* nicht gern trennen werden, liegt die Sache anders: es steht im Reim 522 (*: unminnen*). 1990 (*: gesinnen*), im Versinnern 659 (auch S!). 1235. 1298.

Den $4 + 2 + 1 = 7$ Belegen für *dannân-dannen* in S stehn in den gut Zweidritteln welche nur in *P überliefert sind, 14 *dannen* im Vers (incl. Versanfang) und ein *dan* im Reim gegenüber; das sind genau so viele wie wir prozentual erwarten durften: im Versinnern 48. 136. 172. 518. 1230. 1926. 1946. 2001. 2197. 2224, im Verseingang 358. 1020. 2188; schließlich im Reim *dan* 276.

Wir müssen zunächst (mit Leitzmann) das reimende *dan* 276 beseitigen: aber nicht nur weil es durch die Änderung 1562 verdächtig ist, sondern weil es mit seinem apokopierten *e* im Reim auf *began* der archaischen Reimgrammatik des Originals widerstrebt: hier ist also *dannân* einzusetzen, wobei freilich unsicher bleibt, ob *wolde nemen* zu belassen oder durch ein einfaches Präteritum (*kripfte?*) zu ersetzen ist.

Von den verbleibenden 14 *dannen* (11 im Versinnern, 3 im

Verseingang) ist reichlich die Hälfte verdächtig — die Möglichkeit daß noch ein und das andere *dannân*: spurlos beseitigt ist (wie 1782) bleibt daneben bestehn.

Am einfachsten liegt die Sache 1925 f., wo man mit Leitzmann (den ich Anz. 45, 94 übersehen hatte) nur die Reimzusätze *sô : dô* hinwegzunehmen braucht, um den echten alten Reim *ergân : dannân* zu erhalten.

Für 172 und 358 hat Schönbach zwar *dannân*: aufgestellt, uns aber nicht verraten, wie der erste Reimvers aussehen soll; 517 f. schlägt er *nam : dannân* vor — doch hier wenig glücklich: Immerhin hat er an allen drei Stellen die Hand des Umarbeiters gespürt, und darin besteht überhaupt der eigentliche Wert seiner Arbeit.

Sicherere Fälle scheinen mir die folgenden:

1019. 20 *des mohte wir wesen vrô'.*
dannen giengen si dô.

Ich lese:

des mohte wir frô bestân'.
dô huoben sie sich dannân.

Ferner 2001. 02 *si vuoren alle dannen swinde,*
dâ bleib sîn ingesinde.

Dass *swinde*: (das nur hier vorkommt) sekundär ist, unterliegt keinem Zweifel, und damit tritt *dannân* in den Reim, für den zweiten Vers weiß ich vorläufig nur die Fassung: *do beleip sin ingesinde bestân.*

Weiter 2131. 32 *dô nam si urloub dâ.*
si huob sich dannen sâ.

sâ (: *dâ*) begegnet als Flickreim des Bearbeiters auch sonst (S. 30); es ist für O anzusetzen (mit dem alten Reim wie 1781 f.):

diu olbente urloup nam,
si huob sich balde dannân.

Ebenso ist mir der Reim *dâ : sâ* verdächtig 2217 f., wo ich wieder *stân : dannân* einstellen möchte. — 1945 f. ist sicher *gevân : (huop sich) dannân* zu schreiben. — 2187 f. vermut ich *getân : dannân.*

Dagegen lass ich vorläufig (!) unangetastet das *dannen* innerhalb der Verse 48. 136. 172. 358. 518. 1230. 2197. 2224 — auf einige komm ich in anderem Zusammenhange zurück. —

Was *hinnen* angeht, so hat es Schönbach 1235 (*hinnen gân*) als Reimwort *hinnân : lân* erkannt. Allenfalls darf man auch 1297 f. für *mîne diet : hinnen niet* vermuten: *mîne man : niht hinnân.* Dann bleiben (s. o.) ein *hinnen* im Vers, zwei im Reim. —

Es steht längst fest, daß der in P (K) vorliegende Text, abgesehen von jüngsten Schreibfehlern, nicht nur jene Entstellungen aufweist welche dem 'Werke des Bearbeiters' *P angehören, sondern darüber hinaus auch solche welche erst in der Vorlage von P hinzugekommen sind. Aber wenn man nach der Ausgabe von Baesecke urteilen soll, fällt es sehr schwer daraus die Konsequenzen zu ziehen.

Unsere Überlieferung der 'Zweidrittel' weist eine ganze Reihe von Verstößen gegen den reinen Reim auf, die man weder dem Bearbeiter zuschieben noch auf das Original zurückführen darf, wie Wallner[1] S. 189 gezeigt hat. Dazu gehört zunächst 1190, dessen Reimwort in *P gewiß *quam* (statt *sân*), in O wahrscheinlich (*quam*) *gegân* lautete; dann 210 (*begripfte* :) '*entwischte*', wo schon JGrimm richtig e n t s l i p f t e vermutet hat; 1929 '*entwichen*' (: *begrifen*) für e n t s l i f e n; 2013 '*gnuoc*' (: *katzenhuot*) für (*wurze*) g u o t, schließlich 1706 (*êwarte* :) '*drâte*' für h a r t e. Ich meine, man braucht auf diese Dinge nur einmal gestoßen zu werden, um sich zu wundern, daß man sie nicht längst selbst gesehen hat — bei Baesecke werden alle diese jetzt selbstverständlichen Korrekturen Wallners verschwiegen, als ob es leere Einfälle seien. Ich selbst lehne nur W.s Behandlung von 1191 f. ab, wo die Hss. PK *sint* : *wip* bieten, die Ausgaben seit Grimm *sît* : *wîp* schreiben, also eine Assonanz herstellen. W. will schreiben:

mit den moht er beziugen sint,
daz geminnet was sîn wîp Hersint.

Aber obwohl ich selbst, wie man oben ersieht, auf der Suche nach Reimfällen von *Hersint* : war, diesen mußte ich ablehnen, selbst wenn ich den unmöglichen Versausgang *sîn wîp Hersînt* durch *ver Hèrsìnt* ersetzte: denn der Dichter braucht ausschließlich *sît* im Reime, und daran hat auch der Bearbeiter nichts geändert.

Überblicken wir nun was *P entgegen seiner Tendenz und seiner Gepflogenheit im Reim belassen hat, so ergibt sich folgendes: 2 × *i* : *î* 107 f. 2045 f., beides leichte Fälle; 1 × Ausfall des *h*: *vân*: 1793; 1 × Part. auf *ôt*: *uberkundigôt* 1128; 1 × Assonanz *sît* : *wîp* 1191 f.; auch wohl einen und den andern Fall von *-e* : *-en*, der sich nicht näher bestimmen läßt.

Dazu treten dann noch die folgenden isolierten Fälle von Bewahrung archaischer Reime und alemannischer Eigentümlichkeiten: *zewâre* : *riuwære* 1015 f., : *verrâtære* 1855 f.; *ir* s i n t (: *kint*) 1858 (= S); h a r 'huc' (: *war*) 1171. Während *P Formen wie *vesti*

635 [1]), *gleti* 810, *almittîn* 945 meidet, hat er 1407 *linsîn*, 1713 *vinsterîn* im Reim belassen. Aber man beachte: mit einer einzigen Ausnahme kommen alle diese Fälle auf die (größere) zweite Hälfte (nach V. 1000). Der Bearbeiter ist offenbar lässiger geworden.

Daß *P kein Elsässer war, und überhaupt kein Alemanne im engern Sinne, geht schon daraus hervor, daß er die Wörter *wiger* und *sôt* (von andern abgesehen) grundsätzlich beseitigte, daß er ebenso grundsätzlich die Reime *i : î* und *-m : -n* mied, während ihm *a : â* keinen Anstoß erregte, wenn er auch hier die Zahl nicht auffällig vermehrt hat.

Er kann aber auch kein Bayer (oder Österreicher) gewesen sein, wie das immer wieder behauptet worden ist: das wird einfach durch sein Verhalten gegenüber dem Präteritum *komen* unmöglich! In dem kontrolierbaren Drittel hat er von den vorgefundenen *kam* zwar eines (608) wegen des Reimes *-n : -m*, ein zweites (1573) mit totaler Änderung des Verspaars beseitigt, dafür aber zwei neu hinzugefügt (755. 1782); im übrigen Text sind noch 12 erhalten, sodaß auf den RF. der Bearbeitung 20 *quam*-Fälle kommen, 1 auf 56 Reimpaare — nicht nur bei einem Bayern, sondern auch bei einem bayerischen Franken oder Oberpfälzer, bei Wolfram wie Wirnt undenkbar! Da sich kein Infinitiv auf *-e* gereimt findet und im Gegenteil Abneigung gegen die Reime *-e : -en* zu Tage tritt, scheidet auch Thüringen und das angrenzende Oberfranken (Bamberg) aus. Nach Hessen oder Rheinfranken weist nicht die leiseste Erscheinung, auch das Festhalten an *sâ* und die Vermehrung der Fälle spricht gegen diese mitteldeutschen Gebiete. — Von kontrahiertem *age, ege* findet sich im Reim nur das Part. *geseit* (72. 318. 323. 536. 598. 717); *geleit* (363. 1789); *treit* (1824); demgegenüber das Präs. *versaget* (: *geclaget*) 715 und das Prät. *sagete* (: *habete*) 1747; dies einheitliche Bild kann durchaus dem alten Elsässer gehören.

Ihm kommt gewiß auch der Mangel jeder kontrahierten Form des Prät. von *haben* zu: *habete* (: *clagete*) 818, (: *sagete*) 1748 in S sind die einzigen Belege: *P hat sie beide beseitigt [2]), schon weil sie unrein waren; er wird auch in den Zweidritteln noch ein und den

1) *vestîn* gehört S resp. seiner Vorlage an, der Reim *vestîn : gesti* ist auch für O unmöglich — und daneben unnötig!

2) Ich versteh nicht, warum Schönbach und Leitzmann behaupten, das sei aus einer Abneigung gegen den dreisilbigen Reim geschehen: *sagene : clagene* 1087 f., *nidere : widere* 603 f. hat er doch beibehalten.

andern derartigen Reim ausgestoßen haben. Auch das im Original neben *hân* sicher noch gebräuchliche *haben* des Infinitivs hat er gewiß mehrfach beseitigt: bewahrt ist einfaches *haben* 1229 (und *missehaben* 135), dagegen recht auffällig verdrängt 841 f. *unthaben : haben* S durch *enthân : gân* *P; und so gewiß auch, wo die Kontrolle fehlt, 459 f. *gân : ûfhân* (s. u.); diese *enthân* und *ûf hân* sind womöglich nur papierenes Deutsch.

Im Ganzen ist das Ergebnis dies: die neuen Reime von *P sind weder so zahlreich noch so charakteristisch, daß sich aus ihnen Dialekt und Heimat des Bearbeiters bestimmt festlegen ließe. Ihre geringe Zahl ist für den Kritiker tröstlich, ihre wenig faßbare Eigenart erschwert ihm die Arbeit. —

Es bleibt da allenfalls der Wortschatz. Er ist in den Zusätzen und Änderungen gewiß unelsässisch, z. Tl. unalemannisch. Er weist nicht nordwärts, nach Rheinfranken oder Hessen, vielmehr ostwärts, wo wir aber an Bayern nicht denken dürfen wegen des *quam*. *gief* 'Tor' (866) ist vorzugsweise bei Franken, Thüringern, Ostdeutschen bezeugt, wird aber auch vom Verfasser der 'Halben Birne' für den Reim verwendet; *kippe* (1707 st. *hepe*) trägt mitteldeutschen Charakter (DWB. V 782); den *wagenman* 'Fuhrmann' (1567, *der mit dem wagene* S) finden wir in Augsburg und Nürnberg; nach Franken und Böhmen könnte auch das *zickelîn* (924) weisen, das (höchst unpassend mit Übernahme des Prädikats *veizt*) für *scâfelîn* eintritt. Mit dem interessanten Wort *ungetelle* Adv. 'ungeschickt, plump' (796) ist leider am allerwenigsten anzufangen: es gehört offenbar zu jenen aussterbenden alten Vokabeln, die vereinzelt an ganz verschiedenen Stellen auftauchen und die einem bestimmten Dialekt zuzuweisen uns vBahder neuerdings eindringlich verwarnt hat: litterar. Belege für *getelle* sind verzeichnet aus Müller Fragm. XXXII[a] (alem. Minnepredigt) und Reinfried 23 621; für *ungetelle* Wilh. v. Öst. 12052. 12177; als Dialektwort aus dem Inntal führen es auf Schmeller-Fr. I 500, Schöpf S. 782.

Die Annahme, daß die Bearbeitung in Deutschböhmen entstanden sei, hat immerhin im Sprachlichen nichts gegen sich; aber ebensogut könnte auch Niederschwaben in Betracht kommen. Ich wage keine Entscheidung.

Anhang.

Im nachfolgenden behandle ich eine größere Anzahl von Stellen, welche in der voranstehnden Untersuchung entweder keinen Platz fanden oder doch nur knapp und ohne Begründung des Änderungsvorschlags eingereiht wurden.

42. 43 *Reinhart dô niht enlie, er engienge zuo dem* h o v e *'mit sinnen'* (*: unminnen*); der Zusatz ist offensichtlich, es gilt nur eine Assonanz für *hove :* zu finden: ob man *u n h o g e* schreiben darf, das einen passenden Sinn gäbe, aber so freilich nur bei dem Hessen Herbort belegt ist?

47—50: die Reimfolge *hôch : zôch | dô : vrô* könnte zunächst die Vermutung wecken, daß hier Zerdehnung aus einem Reimpaar *hô : frô* stattgefunden habe; doch es ist nichts zu entbehren, und gerade die mittleren Verse 48. 49 müssen unbedingt gehalten werden. Aber zweifellos ist 47 *zu dicke 'unde zu hôch'* nicht nur metrisch, sondern auch sachlich anstößig: der Fuchs denkt nicht daran, den Zaun zu überspringen, er muß unten durch — aber: *der zûn dûht in ze dicke* ⟨*g e t â n*⟩ *: mit den zenen zôch er d a n n â n* (wir brauchen das Reimwort nur aus dem Versinnern zu nehmen) *einen spachen unde sencte*[1]) *sich*; das *sencte sich 'dô'* ist wider mehr als verdächtig: setzen wir für *frô : < f r ö u d e n r î c h*, so haben wir auch den Grund der Reimänderung, den Reim *sich : rîch*, nur bedarf dann V. 50 einer Kürzung.

107—110 *Sengelîn : enpin | mîn : sîn* könnten gleich wieder einen ähnlichen Verdacht erregen, da aber der erste Reim (*în : in*) alt scheint und inhaltlich alles in Ordnung ist, wag ich nicht zu ändern.

121. 22 ficht Sch. mit Grund an: . . . *ouch vermeit er nie : ern swunge sîne vitichen 'ie'* wirkt nicht nur durch den rührenden Reim bedenklich, sondern auch durch die Wiederholung des Zeitadverbs.

131. 32 sind Zusatz des Bearbeiters.

163 f. l. *der mit s c h e l t e n richet daz man im gesprichet*; der Fehler *'schaden'* wird aber in der Vorlage von *P gestanden haben; er veranlaßte den Bearbeiter zur Hinzufügung der Verse 165. 66.

189 *d a z m e i s e l î n* für *diu meise* vorzuschlagen (Anz. f. d. Alt. 45, 95) veranlaßte mich nicht V. 177, wo es durch den Reim herbeigeführt sein könnte, sondern der unmögliche Vers *diu meise sprách : Reinhárt*; auch 1600 hat *P für das (spöttische) *huotelîn* der Vorlage *huot* eingesetzt.

262: gewiß kann man *sêre* halten, zumal der Dichter von dem Adverb einen weitgehnden Gebrauch macht, aber *s û r e* ist prägnanter und konnte leicht verlesen werden.

---

1) resp. *sancte*; *senete* der Hs. gibt mit JGrimms leichtester Änderung *sencte* den besten Sinn; *sich senken* für 'das Rückgrat einbiegen' z. B. Wilh. v. Öst. 9925 *sie tet reht als ein wilder hirs, der sich vor hunden senket und in dem wage ertrenket*; vgl. auch RF. 461 *er liez den rucke sinken.*

296 und 1314 steht *schrê* im Reim, 464 und 1711 (= S) *schrei* (*: enzwei*); will man die Doppelform für O anfechten, so kann es nur zu Gunsten von *schrei* geschehen, aber man wird sie dem Dichter allenfalls ebenso zugestehn wie Rudolf von Ems und andern (Zs. 45, 31 f.); vgl. jedoch unten zu 1313.

391. 92 *iu gedienen und der frouwen mîn, des sult ir beide gewis sîn* — es ließe sich allenfalls die Assonanz *mîner frouwen : gelouben* erschließen.

438 *bewant hât an 'dirre' minne* ist natürlich unhaltbar, JGr. setzte *iuwer*, aber das *dir* von 435 läßt nur *dîne* zu.

459. 60 *gân : ûfhân* für *ûf haben* ist unmöglich, es hat sich vielleicht eingeschlichen, als der Schreiber ein vorausgehndes *draben* mechanisch durch *gân* ersetzte; *draben* ist ein Lieblingswort des Dichters, der es freilich 136. 1062. 1230 von den Tieren braucht.

573—76 hab ich oben S. 32 für unecht erklärt und möchte dies nachdrücklich betonen: die Rede Isengrins schließt: *ouch riuwent mich die sune mîn : die muozen leider weisen sîn'* — was folgt: der Trost daß die Wittwe nicht wieder heiraten werde, ist eine läppische Zutat.

675 *zwei âles stucke?* — es ergibt sich daß es vielmehr *zwei stucke âle* sind!

890. Gegen Lexers 'glänzende Besserung' (L. Sch.) *wunnet* st. *wonet* (S *wunt*, P *lebet*) möchte auch ich aufs kräftigste protestieren: *wonet âne nôt* 890 und *wonest mit nôt* 896 gehören doch zusammen: 'mit Not *wunnen*' ist unmöglich, 'ohne Not *wunnen*' ist Unsinn.

997. 98 sind mir als Zusatz verdächtig.

999 die sonderbare Überlieferung *er si gra junch oder alt* wird durch Streichung des *gra* nicht genügend erklärt, durch *granjunc* L. *gransprunch* W.[1] recht gewaltsam aufrecht erhalten; mir würde *junc oder grâ* W.[2] einleuchten, wenn es gelänge einen passenden Reim zu finden — vielleicht *anderswâ?* Jedenfalls würde die Änderung des Reimpaars eine Folge der mechanischen Umstellung von *junc oder grâ* in (*grâ*) *junc oder alt* sein. Es bleibt aber zu beachten, daß ähnliche Verse mit *manicvalt* mehrfach vorkommen: 642. 1516.

1245. 46 verdächtig als Zusatz des Bearbeiters, der hier freilich unachtsam *ot : ot* | *ôt : ôt* folgen ließ.

1313 *'wen ez geschiht mir nimmer mê'* ist mir unverständlich gewesen noch eh ich an dem Reim *mê : schrê* (s. o. zu 296) Anstoß nahm; vielleicht stand ursprünglich da: *wan mir ist al mîn froude enzwei' : schrei.*

1350 s. Anz. f. d. Alt. 45, 96; an der Beseitigung von *schare* muß ich auch gegenüber brieflichen Einwendungen Wallners festhalten.

1353 *Kuonîn* zwischen *ûr* und *schele* und unter lauter vierfüßigen Tieren kann unmöglich der Häher (W.[1]) sein! Und da K.s hämisches Wesen feststeht und er nach 603 auf einem Baume (jedenfalls erhöht) zu sitzen scheint, halt ich an JGrimms Deutung auf den Affen fest: es wäre doch in der Tat auffallend, wenn unter allem möglichen exotischen Getier (Kamel, Elefant, Leopard, Meerrind) gerade der Affe ganz fehlen sollte. Seinen Namen 'Kunz' könnte er von irgend einem gezähmten Exemplar (des staufischen Hofes?) haben, ähnlich wie der berühmte Pelikan K. Maximilians in Mecheln als 'Vogel Hein' sogar in die naturgeschichtliche Nomenklatur übergegangen ist (Suolahti, Die deutschen Vogelnamen S. 391 f.).

Für 1365. 66 *daz si ir brechten liezen sîn. dô suochte rechte er Îsengrîn* les ich

daz si liezen überbreht. (vermieden wie 1872)
dô suochte Îsengrîn sîn reht.

1427. 28 sind mir als Zusatz verdächtig.

Die Versgruppe 1429—32

und muget ir in gevâhen,
sô heizet balde gâhen,
daz er werde erhangen:
sô habet ir êre begangen'

ist doppelt und dreifach verdächtig: die gesicherten Reimformen des Dichters sind Inf. *gevân* (aber schwerlich *gân* < *gâhen*) und Part. *begân*; und *sô heizet balde gâhen* aus dem Munde dessen von dem das Geheiß ausgeht, ist mindestens auffällig; man wird die 4 Verse, wie wir das schon mehrfach gesehen haben, als Zerdehnung eines dem Bearbeiter diesmal doppelt anstößigen Reimpaars aufzufassen haben:

unde muget ir in gevân,
sô hânt ir êre begân'.

1498 *dô lûte man inrichte* hat man offenbar meist auf ein Glockenläuten bezogen — aber was soll dabei *enrihte*?! Wallner trifft unzweifelhaft das Richtige mit *die liute*, man lese also: *die liute man berihte: si begunden allesamt jehen, dâ wære ein zeichen geschehen, und erhuoben einen hôhen sanc.* Man unterrichtete das Volk von dem vorgefallenen Wunder usw.

1989. 90 '*waz wol wir hie gewinnen? wir suln uns heben hinnen* — vielleicht '*waz wel wir hie gewinnes hân? : hinnân.*

2027. 28 *Der künec sprach, wan er siech was, als ein man der gerne genas* — der Indikativ *gerne genas*, mit dem der Bearbeiter einen bequemen Reim schafft, ist hier unmöglich, es hat ganz gewiß *genære* dagestanden, und an dieser Form hat er Anstoß genommen. Das lahme Flicksel '*wan er siech was*' muß ersetzt werden:

Der künec von sühte swære (*sühtebære*)
sprach als der gerne genære:

2102 muß ergänzt werden: *Bêheim sol er* ⟨*ze lêhen*⟩ *hân!*

2119. 20 *dannoch endâht in der schâlkeit gnúoc niet* ist ein fürchterlicher Vers, und *den künec er genôte biten geriet* bringt einen gequälten Ausdruck; obendrein ist *niet : geriet* durch die Änderung *P 769 f. verdächtig. Ich würde vermuten

dannoch was er niht der schalkeit sat,
den künec er genôte bat,

muß aber zugeben, daß hier kein Grund zur Änderung vorlag, und empfehle daher für anderweitige Vorschläge einerseits *genuoc :* und anderseits *genôte :* im Auge zu behalten.

2150 ff. Wenn die Äbtissin mit Schreibgriffeln zerstochen und dann in den Rhein gejagt wird, darf es dann heißen, ihr Leib ward '*zebliuwen*' *unz an den tôt*? Vielleicht muß man 2151 schreiben: *vil sêre gemarterôt*? Das gleiche archaische Reimwort hab ich oben S. 41 für 1509 vorgeschlagen, aber auch *gehandelôt* steht in S allein zweimal im Reim, und wir müssen bestrebt sein, die Zahl derartiger Versausgänge zu vermehren.

Georg Waitz und Theodor Sickel.

Ein Briefwechsel aus der Blütezeit der deutschen Geschichtsforschung.

Von

Wilhelm Erben.

Vorgelegt von Karl Brandi in der Sitzung vom 18. Juni 1926.

I.

Die erste persönliche Berührung zwischen Theodor Sickel (geb. 18. Dezember 1826 zu Aken a. d. Elbe, seit 1857 ao. Professor für historische Hilfswissenschaften in Wien) und Georg Waitz (geb. 9. Oktober 1813 zu Flensburg, seit 1848 ordentlicher Professor der Geschichte in Göttingen) scheint sich auf dem historischen Boden von St. Gallen im September 1861 ereignet zu haben. Unmittelbar darnach wurden die Beziehungen zu München erneuert und vertieft. Sickel hatte sich auch in den beiden vorhergegangenen Jahren, das eine Mal zu kurzem Besuch, das andere Mal zu mehrwöchentlicher Archivarbeit in München aufgehalten und seither wegen Beteiligung an der neubegründeten Historischen Zeitschrift und an den Vorarbeiten für Herausgabe der Deutschen Reichstagsakten mit Sybel, Kluckhohn, Voigt und Weizsäcker mündlich und schriftlich verhandelt. Als ihm in diesem Zusammenhang Weizsäcker den 4. Oktober 1861 als den Tag des diesjährigen Zusammentrittes der Münchner Historischen Kommission anzeigte, fand sich Sickel von St. Gallen her pünktlich in München ein, wo er sich wohl allen Mitgliedern dieser Körperschaft vorgestellt haben wird. Dort hat der junge Wiener Professor dem damals schon auf der Höhe seines Ansehens stehenden Göttinger Gelehrten, der eben den 3. und 4. Band seiner Deutschen Verfassungsgeschichte vollendet hatte, das erste Heft seiner Beiträge zur Diplomatik überreicht, worin die Urkunden Ludwigs des Deutschen in Angriff genommen waren. Sickel konnte voraussehen, daß Waitz, der bei jenem großen Werk das Bedürfnis einer Sichtung der karolingischen

Urkunden gründlich kennen gelernt haben mußte, seine Beiträge begrüßen werde. In der Tat hat in dem mündlichen Verkehr jener Münchner Tage, wie einer der hier zu veröffentlichenden Briefe bezeugt, Waitz den jüngeren Fachgenossen aufgefordert, seine Studien auch auf die früheren karolingischen Urkunden auszudehnen, und wir erfahren aus Sickels Worten, daß diese Aufforderung für ihn recht eigentlich den Ausschlag gegeben hat, sich an die große Aufgabe der Acta Karolinorum zu wagen, die der Grundstein der neueren Urkundenlehre geworden sind.

Auch in dem an dieses Münchner Zusammentreffen sich anschließenden Briefwechsel stehen zuerst die Karolingerdiplome im Vordergrund. Daneben kommen andere Urkundengruppen oder erzählende Quellen und verfassungsgeschichtliche Fragen, mit denen sich die beiden Forscher befassen und für deren Bearbeitung sie sich gegenseitige Hülfe leisten, zur Sprache. Frühzeitig tritt aber auch die Benutzung der für die Monumenta Germaniae gesammelten Abschriften und die Weiterführung dieses ganzen Unternehmens in den Kreis der brieflichen Erörterung, und in den Jahren 1873 bis 1875 füllen diese Fragen sie zum größten Teil.

Die damals in vereintem Bemühen erreichte Neugestaltung des nationalen Unternehmens, an welchem nun Waitz als Vorsitzender und Sickel als eines der tätigsten Mitglieder der Zentraldirektion zusammenwirkten, fügte zu dem brieflichen Verkehr auch die Gelegenheit persönlichen Wiedersehens, wie ein solches schon 1862 angestrebt, aber erst bei der Wiener Universitätsjubelfeier von 1865, wo Waitz als Sprecher der deutschen Universitäten auftrat, verwirklicht worden war. Seit 1873 wiederholte sich die mündliche Aussprache der beiden Männer, sei es in Berlin oder München oder auch auf italischem Boden, öfter. Nun gewinnen neben den wissenschaftlichen Fragen auch persönliche Schicksale etwas breiteren Raum, und wer den beiden Briefschreibern bis in den Sommer 1876 gefolgt ist, mag sich endlich auch an einem kleinen Scherz, den Waitz auf Mommsens Rechnung niederschreibt, erheitern.

Im Ganzen überwiegt der Ernst des Lebens und die wissenschaftliche Pflicht. Von der Enthaltsamkeit, die an Waitzens sich strenge an den Bestand der Quellen haltenden Werken gerühmt wird, geht das Wesentliche auf seine Briefe und naturgemäß auch auf Sickels Antworten über. Die Politik wagt sich weder hier noch dort weiter vor, obwohl beide in gemeindeutscher Gesinnung und in dem Streben, auch dem Deutschtum in Österreich gerecht zu sein, übereinstimmen. Die Vorsicht des Geschichtsforschers führt zu zurückhaltender Beurteilung der Gegenwart, die in lebhaftem

Fluß ist. So versiegt die briefliche Mitteilung gerade in den schwersten und größten Jahren, 1866 und 1870. Auch sonst wird ja mit den Worten gespart, jede Verallgemeinerung oder Zuspitzung, jeder Ausblick auf die Zukunft vermieden, selten klingen Gefühl oder Empfindung aus den knappen Sätzen. So fehlt hier vieles, was anderen zeitgenössischen Gelehrtenbriefen Reiz und Wert gibt. Im Vergleich zu den geistvoll bewegten Briefen eines Treitschke oder Dove, auch im Gegensatz zu den offenherzigen, von Humor gewürzten Mitteilungen, welche Dümmler, Wattenbach oder Weizsäcker an Sickel richteten, erscheint der unten zu veröffentlichende Briefwechsel trocken und nüchtern, fast der amtlichen oder geschäftlichen Korrespondenz verwandt und einem Urkundenbuch vergleichbar, das uns die Sachen näher bringt als die Menschen. Und doch liegt gerade in dieser Sachlichkeit ein ausgeprägter Charakterzug nicht bloß der Briefe, sondern auch derer, die sie schrieben. Mögen sie sich in anderen Beziehungen anders gezeigt haben, die hier eingehaltene Art war die nötige Voraussetzung einer alle auftauchenden Schwierigkeiten überdauernden, durch ein Vierteljahrhundert gleichmäßig gepflegten Verbindung, die dem Gedeihen einer gesamtdeutschen Geschichtswissenschaft den Boden bereitete. Und in diesem Sinn ist die Gesamtheit der Waitz-Sickelschen Briefe ein Denkmal der Zeit, die über die schärfer gezogenen Staatsgrenzen hinweg ein wesentliches Band geistiger Gemeinschaft zwischen dem neugeeinten Deutschland und dem alten Österreich geknüpft hat.

Von den beiden hier nach der zeitlichen Folge ineinander gefügten Briefreihen ist die eine, die der an Sickel gerichteten Waitzbriefe, annähernd vollständig in den Besitz des Wiener Instituts für Geschichtsforschung gelangt; von dort wurden sie mir zu bequemem Gebrauch nach Graz entlehnt. Die entsprechenden, an Waitz gerichteten Sickelbriefe sind zum größten Teil von einem der Söhne des Empfängers, dem Landgerichtspräsidenten Friedrich Waitz in Bielefeld, aufbewahrt und mir von diesem Herrn, der sich der achtungsvollen Wärme, mit der sein Vater über Sickel sprach, sehr wohl erinnerte, gleichfalls aufs Gefälligste zur Benutzung an meinen Wohnort übersandt worden. Ich sage hier dem Direktor des Wiener Instituts, Hofrat von Ottenthal in Wien, und dem Herrn Präsidenten Waitz für dieses große Entgegenkommen, Herrn Hofrat von Ottenthal und seinem Assistenten, Herrn Dr. Paul Heigl, überdies für mannigfache sonstige Förderung meiner Arbeit den aufrichtigsten Dank. Von Anführung der Aufbewahrungsorte bei den Einzelstücken konnte, da sie sich aus

dem hier Gesagten ein für allemal ergeben, abgesehen werden. Die Schrift der Originale ist nicht leicht zu entziffern; Sickel bediente sich in den Briefen seit seiner Jugend einer winzig kleinen, manchmal nur mit Hilfe des Glases lesbaren Schrift; von Waitz, der nach der Mitteilung seines Sohnes Eberhard ausschließlich mit Gänsefeder schrieb, meinte Reinhold Pauli, daß seine Züge „zur Vorlage für paläographische Übungen trefflich sich eigneten“; es bedurfte in der Tat eines methodischen Vorgehens, um sich all seine eigenartigen Buchstabenmöglichkeiten gegenwärtig zu halten und so die eilig hingeworfenen Zeilen namentlich der früheren Jahre aufzulösen. Soweit das unter solchen Umständen mir möglich war, habe ich den Abdruck beider Reihen buchstabengetreu gestaltet und auch die Einhaltung der Rechtschreibung und der mit Absicht sparsam angewandten Satzzeichen nachzuahmen getrachtet; Briefschreiber, welche selbst so eifrige und gewissenhafte Editoren waren, schienen die sorgsamste Wiedergabe ihrer Briefe zu verdienen. Sickel hatte die Gewohnheit das Datum der Antwort oder einen ähnlichen die Erledigung anzeigenden Vermerk vorne auf die eingelaufenen Briefe zu setzen; im Druck sind solche Vermerke an gleicher Stelle, aber in Klammer wiederholt worden, da sie ein wichtiges Hilfsmittel für die Nachprüfung der Vollständigkeit ausmachen. Dagegen wurden die hier und da auf den Briefen eingetragenen Außenadressen weggelassen und nur die Adressen der Postkarten sowie die Orts- und Zeitangaben des Poststempels beibehalten, wenn sie irgendwie von Wert sein konnten. Wo der Wortlaut der Briefe wegen gehäufter Zitate und Lesarten oder aus andern Gründen eine Kürzung erfuhr, ist die Lücke durch eine Reihe von Punkten angedeutet.

[1] *1861 Dezember 10.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochgeehrter Herr

Hoffentlich haben Sie die kleine Arbeit von mir, die ich mir erlaubte Ihnen in München vorzulegen [1]), einer Durchsicht gewürdigt. Indem ich jetzt an der Fortsetzung arbeite, sehe ich mich veranlaßt eine auf sie bezügliche Anfrage und Bitte an Sie zu richten. — In den letzten Ferien habe ich mir alle Mühe gegeben, um eine große Anzahl von Originalen Ludwigs d. D. einzusehn: über drei Viertel der noch erhaltenen sind jetzt durch meine Hände gegangen, und so hoffe ich, fällt der zweite Theil dieser diplomatischen Beiträge besser aus. Um sie recht brauchbar zu machen, will ich

1) *Sickel, Beiträge zur Diplomatik I, in Sitzungsberichte der phil.-hist. Kl. der Wiener Akademie 36. Bd. Vgl. unten S. 55 den Schluß der Anm. 3.*

ein Verzeichniß aller Diplome anhängen, einmal als Nachtrag zu Böhmers Regesten, dann weil ich, wie Sie schon aus der ersten Abhandlung ersehen haben werden, eine große Anzahl anders datire. Natürlich liegt mir an möglichster Vollständigkeit dieses Verzeichnisses. Nun ersehe ich aus Ihrem vierten Bande[1]) daß Ihnen aus der Pertz'schen Sammlung zwei bisher noch nicht veröffentlichte Diplome Ludwigs: für Herford (p. 109 n. 1) und für Epternach (p. 266 n. 1) vorgelegen haben. Die dritte von Ihnen nach Pertz'scher Abschrift citirte Urkunde für Lamspringe (p. 437 n. 5) ist wohl die schon in Leuckfeld antiq. Gandersh. 290 abgedruckte. Meine Bitte geht nun dahin: würden Sie die Güte haben und mir aus jenen zwei Urkunden mittheilen, was für mich besonderes Interesse hat — oder könnte ich durch Ihre freundliche Verwendung die betreffenden Notizen von Pertz mitgetheilt erhalten. Mir würde genügen zu kennen: die Kanzlerunterschrift, das vollständige Datum und ob das Stück in Original erhalten oder nur in Abschrift[2]). Ich stelle die Bitte nur, weil es wohl im Interesse aller liegt, daß ein neues Urkundenverzeichniß möglichst vollständig sei. Und hat meine bisherige Arbeit Ihre und Pertz's Anerkennung erfahren, so begründet das und der Umstand, daß ich andrerseits einige neue Urkunden, die auch Pertz noch nicht in seiner Sammlung hat, mittheilen werde, vielleicht einen kleinen Anspruch auf Gewähr meiner Bitte. Daß ich sie an Sie, hochverehrter Herr richte, bedarf wohl keiner weitern Erklärung.

Für meine Fortsetzung war mir Ihr vierter Band eine große Erleichterung, ein großer Gewinn. Wenn ich hier und da von Ihnen benutzte Urkunden bemängeln muß, so bezieht sich das fast immer nur auf die diplomatische Form, die Sie natürlich in den meisten Fällen nicht zu beurtheilen hatten. Was die Fragen des Inhalts anbetrifft, so ordne ich mich gern dem Urtheil des Meisters unter.

Eine kleine Schrift von mir über ein Lexicon Tironianum haben Sie hoffentlich erhalten; nächster Tage sende ich eine zweite über den lunaren Kalender, von dem ich Ihnen in S. Gallen sprach[3]).

Im Auftrag der hiesigen Studenten habe ich Ihnen noch eine Bitte vorzutragen. Die Studenten hier haben ganz aus eignen Mitteln seit einem Jahre einen academischen Leseverein für politische, literarische, wissenschaftliche Lecture gegründet. Von uns Professoren wird dieses Institut, von dessen Gedeihn wir uns gutes

---

1) *Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte 4 (1861).*

2) *Waitz schrieb darüber am 13. Dez. 1861 an Pertz, s. Bresslau, Gesch. der Mon. Germ. hist., im Neuen Archiv 42, 401 Anm. 2 und den unten als Nr. 2 folgenden Brief von Waitz an Sickel.*

3) *Sickel, Das Lexicon Tironianum der Göttweiger Stiftsbibliothek und Die Lunarbuchstaben in den Kalendarien des Mittelalters, beide Abhandlungen erschienen 1862 in den Sitzungsberichten der phil.-hist. Kl. der Wiener Akademie 38. Bd. Sickels Aufenthalt in St. Gallen ist durch sein im Nachlaß erhaltenes, jetzt dem Wiener Institut gehöriges Briefbuch, worin die eingelaufenen und abgesandten Briefe von 1855 bis 1865 verzeichnet sind, für 17. Sept. bis 1. Okt. 1861 bezeugt, ebenso sein Münchner Aufenthalt vom 3. bis 5. Okt. 1861.*

versprechen, jetzt nach Kräften unterstützt, namentlich dadurch daß wir dem Verein die von uns gehaltenen Zeitschriften zur Verfügung stellen. Doch genügt das namentlich bei der großen Anzahl hist. Zeitschriften nicht. Und so haben sich die Studenten theils direct, theils durch uns hier und dort an Herausgeber und Verleger gewandt und haben zumeist ihre Bitte um ein Exemplar gewährt gesehn. So erlaube ich mir denn in deren Namen an Sie die gehorsamste Bitte zu richten um ein Exemplar der Forschungen zur deutschen Geschichte. Ich weiß zwar nicht inwieweit Sie allein etwa verfügen können, ich ersuche Sie also je nach den Umständen auch den andern Herren Herausgebern diese Bitte mitzutheilen. Ich bin überzeugt, daß wenn eine Möglichkeit vorhanden ist, Sie alle gern dazu beitragen, diesen Arbeiten auch hier Verbreitung zu verschaffen. Auf unsren Bibliotheken, welche noch die Zopfeinrichtung haben, daß alle Zeitschriften erst nach einem Jahre dem Publicum zugänglich gemacht werden, können die Studenten dergleichen nicht verfolgen: ihr Leseverein soll eben solchem Übelstande abhelfen.

In der Hoffnung auf eine geneigte baldige Antwort, erneuere ich den Ausdruck meiner vollkommensten Hochachtung

Ihr

ergebenster

Wien, Ballgasse 931 Th. Sickel.

10 Dec 1861

[2] *1862 Jänner 12.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

(Antwort 26/1 62.)

Verehrtester Herr Professor!

Es bedarf gar sehr der Entschuldigung, daß ich Ihr Schreiben von Anfang vor. M. erst jetzt beantworte. Aber ich bitte mir die Schuld nicht aufzubürden. Es hat einer wiederholten Correspondenz mit Berlin bedurft, um am Ende die unbefriedigendsten Resultate zu erlangen. Ich wandte mich gleich nach Empfang Ihres Briefes an Pertz, da ich die von Ihnen gewünschten Data nicht hatte. Mit meinem Brief kreuzte sich einer von Dümmler, der schrieb, daß er sich in derselben Angelegenheit nach Berlin gewendet, dort aber die Epternacher Urkunde nicht zu finden sei; er werde deshalb an mich gewiesen. Ich sah meine Excerpte nach und fand zu meiner Beschämung, daß ein Irrthum untergelaufen, die angeführten Worte aus einer Urkunde Ludwig des Frommen seien. Pertz schickte dann das einliegende Excerpt aus der Urkunde für Lamspringe [1]), von der Herforder schwieg er ganz. Auf eine erneute Anfrage erhielt ich durch Jaffé die Nachricht, sie sei auch nicht da. Ich beruhigte mich nicht, da ich nach Dümmlers Brief annehmen mußte, er habe diese erhalten. Allein eine 2te Antwort bestätigt nun das Resultat. Meine Excerpte nennen hier

1) *auf kleinem beiliegenden Zettel das Eschatokoll der Urkunde Ludwigs des D., Mühlbacher Reg.² 1497.*

Ludwig den Deutschen und es scheint daher nur übrig zu bleiben, daß ich mich schon bei der Anfertigung derselben geirrt, was ja möglich, wenn auch nicht recht wahrscheinlich ist. Mir kam es damals allerdings nur auf den Inhalt an und ich trug die einzelnen Notizen nach Materien ein.

Was Ihre zweite Anfrage betrifft, so muß ich bemerken, daß wir Herausgeber gar keine Verfügung über die Forschungen haben. Der Commission wird eine Anzahl Exemplare von dem Verlage geliefert, und sie allein verfügt über diese, eigentlich zu Gunsten der Mitglieder und der bairischen öffentlichen Institute. Ob sie da über behält, weiß ich nicht, glaube es aber kaum. Eher kann wohl der hiesige Verleger ein Exemplar hergeben, doch bezweifle ich ob er es gerne thut, da Lesevereine an sich ein Feind der Buchhändler sind. Daß ich ihn nicht schon gefragt ist allerdings eine kleine Nachlässigkeit von mir, und will ich dies in den nächsten Tagen jedenfalls nachholen.

Für die gütige Übersendung Ihrer beiden Abhandlungen sage ich Ihnen den herzlichsten Dank; die erste über das Lex. Tir. habe ich mit Interesse gelesen, die andere erst in diesen Tagen erhalten. Vor allem freue ich mich auf die Fortsetzung der diplomatischen Untersuchungen über die Urkunden Ludwig d. D., auf deren Bedeutung ich nicht unterlassen konnte wenigstens gelegentlich in einer Anzeige von Ficker, die ich Ihnen zu übersenden mir erlaube, hinzuweisen. Und gern hätte ich auch selbst einen Beitrag beigesteuert. Vielleicht mögen Sie doch noch einmal Dümmler selbst fragen, ob er über die Herforder Urkunde etwas erfahren[1]).

Hochachtungsvollst und ganz ergebenst

Göttingen 12. Jan. 1862. G. Waitz

[3] *1862 Jänner 26. Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr.

Zunächst meinen besten Dank für Ihre freundlichen Bemühungen und Auskünfte. Die Lamspringer Urkunde, die ich schon aus Harenberg und Leuckfeld kannte, halte ich übrigens für unecht. Meine Arbeit habe ich indessen beendigt und hoffe sie Ihnen im Sommer zuschicken lassen zu können.

Ich werde jetzt weiter zurück greifen und über die Urkunden der ersten Karolinger arbeiten. Allerdings ein kühnes Unternehmen, wenn es mir nicht gelingt von Pertz das in seinen Händen befindliche Material mitgetheilt zu erhalten. In jedem Falle muß ich doch selbst eine größere Anzahl von Originalen einsehen. Das habe ich zum Theil schon begonnen. Ich kenne alle Diplome Pippin's Karl's und Ludwig's d. Fr., welche sich in Fulda Kassel München S. Gallen befinden. Jetzt habe ich von März bis October Urlaub genommen und gehe zu gleichem Zwecke nach Paris und Turin und nehme zugleich mit, was sich im östlichen und südlichen

1) *Dümmler hatte schon im Dez. über Miserfolg seiner Anfrage berichtet.*

Frankreich befindet. Aber allem kann natürlich der einzelne nicht nachgehen. Da nun doch wol von Pertz noch nicht alles ausgebeutet ist, was sich auf meiner Route vorfindet, werde ich ihm dieser Tage schreiben und anfragen, ob er mir Aufträge abzuschreiben u. s. w. ertheilen will [1]). Es würde sich dieß vollkommen mit meinen speziellen Zwecken vereinigen lassen. Da ich nach unsren Münchener Gesprächen auf Billigung dieses meines Planes rechnen kann, bitte ich ergebenst, falls Sie in dieser Zeit mit Pertz verkehren sollten, ihn zu unterstützen. Habe ich auf diese Weise mit zu den in Pertz's Händen ruhenden Arbeiten beitragen können, so hoffe ich wird es mir später leichter werden, das mir nicht zugängliche (!) gewordene Material in Berlin einsehn zu dürfen. Würde es mir aber doch abgeschlagen, nun so werde ich doch für mich allein so viel zusammengebracht haben, daß ich im Stande sein werde eine diplomatische Bearbeitung der ersten Karolinger zu unternehmen.

Könnte ich Ihnen für Ihre eigenen Arbeiten auf dieser Reise etwas besorgen, so bitte ich es mich wissen zu lassen.

Mit hochachtungsvollem Gruße
Ihr
ganz ergebener
Wien 26 Jan. 1862 Th. Sickel.

[4] *1862 September 3. Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr.

Bis auf zwei Arbeitsstationen habe ich meine grössere Reise glücklich hinter mir. Eben treffe ich in Kassel ein [2]). Da wird nun in mir der Wunsch rege auch Göttingen zu besuchen, um mit Ihnen über die Arbeiten die ich jetzt vorhabe, sprechen und über einige Punkte Ihren freundlichen Rath vernehmen zu können. Aber bin ich sicher Sie während der Ferien in Göttingen anzutreffen? Ich ziehe es vor zunächst anzufragen. Treffen Sie diese Zeilen in Göttingen, so bitte ich mir gefälligst eine Zeile Antwort nach Kassel Hotel Schirmer zukommen zu lassen; ich komme dann Freitag oder Sonnabend auf einige Stunden nach Göttingen.

Sonst müßte ich auf das Vergnügen einer persönlichen Begegnung für dieß Jahr verzichten, denn ich muß pünktlich am 1. Oct. in Wien eintreffen und könnte Sie also nicht zur Zeit der Commissionssitzungen in München aufsuchen. In diesem Falle erlaube ich mir Ihnen hochverehrter Herr noch ausführlicher zu

---

1) *Sickel schrieb laut Briefbuch am 2. Febr. recomm. an Pertz, er erhielt am 21. die vom 18. datierte Antwort von Pertz, deren Original (gleichfalls im Wiener Institut) ich in „Th. Sickel, Denkwürdigkeiten" (München 1926) veröffentliche.*

2) *Sickel war nach Ausweis seines Briefbuchs nach dem 22. März von Wien aufgebrochen, hatte sich vom 27—30 März in München aufgehalten und die Monate April bis Juli größtenteils (einen kurzen Abstecher nach London eingerechnet) in Paris verbracht. Im August kehrte er über Dijon, Bern, Colmar, Straßburg nach Kassel zurück, besuchte von dort Fulda und traf nach mehrtägigem Verweilen bei seiner Mutter zu Cönnern Anfang Oktober in Wien ein.*

schreiben (ich adressire dann Anfang October nach München, Gasthof zur Traube, wo Sie wol wieder absteigen), um Ihnen die Resultate meiner jetzigen Arbeiten mitzutheilen und Sie zu bitten über einen für den Fortgang meiner Arbeiten wichtigen Punkt gefälligst mit Pertz zu sprechen. — Eine mündliche Besprechung würde ich natürlich vorziehen und hoffe Sie geben mir Gelegenheit dazu, falls Sie in Göttingen sind. — Unter Versicherung meiner größten Hochachtung

Ihr

ergebenster

Kassel 3 Sept. 1862 Th. Sickel.

[5] *1862 September 21.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(3/10 nach München geantw.)

Verehrtester Herr College!

Recht sehr bedaure ich Ihren Besuch hier verfehlt zu haben; ich kam erst den 13. Abends zurück von einer 4wöchentlichen Reise nach Kiel und Kopenhagen und durfte da nicht mehr darauf rechnen Sie in der Nähe zu finden [1]). Es wird mir nun sehr angenehm sein, wenigstens brieflich von den Resultaten Ihrer Reise und Ihren weiteren Plänen zu hören und danke ich Ihnen im voraus für die Mittheilungen die Sie mir zugehen lassen wollen. Ich denke am 3. October in München in der bekannten Traube zu sein. Dort findet sich ja dann auch die beste Gelegenheit mit Pertz über das zu verkehren was Ihnen von Wichtigkeit ist.

Hochachtungsvollst und ganz ergebenst

G. Waitz.

Göttingen 21. Sept.
1862.

[6] *1862 Oktober 3.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr und Collega.

Eine falsche Nachricht hat mich irre geführt, ich hörte Ihre Versammlung finde erst nächste Woche statt, so verschob ich auch meine Schreiben nach München. Eben treffe ich nun wieder in Wien ein, finde Ihre freundlichen Zeilen und erfahre, daß Sie schon heute in München. Da muß ich in aller Eile schreiben. Und indem ich nun Ihnen und Pertz dasselbe zu erzählen habe, erlaube ich mir Ihnen meinen Brief an Pertz offen zu gefälliger Kenntnißnahme zuzuschicken und bitte denselben, wie es Ihnen am besten scheint, entweder in Person zu überreichen oder zu schliessen und in Pertz' Wohnung abgeben zu lassen. Mehr kann ich nun allerdings heute nicht sagen, als daß ich einerseits den Plan meiner Arbeit im Hauptumriß darlege, andrerseits fast nur

---

1) *war Sickel, wie es nach den sich widersprechenden Einträgen im Briefbuch denkbar ist, noch am 17. September in Kassel, so wäre die Zusammenkunft möglich gewesen, wenn ihm Waitz sofort geschrieben hätte. Sickel fand aber diesen Waitzbrief erst im Oktober bei seiner Rückkehr in Wien vor.*

in Ziffern sage, was ich dafür vorgearbeitet. Hätte ich mündlich mit Ihnen verkehren können, so hätte ich Ihnen gern einige sehr einfache Resultate, zu denen ich gekommen, mitgeteilt. So die Merkmale, welche ich als die Kriterien der Originalausfertigungen festgestellt habe — ein Ergebniß dem bisher alle beistimmten, denen ich es mitzutheilen Gelegenheit hatte, wie Delisle, Huillard-Bréholles, Guicherat, Dümmler.

Aber ich hoffe, daß auch schon mein heutiger Brief genügt, um mein an Pertz gestelltes Gesuch zu begründen. Daß ich Sie, hochverehrter Herr, recht dringend bitte dasselbe nach Kräften zu befürworten, hat nicht allein in Ihrer Stellung in unsrer Wissenschaft und speciell Pertz gegenüber seinen Grund, sondern auch darin, daß recht eigentlich Sie den Ausschlag dafür gegeben haben, daß ich an diese Arbeit gegangen bin. Sie forderten mich in vorigem Jahr in München dazu auf; ich ging nur deshalb nicht gleich näher darauf ein, weil ich nicht wußte, ob ich für die notwendig erscheinende Reise einen Urlaub erhalten werde.

Im vollsten Vertrauen zu Ihrer Theilnahme an meinem Vorhaben bespreche ich noch einige hierher bezügliche Punkte. Daß ich auch Regesten liefern will, wird hoffentlich nicht Anstoß erregen. Wer der über diese Zeit arbeiten will, kann sich denn noch mit den Böhmer'schen begnügen? Er selbst hat uns ja in den späteren Regesten gelehrt, wie viel besser die Urkundenauszüge u. s. w. gegeben werden können, er selbst hat ja Nachträge für nothwendig erklärt. Aber es ist gar keine Aussicht vorhanden, daß er selbst zur Umarbeitung der Karolingerregesten gelange. Also darf es wol, ohne ihm zu nahe zu treten, ein anderer unternehmen. Ich selbst werde versuchen mich darüber mit B. zu verständigen. Zweitens, bin ich nun der rechte Mann zu dieser Arbeit? Das kann ich ohne Selbstlob versichern, daß ich seit Jahren gründliche Vorstudien gemacht habe. Meine Beiträge sollten nur ein Versuch sein; ich habe an ihnen auch gelernt, wo es noch fehlte und habe grade jetzt auf meiner Reise viel nachgeholt. Und nun hat dieser Versuch doch, eine Stimme ausgenommen, eine ermuthigende Aufnahme gefunden; besonders hat mich Dümmlers Buch ermuthigt, aus dem ich die Nützlichkeit meiner Untersuchungen ersehen konnte. Nur Stumpf hat mich angegriffen [1]). Von dem Tone den er anschlägt, sehe ich am liebsten ganz ab. Was die wissenschaftlichen Differenzpunkte anbetrifft, so hoffe ich gelegentlich, vielleicht wenn einmal St's eigne Arbeit erscheint, sie eingehend zu besprechen. Ich halte mich für so wenig für unfehlbar, daß ich mich garnicht gescheut, schon in den zweiten Beiträgen manches in den ersten zu berichtigen. Aber grade in den zwei Punkten, um derentwillen St. mich hauptsächlich angreift, glaube ich ihn ganz schlagend widerlegen zu können. Ist ein Zeitmaß (wie hier die Indiction) im Mittelalter verschieden aufgefaßt, so kann das nur heissen, daß

1) *Stumpfs ausführliche Anzeige der „Beiträge zur Diplomatik I" in der Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst u. öffentliches Leben, Beilage der Wiener Zeitung vom 22. März 1862 Nr. 8: „Zur Kritik der Karolinger-Urkunden".*

je nach Ländern und Zeiten die Verschiedenheit obgewaltet hat und daß höchstens, wo sich zwei Gebiete oder zwei Zeiten berühren, ein augenblickliches Schwanken eingetreten ist, aber nicht daß jeder Mann (hier jeder Oberkanzler) das Zeitmaß in seiner eignen Weise aufgefaßt und angewandt habe. Letztere Annahme hilft zwar sehr bequem über einzelne Schwierigkeiten hinweg, läßt jedoch eben so viele bestehn; vor allem aber widerspricht sie aller Erfahrung über die historisch nachweisbare Anwendung der verschiedenen Zeitmaße. Ich bleibe also dabei: in einer gegebenen Zeit kann nur eine Indiction theoretisch gegolten haben, und dafür daß das zur Zeit Ludwig d. D. die Beda'sche war, habe ich jetzt noch viel mehr Beweise. — Ferner sagt St.: nicht nach untergeordneten Schreibern, sondern nur nach Erzkanzlern dürfen die Urkunden behufs der Vergleichung zusammengestellt werden. Zunächst zeigen schon meine Beiträge II daß er mir eine falsche Ansicht untergeschoben hat: ich habe nie die Schreiber allein als maßgebend bezeichnet. Aber in gewissen kleineren Dingen ist von der obersten Kanzlei eben nichts festgestellt, und hier tritt nun die Eigenthümlichkeit der Schreiber mehr oder minder ein und bietet der Kritik Momente dar, auf deren Verwerthung man verzichten muß, wenn man nur was von den Erzkanzlern festgestellt ist als maßgebend bezeichnet. Kurz ich meine, St. bleibt auf halbem Wege stehn, während meine Art der Vergleichung die seinige durchaus nicht ausschließt und in einzelnen Punkten zu sicherer Beurtheilung führt. Ich will mit dieser Art Andeutungen nur sagen, daß ich mich durch St's Kritik nicht des Irrtums oder der falschen Methode überführt glaube. Und so hoffe ich denn auch, daß mir von Pertz nicht deshalb, weil sich St. als oberste Autorität gerirt und mich wie einen Schüler zurechtweist, die Befähigung zu Arbeiten auf diesem Gebiete bestritten wird.

Selbstverständlich konnte ich in meinem Briefe an Pertz einen Gedanken nicht aussprechen, der sich mir aufdrängt. Wie oft wird geklagt, daß das in Berlin aufgesammelte Material von Kaiserurkunden noch nicht zum Gemeingut gemacht worden ist. Die eigentliche Ausgabe aber wird gewiß noch Jahre lang auf sich warten lassen. Lohnt es sich denn nun nicht, inzwischen wenigstens in Regestenform, wie ich es beabsichtige, diese Schätze allen Forschern zu erschliessen? — Ich erspare mir die Aufzählung anderer Erwägungen, die Ihnen den (!) an Erfahrung reicherem (!) Forscher noch näher liegen als mir, und wiederhole nur die Bitte sie zu meinen Gunsten geltend zu machen.

Ich verfüge jetzt über viel Arbeitszeit. Zunächst haben sich ja alle Aussichten für mich von Wien wegzukommen wieder zerschlagen. So lange ich aber hier bin, kommt mir der sonst unerfreuliche Umstand, daß ich historische Vorlesungen nicht halten darf[1]), zu statten: auf meine Vorlesungen über die Hilfswissen-

---

1) *über Sickels Bemühung, außer den hilfswissenschaftlichen Vorlesungen auch allgemeingeschichtliche halten zu dürfen, vgl. meine Einleitung zu „Sickel, Denkwürdigkeiten“ S. 16 ff.: ein heftiger Angriff, den der „Österr. Volksfreund“ am 19. März gegen ihn richtete, verhinderte eine solche Ausdehnung seiner Lehrtätigkeit. Vgl. unten Nr. 40.*

schaften brauche ich nur sechs Stunden in der Woche zu verwenden. Ich kann also fast die ganze Arbeitszeit bei meinem jetzigen Vorhaben einsetzen. Aber grade deshalb liegt mir auch daran, möglichst bald eine Entscheidung von Pertz zu haben, von der die Art abhängt, wie ich zunächst meine Arbeit in Angriff nehme. Vielleicht haben Sie die Güte, mir vorläufig zu melden, wie Pertz meine Bitte aufgenommen.

In meinen Papieren, die ich täglich erwarte [1]), findet sich auch manches, was wahrscheinlich für Sie Interesse hat; sobald ich sie geordnet, werde ich gern mittheilen was ich habe. — Für die mir zugesandten Drucksachen sage ich besten Dank.

Wie vor allem Sie, so hätte ich auch gern manch andres Commissionsglied in München begrüssen mögen; bitte grüssen Sie von mir die Herrn, die sich meiner freundlich erinnern. Ihnen selbst wiederhole ich die Versicherung meiner Hochachtung und des aufrichtigen Dankes für jede Unterstützung meiner Bestrebungen, für jeden freundlichen Rath.

Hochachtungsvoll und ganz ergebenst

Wien, Stadt 931. Th. Sickel.

3 Okt. 1862.

[7] *1862 Oktober 19. Georg Waitz an Theodor Sickel.* (Antw. 1/11.)

Verehrtester Herr College!

Ihren ausführlichen Brief mit Einlage an Pertz habe ich in München richtig erhalten und mit vielem Interesse an den schönen Erfolgen Ihrer Reise und den weitern Plänen gelesen. Ich halte eine Arbeit wie Sie sie in Angriff haben entschieden für in hohem Grade erwünscht und verdienstlich und habe sicher auch keinen Zweifel an der würdigsten Ausführung. Verschiedene Auffassungen und Ansichten im Einzelnen bleiben dabei ja immer möglich, die sich wissenschaftlich auskämpfen mögen. Ich sehe auch sehr gut ein, wie wichtig Ihnen die Kenntniß des Materials der Monumenta sein muß und habe Ihren Wunsch Pertz bestens empfohlen. Vielleicht hat er inzwischen Ihnen schon selbst geantwortet und dann ist diese Mittheilung überflüssig [2]). Er war an sich der Sache nicht entgegen, und doch auch nicht ohne Bedenken. Das Bedenken lag hauptsächlich darin, daß, wenn er einmal eine solche Benützung gestatte, sie fortwährend von allen Seiten verlangt werden werde, wie sie denn ja schon manchmal gesucht und abgeschlagen ist. Zunächst wohl eigentlich nur den Mitarbeitern, außerdem so daß auf einzelne Fragen Antwort gegeben. Bei der Ausdehnung des Materials, des noch Ungedruckten an Briefen etc. etc. ist die Sache in der That von Bedeutung. Alle Mitarbeiter der Jahrbücher des deutschen Reichs haben ja Grund die Benützung zu wünschen. Dazu kommt daß Pertz versichert die Ausgabe der Karolingischen

1) *Sickel hatte seine „Reisefrüchte“ in Halle, wo er sich am 28. Sept. aufhielt, Dümmler anvertraut, dieser sandte sie ihm am 19. Oktober nach Wien.*

2) *Pertz antwortete erst am 30. Okt., s. unten S. 65 Anm. 1.*

Urkunden stehe nahe bevor. Sein Sohn ist eben diesen Herbst für den Zweck auf Reisen gewesen und vielfach auch Ihnen nachgefolgt. Dieser kann und soll dann freilich nur einen Theil bearbeiten, und am besten schiene mir immer eine solche Verständigung mit Ihnen, daß Sie einen andern Theil übernähmen und damit zugleich die Kenntniß des ganzen Materials erhielten. Eine mündliche Besprechung würde glaube ich eine solche Vereinbarung am ehesten anbahnen, und ich denke daß Pertzs Antwort wenigstens dazu einen Anlaß geben wird; — wie ich denn wiederhole, daß er sich in der Sache zunächst nur zweifelhaft äußerte: er wollte Böhmer in Frankfurt besuchen und dann auch wohl mit dem darüber sprechen, wurde aber durch die Nachricht von der Krankheit desselben abgehalten hinzugehen [1]).

Dr. Kluckhohn sagte mir daß Sie daran gedacht Stumpf in einem Aufsatz für die Forschungen zu antworten. Ich glaube daß gegen die Aufnahme kein Bedenken sein wird, wenn es nicht wesentlich Antikritik, sondern [2]) selbständige Erörterung der streitigen Punkte sein wird. Bei dieser Gelegenheit darf ich bemerken daß ich das 2te Heft Ihrer Beiträge, das Sie mir wahrscheinlich freundlich bestimmt, nicht erhalten [3]): ich bemerke es nur, damit Sie sich nicht wundern daß mein Dank ausgeblieben. Sollten Sie sonst aus Reisefrüchten oder andern Arbeiten etwas für die Forschungen mitzutheilen haben, wird es sehr willkommen sein.

Hochachtungsvollst und ergebenst

Göttingen 19. Oct. 1862. G. Waitz.

[8] *1862 November 1. Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr.

Von Pertz habe ich heute noch keine Antwort; Ihr freundlicher Brief allein gibt mir Nachricht von der vorläufigen Aufnahme meiner Bitte. Ich danke aufrichtig für Ihre gütige Verwendung. Mitarbeiter würde ich gern, wenn Pertz mich dazu auffordert. Doch möchte ich nicht deshalb, weil ich dann eine spätere Partie übernähme, meine für die Karolingerzeit begonnene und in manchen Richtungen weit fortgeschrittenen Arbeiten aufgeben: sie würden meiner Meinung nach sehr wohl noch neben der Urkundenausgabe Berechtigung und Werth haben. Besser freilich noch, wenn Pertz junior und ich die Resultate unserer Forschungen austauschten, noch ehe wir abschlössen und druckten. Was ich von Pertz höre erlaube ich mir Ihnen mitzutheilen.

Heute wage ich noch ein andres persönliches Anliegen auszusprechen. Ich thue es um so unbefangner, da es nicht dem

---

1) *über J. F. Böhmers Krankheit und Tod (22. Okt. 1863) und die letzten Besuche, die ihm Pertz abstattete, s. Bresslau im N. Archiv 42, 392ff.*

2) *Sickel vermerkte dazu zwischen den Zeilen des Briefes:* ganz selbständig: Indiction, *es handelt sich also um die erst 1867 in der UL. der Karol. I, 272 ff. (230 Anm. 12) von Sickel verwerteten Beobachtungen. Vgl. auch unten die Briefe Nr. 10, 11, 13, welche die Hinausziehung erklären.*

3) *Sickel, Beitr. zur Dipl. 2 (in Sitz.-Ber. 39), s. unten Nr. 8 und 10.*

Augenblick noch einem speciellen Falle, sondern nur der Zukunft gilt. Schon früher glaube ich Ihnen gegenüber meinen Wunsch nach Deutschland zurückzukehren und meine hiesige Stellung, in der ich als Protestant immer auf das geringste Maß des Wirkens beschränkt sein werde, mit einer andern, sei es Lehramt, sei es an einem Archiv, zu vertauschen ausgesprochen[1]). Jetzt kommen noch Familienverhältnisse dazu mich in diesem Wunsche zu bestärken. Das bestimmt mich, in Hinblick auf Ihren gewiß eben so weit reichenden, als berechtigten Einfluß, Sie zu bitten vorkommenden Falls meiner zu gedenken und wo Sie mich für geeignet halten, mir die Gunst Ihrer Fürsprache zu Theil werden zu lassen. Sie würden nicht meiner Person allein eine Gunst erweisen, die mich zu steter Dankbarkeit verplichten würde; ich darf es ohne Überschätzung sagen, daß ich auch an jedem andern Ort mehr zu leisten hoffen kann, als hier. Ich gehöre keineswegs zu den Schmähern Österreichs; aber die Verhältnisse sind doch eigenthümlich und für den Nichteingebornen schwierig. Und nachdem ich einmal in einem Einzelfall die Verhältnisse falsch beurtheilt habe, die confessionellen Schranken gefallen glaubte und dann eines andern belehrt wurde, fühle ich mich fremder denn bei meinem ersten Eintritt in diese Zustände, weil meiner Lehrtätigkeit, ja selbst meinen Arbeiten jetzt ängstlicher denn zuvor Schranken gezogen werden. —

Für die neuliche Zusendung danke ich bestens. Daß Sie meine Beiträge II nicht eher erhalten, verschuldete der den ich mit der Versendung des während meiner Abwesenheit ausgegebenen Heftes beauftragt hatte. Weil ich nicht mehr sicher war, ob ich Ihnen schon die Notiz über den Melker Codex geschickt, legte ich sie dießmal bei: haben Sie sie schon früher erhalten, so bitte ich das zweite Exemplar irgend jemand zu geben, den diese Mittheilung interessiren kann[2]). — Was ich für die „Forschungen" niederzuschreiben gedenke: über Indiction und ihre Anwendung in Urkunden, würde eine ganz selbständige Arbeit sein. Ich schliesse aber mit der Frage nicht ab, so lange ich noch Aussicht habe, zu Ostern das Pertz'sche Material möglicher Weise auch für sie noch benützen zu können.

Mit hochachtungsvollem Grusse
Ihr ergebenster
Wien, 1 Nov. 1862. Th. Sickel.

[9] *1862 November 3. Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr.

Als Nachtrag zu meinem vorgestern geschriebenen Briefe erlaube ich mir mitzutheilen, dass ich so eben eine Antwort von

1) *die Worte* zu haben *fehlen im Original. — Aus einem Brief, den J. G. Droysen am 19. Dez. 1861 an Sickel richtete, und aus Briefen des Jahres 1862 ergibt sich, daß Sickel sich in dieser Richtung mehrfach bemühte; er hatte ähnliche Schritte schon seit 1860 durch Haym einzuleiten versucht; vgl. „Sickel, Denkwürdigkeiten" S. 17 ff. und den dort veröffentlichten Briefwechsel mit Weizsäcker u. a.*

2) *Sickel, Lettre sur un manuscrit de Melk, in der Bibliothèque de l'école des chartes 23 (V. serie 2, 1862) S. 28—38.*

Pertz erhalte[1]). Nach der Erzählung vom Stand der Arbeiten seines Sohnes, nach der Mittheilung daß frühere Gesuche abgeschlagen sind benachrichtigt er mich „daß er sich zu seinem Bedauern verhindert sieht, dem ausgesprochnen Wunsche zu entsprechen, was jedoch nicht hindern werde Aufschlüsse zu geben über irgend eine bestimmte Urkunde in der Berliner Sammlung". Meine Copien sollen allerdings willkommen sein — ich schicke sie auch ein, da es mir lediglich an Förderung der Sache gelegen ist —, aber Vortheile sollen mir daraus nicht erwachsen; denn die etwanige Auskunft über diese oder jene Urkunde hat, wie ich meine Arbeit entworfen habe, kaum Werth für mich. — Es thut mir leid. Pertz junior hätte gewiß durch Austausch mit mir ebenso viel erhalten, als ich für meine Arbeit gewonnen hätte: wir beide büssen dabei ein. Nun ich werde mein möglichstes aufbieten, um durch die Partien, in denen ich auf eignen Füssen stehe, den Nachtheil für meine Arbeit aufzuwiegen.

Ich wiederhole die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung

Ihr

ergebenster

Wien 3 Nov. 1862. Th. Sickel.

[10] *1862 November 16. Georg Waitz an Theodor Sickel.*

Verehrtester Herr College!

Das Resultat der Verhandlung mit Pertz thut mir auch leid. Es ist die Consequenz eines Systems, das seit Anfang her beobachtet ist, das man in vieler Hinsicht wohl bedauern kann, das sich aber doch wohl begreifen lässt. Das Gegentheil wäre: die Sammlungen der Monumenta überall für wissenschaftliche Arbeiten zugänglich zu machen. Ich glaube nicht, dass dem Werke selbst dadurch Abbruch geschähe, wenn nur der Abdruck ausgeschlossen bliebe. Aber es gäbe allerdings der Redaction eine neue, man kann nicht verkennen mühsame Aufgabe. Und davon abgesehen: das Gegentheil ist einmal angenommen — in einem bedeutenden Fall vor langen Jahren schon bei Raumers Hohenstaufen — und es mag nun schwer sein darüber hinwegzukommen. Für sich persönlich dürfen Sie darin keine Unfreundlichkeit finden. Höchstens dass vielleicht der junge Pertz nicht geneigt ist die Ausgabe der karolingischen Urkunden mit einem andern zu theilen — was ich freilich weitaus für das Wünschenswertheste gehalten hätte.

Ich zweifle nicht, dass Ihre Arbeit auch so des Neuen und Belehrenden viel geben, die beste Vorarbeit eben für die Ausgabe

---

1) *der Wortlaut des von Sickel mit Spannung erwarteten, seinen Wünschen aber so wenig entsprechenden Pertz'schen Briefes vom 30. Okt. 1862 (Original im Wiener Institut), ist weder hier noch Acta Karolinorum 1 S. VII genau wiedergegeben; vgl. dazu Bresslau in N. Archiv 42, 402f., wo jedoch angenommen ist, daß Sickel seine Abschriften und Vergleichungen nun nicht an die Monumenta abgab, während nach dem vorliegenden Brief an der Einsendung nicht zu zweifeln wäre; im Briefbuch findet sich allerdings kein Eintrag darüber.*

sein wird, und wünsche nur uns, dass Sie dieselbe so bald es Ihnen möglich ist zu Tage fördern.

Für das zweite Heft der diplomatischen Beiträge danke ich bestens. Ich bedaure nur es nicht vor Bd. 3 und 4 der V.G. gehabt zu haben. Es ist bei dieser Arbeit unmöglich so erschöpfend die Echtheit zu prüfen, auch da wo man anstösst oder zweifelt. Ich werde ein paar Worte in dem Jahrgang 1863 von Sybels Zeitschrift darüber sagen[1]. — Den Aufsatz über die Melker Handschrift verdankte ich schon Ihrer Güte und gebe das 2te Exemplar an Dr. Abel[2], der über Karl d. Gr. arbeitet.

Wenn ich mich recht erinnere, haben Sie früher schon über die Urkunden Konrad I. gearbeitet. Ich wüsste gern, ob Sie Böhmer Acta Nr. 14 p. 19 für Hersfeld[3] für echt halten. Ich finde in den Formen nichts Verdächtiges. Der Inhalt ist aber sehr auffallend, ist die Urkunde echt, sehr wichtig.

Ihrer Arbeit über Indiction sehe ich jetzt baldigst entgegen. Der Druck von Bd. III der Forschungen beginnt eben, und ich kann den Aufsatz noch im 1. Heft bringen.

Dass es Ihnen in Wien nicht zusagt und nach Verdienst geht, thut mir eigentlich leid. Ich bin auch kein solcher Anti-Österreicher, dass ich nicht wünschen sollte dass die historischen Studien dort bei so viel Hülfsmitteln gedeihen und einen weiteren Aufschwung nehmen sollten. Und dafür können Sie dort vor allen wirken. Ihre ganze Studienrichtung scheint mir auch Sie an einen Ort zu verweisen wo reichere urkundliche und handschriftliche Schätze zur Ausbeutung vorliegen, obgleich ich nicht zweifle dass auch eine vorwiegende Lehrthätigkeit Ihnen zu[sagen][4] würde. Doch meine ich immer nicht an eine kleinere [Universität][4]. Nirgends könnte man Sie wohl besser brauchen als in München, wo das Archiv noch immer der rechten Leitung und wissenschaftlicher Arbeiter entbehrt. Nur fürchte ich, stehen auch da gerade für diese Stelle dem Protestanten und Ausländer Schwierigkeiten im Weg. Sollte mir einmal etwas zur Kunde kommen, das Ihnen conveniren könnte, werde ich nicht verfehlen es mitzutheilen.

Hochachtungsvoll ergebenst

Göttingen 16. November 1862. G. Waitz

(*außen:* Antwort 13/12 62)

[11] *1862 Dezember 13. Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr College.

Ihre Anfrage die konradinische Urkunde für Hersfeld (Böhmer acta No. 14)[5] hätte ich gern gleich beantwortet, hätte ich geglaubt

1) *Hist. Ztschr. 9 S. 264—267.*

2) *Waitzens Schüler Dr. Sigurd Abel, geb. 1837, damals Privatdozent in Göttingen, gest. 1874. nachdem er gleich nach Ernennung zum ao. Prof. in Gießen in Krankheit verfallen war.*

3) *DKonrad I. 15. Or. Marburg.*

4) *durch Einreißen am Rand des Papiers entstandene Lücke.*

5) betreffend *fehlt im Or.*

mich auf mein Gedächtniß allein verlassen zu dürfen. Alle meine Aufzeichnungen einerseits über Konrads Urkunden, anderseits über Hersfeld u. Fuld hatte ich einem Freunde zur Benutzung mitgetheilt u. erhielt sie erst dieser Tage zurück. Ich bitte also die Verspätung meiner Antwort zu entschuldigen. — Diese Urkunde ist noch in Original erhalten, das zu gar keinen Bedenken Anlaß giebt. Der Abdruck bei Böhmer nach Schminke ist bis auf unwesentliche Unterschiede in der Rechtschreibung ganz correct.

Pertz' Antwort hat mich nicht entmuthigt, sondern treibt mich nur an tüchtig fortzuarbeiten. Zunächst freilich sehe ich daß es nothwendig wird einer systematischen Urkundenlehre noch einige Monographien vorauszuschicken, indem gewisse Fragen einer[1]) ganz detaillirte[n] Erörterung bedürfen, einer ausführlicheren als man sie in einer zusammenhängenden Urkundenlehre geben kann. Dahin rechne ich eine Untersuchung über die Indiction. Daß ich dieselbe noch nicht zum Abschluß gebracht, hat seinen triftigen Grund. Schon vor Monaten erfuhr ich von Rom aus, daß der Rossi'sche[2]) Inschriftenband sehr wichtig für ältere Chronologie ist. Unsre schlechte Bibliotheksverwaltung hatte aber von diesem Werke noch gar keine Notiz genommen u. zögerte auch jetzt noch mit der Anschaffung. So habe ich dasselbe endlich für die Bibliothek unsres historischen Instituts bestellen müssen. Sobald ich den Band habe u. durchgearbeitet habe, schliesse ich meine Arbeit ab[3]). — Andre Punkte, die ich wohl noch in Monographien vorausschicken werde, sind: Verhältniß von Siegel, Unterschrift, Zeitbestimmung der Formeln für Diplome, worin sich viel mehr leisten läßt, als bisher geschehen ist — über die ältesten Klosterprivilegien der Bischöfe und Päpste u. dergleichen. — Zunächst muß ich aber das ganze Material übersehn, u. das ist meine nächste Arbeit. Dann werde ich wahrscheinlich wegen mancher Fragen mir bei Ihnen Raths erholen. Einiges freilich kann ich schon heute berühren. In Bezug auf die Regesten habe ich lange geschwankt welche Ausdehnung ich Ihnen[4]) geben sollen[4]): Zusammenstellung aller auf die Geschichte der betreffenden Fürsten bezüglichen Nachrichten (also auch analistischer[4]) Nachrichten) oder Beschränkung auf die von den Fürsten selbst ausgegangenen Acta? Ich habe mich jetzt für das letztere entschieden. Kritik der Urkunden u. Kritik der erzählenden Quellen sind verwandte u. doch sehr verschiedene Dinge, und in der Beschränkung auf jene glaube ich mehr leisten zu können, als wenn ich beides vereinige. So bin ich jetzt gewillt, die Ergebnisse der Annalen nur nebenbei zu berücksichtigen, nur in den Noten mit anzuführen; eben dahin werde ich alle Angaben

---

1) *im Or. verbessert aus* eine, *wobei* detaillirte *unverändert blieb.*

2) Rossi'schen *Or.*

3) *das Rossi'sche Inschriftenwerk, Inscriptiones Christianae, zu erhalten, hat sich Sickel schon um die Jahreswende 1861/2 durch den ihm befreundeten Philologen Josef Müller (geb. 1823 in Brünn, gest. 1895 in Turin), der damals in Rom arbeitete, bemüht, ohne daß in den betreffenden Briefen Müllers an Sickel der Indiction Erwähnung geschähe.*

4) *so im Or.*

aus nicht königlichen Urkunden verweisen. Die eigentlichen Regesten sollen aber nicht allein die praecepta, sondern eben so gut alle Briefe, Gesetze usw. enthalten, kurz alle von den Königen oder in ihrem Namen erlassenen Schriftstücke. Die Regesten der Urkunden habe ich zumeist schon gemacht u. zwar lateinisch um die technischen Ausdrücke der Zeit beibehalten zu können, was ich für das genaue Verständniß des Rechtsinhalts für wesentlich halte. Ihre Verfassungsgeschichte (ich habe mir ein Verzeichniß aller Citate und Besprechungen der einzelnen kön. Urkunden gemacht) kommt mir dabei ausserordentlich zu statten. Wo es sich um stetige, häufig wiederkehrende Verhältnisse handelt, wie bei blossem Schutzbrief, bei gewöhnlicher Immunität usw. habe ich für die gleichen Kategorien u. die nach gleichem Formular gearbeiteten Urkunden auch stets die gleiche Fassung des Regests gewählt. Minder knapp liessen sich die Regesten von Traditionen, Commutationen usw. fassen. Viel Mühe werden mir die Leges machen. Zunächst wegen der chronologischen Einreihung. Da weiche ich sehr oft von Pertz ab. Aber vor der ganz colossalen Arbeit, eine durchgreifende Revision der Art zu versuchen, schrecke ich noch zurück, u. begnüge mich deshalb vielleicht, in der Regel die Datierung von Pertz beizubehalten und nur schon die von Ihnen oder andern begründeten Abweichungen zu berücksichtigen. Von den leges ferner eine Inhaltsangabe anzufertigen habe ich ganz aufgegeben: es ist nicht möglich ihren reichen Inhalt in ein Regest zusammenzufassen. Uebrigens glaube ich, indem ich wenigstens den Versuch machte eine Revision der Capitularien nach mehreren Gesichtspunkten vorzunehmen, hie u. da im einzelnen zu Resultaten gekommen zu sein. Ich erlaube mir Ihnen eine Probe davon mitzutheilen u. wähle dazu das wichtige capit. Langobardicum a. 786. Ich bestreite zunächst die Richtigkeit dieser Bezeichnung,

. . . .

Doch genug davon[1]. Ich habe Ihnen nur an einem Beispiele zeigen wollen, wie ich bei der Durchsicht der leges auf allerlei Einzelheiten, selbst Textrevisionen verfallen bin, die doch mit meiner Regestenarbeit nichts zu thun haben. Da scheint es mir besser, ich halte mich im ganzen und grossen einfach an die Pertz'sche Ausgabe, an seine Zeitbestimmungen u. begnüge mich in den Regesten auf seine Autorität hinzuweisen.

Ich schrieb Ihnen wohl daß sich Pertz bereit erklärte, mir über bestimmt bezeichnete Urkunden, sollte er von ihnen Abschriften haben, Auskunft zu ertheilen. Nun habe ich mir aus Ihrer V. G. alle Citate von Urkunden vermerkt, die Ihnen Pertz mitgetheilt, die ich aber noch nicht habe. Ihre Citate aber, bei denen es ja nur auf den Inhalt ankam, scheinen mir für eine Anfrage bei Pertz noch nicht zu genügen: aus ihnen kann ich zuweilen noch nicht einmal ersehen, ob es sich um ein und dieselbe oder um verschiedene Urkunden für denselben Ort handelt. Ich erlaube mir also die ergebenste Anfrage, ob Sie mir vielleicht aus Ihren eigenen

1) s. *Sickel, Acta Karol. 2,271ff., Mühlbacher Reg. imp.* I^2 *n. 273.*

Vorarbeiten zunächst nähere Angaben über die betreffenden Urkunden mittheilen können und mich so besser in den Stand setzen wollen, bei Pertz weiter anzufragen. . . . .

Als ich Ihnen neulich meine Beiträge II schickte, habe ich den heute beifolgenden Zettel beizulegen vergessen, auf dem Sie neben Verbesserungen von Druckfehlern auch einige sachliche Verbesserungen und Nachträge verzeichnet finden[1]).

Falls Sie mir gelegentlich zu antworten belieben, bitte ich mir auch die Adresse von Dr. Abel aus. Ich meine, wir würden uns gegenseitig in unsern Arbeiten über Karl d. G. vielfach fördern können u. möchte mich deshalb gern in Verbindung mit ihm setzen.

Für Ihre freundliche Zusicherung, eventuell bei Berufungen oder Vorschlägen meine frühere Bitte berücksichtigen zu wollen, danke ich aufrichtig.

Mit hochachtungsvollem Gruß
Ihr
ergebenster
Wien 13 Dec 1862 Th. Sickel.

[12] *1862 Dezember 21. Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antwort 19/3 63)

Verehrtester Herr College!

Zunächst danke ich bestens für die gefällige Mittheilung über die Hersfelder Urkunde. Ich hatte mich inzwischen auch immer mehr in dem Gedanken von der Echtheit befestigt, und freue mich sie nun auch von dieser Seite her gesichert zu sehen. Die Urkunde ist in der That von nicht geringem geschichtlichem Interesse, und in dem frühern Abdruck bei Schmincke leider nicht bekannt gewesen.

Die Arbeit für die Fortsetzung der V. G. hat mich auf's neue in die Zeit Heinrichs I. geführt, und da Ranke eine Neubearbeitung der alten Jahrbücher für die Münchener Reihe wünscht, habe ich mich entschlossen, jetzt daran zu gehen[2]). Ich kann dann auch leider nicht gut auf Dümmlers 2ten Band warten, den er erst für 1864 in Aussicht stellt[3]). Sollten Sie ungedruckte Urkunden Konrads oder Heinrichs kennen oder wesentliche, namentlich die Daten betreffende Berichtigungen, so würden Sie mich durch eine gefällige Mittheilung sehr erfreuen. Namentlich Heinrich ist überaus arm an urkundlichem Material.

Was Ihre karolingische Arbeit betrifft, so giebt mir Ihr Brief noch eine andere Vorstellung als ich hatte. An so ausführliche Regesten hatte ich nicht gedacht. So viel Erwünschtes aber auch eine Arbeit wie Sie sie andeuten haben mag, zu einer Diplomatik

---

1) *Waitz benutzte sie am Schluß seiner Anzeige, Hist. Ztschr. 9, 266.*

2) *Waitz, der schon 1837 für Ranke's Jahrbücher des D. Reichs unter dem Sächsischen Hause Heinrich I. bearbeitet hatte, veröffentlichte 1863 die 1. Aufl. desselben Abschnittes in den von der Münchner hist. Kommission hrsgg. Jahrbüchern der deutschen Geschichte.*

3) *der 2. Bd. von Dümmler, Gesch. des ostfränkischen Reichs, erschien 1865.*

scheint sie mir doch nicht recht zu gehören. Ich meine selbst, daß der Inhalt der Urkunden hier gegen das die Form Betreffende zurückzutreten habe: jener mehr kurz und summarisch, dieser (!) im vollsten Detail. Ich würde diplomatische und historische Regesten unterscheiden. Freilich ist ja dann auch eine Vereinigung sehr gut möglich und in vieler Beziehung sehr nützlich. Doch wäre ich für Ihren Zweck gegen eine Aufnahme der Nachrichten der Historiker, so weit sie nicht für chronologische Bestimmungen nothwendig sind, ebenso gegen die Aufnahme der Inhaltsangabe der Leges. Dagegen scheint mir die chronologische Bestimmung derselben wohl in Ihre Aufgabe zu gehören, so weit eine solche namentlich durch äussere Gründe veranlasst ist. Dass für die Capitularien noch manches zu thun ist, davon bin ich auch gar sehr überzeugt. Jetzt eine neue Ausgabe zu machen, müsste ein besonderes Vergnügen sein. Aber daran ist doch wohl in der nächsten Zeit noch nicht zu denken, obgleich ich glaube dass Band I der Leges vergriffen ist. Das besprochene Capitulare ist denn freilich eines der am schlechtesten überlieferten. Einige Ihrer Vorschläge leuchten mir wohl ein.

Was die von mir citierten Urkunden[1]) aus den Sammlungen der Monumenta betrifft, so ist, wie ich glaube schon früher einmal bemerkt zu haben, der Übelstand für die Beantwortung Ihrer Fragen, dass ich mir nicht zusammenhängende Notizen über die einzelnen Urkunden gemacht: sondern nachdem ich aus den gedruckten mir die sachlich geordneten Auszüge gemacht, fügte ich diesen die aus den ungedruckten, hie und da auch aus den von mir noch nicht in den Editionen nachgesehenen, namentlich den von mir hier nicht vollständig berücksichtigten italienischen, nach den Abschriften bei Pertz ein: so kann ich einige Male aus P. citiert haben was gedruckt ist, namentlich wenn Böhmer es nicht hat[2]), kann aber schwer die Identität meiner Citate mit bestimmten Urkunden angeben.

. . . .

Dr. Abel nimmt Ihr freundliches Erbieten einer näheren Verbindung dankbar an und meint, der Vortheil werde ganz auf seiner Seite sein: was er aber mittheilen könne, stehe gern zur Disposition. Für die Weihnachtsferien ist er nach Berlin gegangen.

Hochachtungsvollst ergebenst

G. Waitz

Göttingen 21. December 1862.

Dürfen denn die Forschungen seiner Zeit auf die Arbeit über die Indiction rechnen? Oder haben Sie jetzt eine andere Verwendung dafür?

---

1) *folgt durchstrichenes* betrifft.

2) namentlich — hat *über der Z. nachgetragen.*

[13] *1863 März 19.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr Kollege.

Mit Arbeit überhäuft habe ich bis zur Ferienzeit verschoben Ihnen zu antworten. Auf Ihre Anfrage nach Urkunden Heinrichs hatte ich ohnedies nichts von Bedeutung mitzutheilen. In den von mir in den letzten Jahren besuchten Archiven fand sich entweder nichts von Heinrich, oder wie in München hatte ich zu viel mit Karolingerurkunden zu thun, um auf das 10. Jahrhundert einzugehn. Ich verzeichne auf der Beilage die wenigen Stücke, die ich eingesehn. Dazu füge ich das Verzeichnis der von mir geprüften Diplome Konrads: die Daten derselben sind alle in Böhmer correct angegeben; nur orthographische Verbesserungen, die ich hinzufügen könnte, haben für Sie keinen Werth. Etwas grösser ist die Anzahl der von mir geprüften Urkunden Otto I, deren Nummern ich auch beifüge, falls Sie gelegentlich über die eine oder andere Auskunft wünschen.

Ihre Aeusserungen über den Plan meiner Arbeit sind für mich sehr werthvoll; ich komme wohl darauf später zurück. Erst wenn ich das ganze Material durchgearbeitet habe, kann ich die Grenzen genau abstecken und erlaube mir dann nochmals Ihren freundlichen Rath einzuholen. Heute beschränke ich mich auf Folgendes. Ich überzeuge mich immer mehr, daß Rechtsinhalt und Form der Urkunden vielfach in engem Zusammenhange stehen: deshalb muß ich dem Inhalt genau nachgehn und die dabei gewonnenen Resultate halte ich für gut auch in Form ausführlicher Regesten wiederzugeben. Anders werde ich es mit den Leges und Briefen halten, die ich nur chronologisch einzureihen versuche ohne specielle Inhaltsangabe. Weitgehende historische Regesten zu geben habe ich nicht die Absicht; nur muß ich, um Anhaltspunkte für schlechtdatirte Acta zu gewinnen für mich auch alle erzählenden Quellen usw. durcharbeiten. — Wie ich nothwendiger Weise alles in den Urkunden bis in's Detail verfolge, schreite ich nur langsam vorwärts: dennoch habe ich ³/₅ der Urkunden schon verarbeitet und hoffe im Herbst den Druck der Regesten beginnen zu können. Diese muß ich schon vor mir liegen haben, ehe ich die Diplomatik ausarbeiten kann. Nebenbei beschäftigt mich allerdings auch noch die Beischaffung des Materials: mir Abschriften ungedruckter Urkunden oder Collationen schlecht gedruckter zu verschaffen. Ihre letzten Angaben über Diplome in Pertz' Papieren waren mir sehr willkommen: bis auf ein Stück habe ich sie alle jetzt aufgetrieben. Mir fehlt auch nichts mehr, was in den verschiedenen Berichten des Archivs verzeichnet ist, oder wenigstens habe ich die bestimmtesten Zusagen, die Abschriften, diplomatischen Beschreibungen und eventuell Durchzeichnungen, die mir noch fehlen, binnen kurzem zu erhalten. Ich habe mich so unabhängig von den Pertz'schen Sammlungen gemacht u. glaube doch (mit Ausnahme der mich weniger interessirenden Briefe) das urkundliche Material in der selben Vollständigkeit wie Pertz zu besitzen.

Jetzt tritt eine Pause in dieser Arbeit ein. Ich muß wieder etwas sammeln für die Fortsetzung der Monumenta graphica

(Lief. 5 und 6 sind fertig und werden nächstens an Ihre Bibliothek abgesandt werden), und gehe auf 14 Tage nach Friaul, um kennen zu lernen, was vom ehmaligen Archiv von Aquileja noch erhalten ist [1]. Karolingica noch zu finden mache ich mir keine Hoffnung, will aber doch in Ceneda wenigstens anfragen, wo meines Wissens in diesem Jahrhundert noch niemand nachgeforscht hat. Zu diesem Ausflug muß ich die kurze Ferienzeit benutzen und deshalb, was sonst drängt, bis nach Ostern verschieben. Dahin gehört auch die für Ihre Forschungen angekündigte Arbeit über die Indiction. Erst in den letzten Tagen habe ich Rossi's Inschriftenwerk erhalten, das ich dafür durcharbeiten muß. Andrerseits schliesse ich diese Arbeit nicht eher ab, als bis ich sämtliche Urkunden bis 840 durchgemacht habe. So kann sich der Abschluß bis in den Sommer hinziehen. Seien Sie aber versichert, daß ich das Manuscript dann Ihnen zur Verfügung stelle.

Eine Anzeige, die ich unter Kreuzband sende [2], bitte ich so zu beurtheilen, wie sie beurtheilt sein muß; die betreffende Wochenschrift, für die ich zuweilen etwas schreiben muß, ist ein Mittelding zwischen kritischem u. Unterhaltungsblatt. — Dr. Abel habe ich nur deshalb nicht geschrieben, weil ich, ehe ich ihm gewisse Fragen vorlege, den ganzen Zusammenhang übersehen will; ich bitte mich ihm zu empfehlen [3].

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr

ergebenster

Th. Sickel.

Wien, 19. März 1863.

[14] *1863 Juni 25.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Verehrtester Herr College.

Von meinem Ausfluge nach Friaul bin ich möglichst schnell zurückgekehrt. Auch von ihm habe ich Karolingica mitgebracht: einige Urkunden für Aquileja und eine ganze Serie für Sesto. Diese letzteren [4] hatte Bethmann nicht auffinden können, obgleich er im richtigen Archiv nachgefragt hatte. Sie sind mir um so werthvoller, da bis jetzt nur Notizen über sie aus Liruti bekannt waren [5]. Von zwei Ottonischen Praecepten, die Sie vielleicht interessiren, lege ich Regesten bei.

---

1) *Sickel fuhr laut Vermerk des Briefbuches am 25. Mai 1863 nach Pottendorf, 26. nach Görz, 27. Nachts nach Udine, 29. nach Cividale, 2. April nach Venedig, 8. Abends nach Udine, 11. nach Triest, 12. nach Laibach, 14. nach Wien zurück Näheres im Reisetagebuch, s. „Sickel, Denkwürdigkeiten".*

2) *ohne Zweifel die im Febr. 1863 in der Oesterr. Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst u. öffentl. Leben 1 S. 161—169 gedruckte Anzeige Sickels über Warnkönig et Gérard, Histoire des Carolingiens (Bruxelles 1862), worin mehrfach auf Waitz bezug genommen ist.*

3) *der Briefwechsel zwischen Sickel und Abel kam erst 1865 in Gang.*

4) *s. Reg. imp. I², 891 u. Mon. Germ. DD. 1, 651 f.*

5) *wohl Liruti, Notizie delle cose del Friuli, 5 Bde. (Udine 1776 f.).*

Seitdem habe ich alle Zeit die ich erübrigen konnte wieder auf meine Karolingerarbeit verwandt. Mit den Regesten der Urkunden bis 840 bin ich fast fertig. Ich kann jetzt genau übersehen, über welche einzelne Urkunden mir noch genauere Angaben fehlen. Zumeist sind es in Italien befindliche. Aus Piemont u. Toscana sind mir von den Archivsdirectionen alle Abschriften u. Auskünfte zugesagt, so daß ich auch da die Pertz'sche Sammlung entbehren kann. Es sind nur wenige Stücke hinsichtlich deren ich ganz auf ältere Drucke oder auf die kurzen Angaben im Pertz'schen Archiv angewiesen bin. Sobald ich die nach verschiedenen Orten abgesandten Fragen beantwortet erhalten habe, kann ich die definitive Anordnung u. Redaction der Regesten vornehmen. Mit dieser Arbeit Hand in Hand wird die Lösung von Einzelfragen gehen, die ich in besonderen Abhandlungen ausführen will, um der diplomatischen Einleitung zu den Regesten nicht zu grosse Ausdehnung geben zu müssen. Diese Abhandlungen lege ich zuerst Ihnen vor für die Forschungen. Daß ich mit der einen schon längst angekündigten über die Indiction noch immer im Rückstand bin, werden Sie nachträglich nur gutheissen können. — Rechne ich nun vielleicht noch ein halbes Jahr bis zur Vollendung der Regesten, so habe ich doch schon jetzt einige Seiten als Probe für die äussere Ausstattung u. Anordnung, nach der ich dann mein Manuscript einrichten will, drucken lassen und sende sie Ihnen zu gefälliger Beurtheilung zu. Zur Erklärung muß ich Ihnen sagen, wie ich das ganze Buch eintheile. I. Diplomatische Einleitung (deutsch geschrieben)[1], II. Regesten: 1) Acta etc. wie auf den Probeblättern 2.) Chartae deperditae quarum mentio fit in ch. posterioribus: da die Daten fehlen, alphabetisch geordnet. Ich weise mindestens ebensoviel Urkunden, als erhalten sind, noch aus den späteren Bestätigungen u. s. w. nach. 3.) Acta spuria mit ganz knappen Inhaltsangaben. III. Deutsch geschriebene kritische Anmerkungen zu den einzelnen Urkunden II. 1 u. 3, d. h. Bemerkungen die in der nur das Urkundenwesen im Allgemeinen behandelnden Einleitung nicht Platz finden können und doch für die Benutzung der Urk. wichtig sind. IV. Namenregister. — Als Acta gebe ich die Urkunden, Briefe, Capitulare. Den Inhalt der letztern anzugeben habe ich, wie Sie sehn, aufgegeben. Ich gehe nun zur eigentlichen Erklärung des Probebogens über. In Bezug auf die Inhaltsangaben strebte ich nach Vollständigkeit und Deutlichkeit bei Festhaltung der technischen Ausdrücke in den damaligen Urkunden[2]. Bei den Urk., welche wie sämtliche Mundbriefe, Immunitäten, Zollbefreiungen, Tauschbestätigungen usw., wie ich in der Einleitung

---

1) *an unrichtiger Stelle nachgetragen; in dem erst 1867 beendeten Druck wurde, was hier als diplomatische Einleitung bezeichnet ist, zu dem 1. Band („Lehre von den Urkunden der ersten Karolinger"), ferner wurden die deutsch geschriebenen Anmerkungen des 2. Bd.s vor die „Acta deperdita" und „Acta spuria" gestellt u. ein Literaturverzeichnis beigefügt.*

2) *dazu u zu den folgenden Ausführungen vgl. die endgültige Fassung bei Sickel, Acta Karol. 1, 419 ff, in der sich auch die Ergebnisse des mit Waitz hierüber geführten Briefwechsels wiederspiegeln.*

nachweisen werde, nach bestimmten Formularen abgefaßt sind, habe ich auch im Regest gewisse nur in dem speciellen Formular vorkommende Ausdrücke gewählt. . . . . Aus doppeltem Grunde will ich diesem Verhältniß der Diplome zu den Formeln (d. h. sowohl zu den in unsern Formelnsammelungen [1]) enthaltenen, als zu solchen die ich sonst aus gleichlautenden Urkunden nachweise) auch in den Regesten Ausdruck geben: weil sich daraus ein sehr wichtiges Kriterium ergiebt u. weil sich aus dem Hinweis auf die betreffende Formel von selbst die Emendationen schlecht überlieferter Stücke ergeben. — Was in der Inhaltsangabe in Klammern steht, weise ich in den Anmerkungen als Interpolation nach. — Die Sterne neben den Ziffern verweisen auf die Anmerkungen. — Jedem Regest ist das Incipit der Urk. beigefügt, ferner Orts und Zeitangaben, wie sie sich in der besten Ueberlieferung finden. Diesen Angaben entspricht das dem Regest in Minuskel vorgedruckte Datum. Nur wahrscheinliche Datirungen, über welche in den Anmerkungen Rechenschaft gegeben wird, sind cursiv gedruckt. Cursive Lettern sind ausserdem für offenbar falsche Namen (No. 20. 22) gewählt. Die Namen in den Reg. sind genau so wiedergegeben, wie sie sich im Original oder der ältesten Copie finden. Die Angaben über Orig., Copien usw. beruhen fast alle auf eigener Feststellung, sonst auf zuverlässigen Mittheilungen. Unter den Drucken steht jedesmal der voran, den ich nach genauer Prüfung für den besten halte. Alle abgeleiteten Drucke aufzuführen halte ich für überflüssig.

Mir liegt vor allem daran ein nützliches, unsre Wissenschaft förderndes Regestenwerk zu liefern: das möglichst zu erreichen möchte ich, ehe ich alles definitiv feststelle, den Rath derer vernehmen, die ein competentes Urtheil zu fällen im Stande sind [2]). In diesem Sinne wende ich mich durch Ihre Theilnahme an meiner Arbeit ermuthigt auch an Ihre Freundlichkeit und bitte um ein rückhaltloses Urtheil über die Probe die ich Ihnen heute vorlege. Ich werde jede Bemerkung gewissenhaft prüfen.

Interessirt es Sie, so macht es mir ein Vergnügen Ihnen später auch die Aushängebogen regelmässig zuzusenden.

Ich habe schliesslich noch für die wohlwollende Anzeige meiner Beiträge II zu danken [3]). Ein paar Einwendungen die ich zu machen hätte theile ich Ihnen gelegentlich mit, sobald ich die betreffenden Fragen, wie es die jetzige Arbeit mit sich bringt, nochmals in Erwägung gezogen haben werde.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr
ergebenster
Th. Sickel.

Wien 25 Juni 1863 [4]).

---

1) *so im Or.*

2) *der Probedruck ging in diesen Tagen nach Ausweis des Briefbuches auch an Böhmer, Jaffé, Bärwald, Dümmler u. Wattenbach; man sieht aus der noch vorliegenden Antwort Dümmlers vom 26. Juli 1863, daß Sickel durch Dümmler*

[15] *1863 Juli 5.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antwort 19/10)

Hochverehrtester Herr College!

Den mir gefälligst zugesandten Bogen mit dem Probedruck Ihrer Regesten habe ich mit viel Interesse empfangen und durchgesehen. Man muss sich wohl anfangs daran gewöhnen Regesten in dieser Form auftreten zu sehen; doch hatte[1]) Böhmers mehr tabellenartige Anordnung bei dem Oktavformat und dem genaueren Eingehen auf manche Einzelheiten wohl Schwierigkeiten. Und dann erscheint auch dieser Druck wohl übersichtlich. Freilich wird er viel Raum erfordern.

Meine Bemerkungen sind nur Wünsche und betreffen nur Äusserlichkeiten. Ich stelle das Kleinste voran. Ich sähe gern die Monatsnamen mit grossen Buchstaben, wie wir es auch in lateinischen Drucken, z. B. der Monumenten, gewohnt sind. Man muss sich förmlich erst gewöhnen bei iun. an Juni und nicht junior etc. zu denken. Auch dem Jj im Gegensatz zu Ii rede ich das Wort.

In der Aufführung der Ausgaben würde ich die älteste bekannte voran, die letzte selbständige zuletzt stellen, ausserdem, wie Sie auch thun, die nennen, welche nicht blos abgedruckt hat[2]), oder wie Bouquet, Bréquigny am meisten gebraucht werden. Die Regestenaufführungen wie Bréquigny und Böhmer sähe man lieber noch etwas von den Editionen getrennt; etwa in Klammern. Br. und B. mit der Nummer oder dem Jahr genügten.

Bei den chronologischen Daten wäre wohl die Indiction anzugeben.

Die Rücksichtnahme auf die Formeln scheint mir sehr wichtig. Liessen sie sich aber nicht noch directer angeben? die entsprechende Formel geradezu citieren?

Auf die Einleitungen und Anmerkungen freue ich mich nicht wenig, da sie gewiss des Belehrenden viel bringen werden. Fällt von specielleren Ausführungen etwas für die Forschungen ab, soll es mir doppelt willkommen sein.

Für die gefälligst mitgetheilten Urkundenauszüge sage ich auch noch meinen besten Dank, und bleibe mit den besten Wünschen für den Fortgang Ihrer interessanten Arbeiten

hochachtungsvollst ergebenst

G. Waitz

Göttingen 5. Juli 1863.

---

auch dem Hallenser Juristen August Anschütz (geb. 1826, gest. 1874), der sich um Ausgabe der langobardischen Rechtsquellen verdient gemacht, den Probedruck vorlegen ließ; Bärwald antwortete am 10. Juli auch im Namen von Jaffé.

3) *Hist. Zeitschrift 9 S. 264—267.*

4) *im Briefbuch zum 24. Juni.*

1) *so Or., wohl statt* hätte

2) *so Or., statt* haben

[16] *1863 Juli 22.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

Verehrtester Herr College!

Heute werde ich Ihnen mit einer Bitte lästig. Theils für meinen im Druck befindlichen neuen Heinrich I, theils für eine Abhandlung über die Repgauische und andre Chroniken wäre es mir von großem Interesse eine etwas nähre Kunde zu haben von einer historia imperatorum bis H.V mit sagenhaftem Inhalt, von der eine Handschrift in Wien (andre in Admont und Zwettl) sich finden. hist. prof. 686, s. Archiv X, S. 478[1]). Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, wenn Sie mir eine Abschrift des auf Heinrich I bezüglichen Abschnitts verschaffen könnten, außerdem vielleicht eine nähere Angabe über den Schluß oder was sonst als besonders charakteristisch erscheinen könnte. Je eher ich es erhalte, je dankbarer werde ich sein, da beide Arbeiten zum Schluß drängen.

Hochachtungsvollst ergebenst

G. Waitz

Göttingen 22. Juli 1863[2]).

[17] *1863 Oktober 19.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr.

Erst jetzt, nachdem ich in Ferien ganz meiner kranken Mutter gelebt[3]), für mich und meine Arbeiten wenig thun konnte, komme ich dazu Ihren Brief vom Juli zu beantworten. Die verlangte Abschrift aus Wien haben Sie erhalten, hoffentlich ist sie nach Wunsch ausgefallen.

Für die Bemerkungen zu dem Probebogen der Regesten danke ich und werde ich sie möglichst berücksichtigen. Wann ich den eigentlichen Druck beginne, kann ich heute noch nicht sagen, da ich noch immer Collationen etc. aus Italien erwarte, vor deren Eintreffen ich die chronologische Ordnung nicht abschliessen kann. Zuvor liegt mir auch noch ob, einige Fragen besonders zu behandeln, meiner diplomatischen Einleitung weitere Ausführungen als Abhandlungen vorauszuschicken. Eben führe ich solche Arbeit über Mundbriefe Immunitäten u. Privilegien, über das Verhältniß dieser Urkunden zu den Formeln aus[4]). Einiges hat mir zwar Roth Feud. 267 ff. vorweggenommen, aber für meinen Zweck muß ich den Gegenstand doch noch eingehender behandeln. — Dann

---

1) *verbess aus* 488; *zur Sache vgl. den Brief vom 23. Okt, unten Nr. 18.*

2) *von Sickels Hand ist auf der Außenseite des Bogens, offenbar als Erledigung vermerkt:* Herrn Schestag, *diesen Herrn, der damals seinen Institutslehrgang eben beendete (gest. 1884, vgl. Mitt. des Inst. 6, 197), wird also Sickel mit der Beantwortung beauftragt haben.*

3) *Sickel war laut Briefbuch vom 28 Juli bis 24. August 1863 in Cönnern, dem Wohnsitz seiner Mutter, mit welcher er bis zu deren Tod (16. August 1867) alle Monate einen oder zwei Briefe zu wechseln pflegte.*

4) *Beiträge zur Diplomatik 3: die Mundbriefe, Immunitäten und Privilegien der ersten Karolinger bis z. J. 840, Sitzungsberichte der phil. hist. Kl. der Wiener Akad. 47. Bd, vgl. unten Nr. 20.*

hatte ich, kurz ehe ich in meine Heimath abzureisen genöthigt war, in gedrängtster Weise etwas über die Epoche des Regierungsantritt Pippins geschrieben — bestimmt für die Forschungen. Nachdem indessen Hahn in mich keineswegs befriedigender Weise dieselbe Frage behandelt, sehe ich mich um so mehr veranlaßt nochmals für die Epoche Sept. 751 einzutreten. Nun muß ich um Hahn zu widerlegen meinen kleinen Aufsatz noch umschreiben, u. das will ich nun nicht thun, ohne Sie zuvor über einen Punkt zu Rathe gezogen zu haben. Halten Sie es für mit den betreffenden gesetzlichen Bestimmungen verträglich, daß unter den Karolingern, speciell unter Pippin, Verhandlungen des Hofgerichts am Sonntag stattgefunden? Fälle aus der Merovinger Zeit kann ich nachweisen, aus der Karolinger Zeit aber nicht, d. h. wirkliche Verhandlungen, denn daß Gerichtsurkunden am Sonntag ausgefertigt werden, läßt sich allerdings auch unter den Karolingern nachweisen, ist aber eine ganz andere Sache. Kann man Verhandlungen am Sonntag nicht annehmen, so muß das placitum Pippini (Bouquet 5, 703 n. 9) zu 759 gesetzt werden und ergiebt sich dann daraus u. aus dem in Verf. Gesch. 3, 63 zusammengestellten, daß die Erhebung zwischen 30. Okt. und 20. Nov. stattgefunden hat [1]). Das ist das Resultat zu dem ich komme, u. Ihnen hiermit vorläufig mittheile. Nur um der Beweisführung willen wäre es mir sehr erwünscht Ihre Meinung über die zuerst aufgeworfene Frage noch zu vernehmen, ehe ich den kurzen Aufsatz umarbeite u. Ihnen zusende.

Jetzt sind ja zwei Geschichtsprofessuren Bonn u. Königsberg wieder zu besetzen: wird man wohl an einem der zwei Orte auch an mich denken? Sollte sich Ihnen Gelegenheit bieten für mich zu wirken, so lege ich Ihnen meine frühere Bitte nochmals vertrauensvoll an's Herz.

Mit hochachtungsvollem Gruß
Ihr
ergebenster
Th. Sickel.

Wien. 19 Oct. 1863.

[18] *1863 Oktober 23. Georg Waitz an Theodor Sickel.*

Verehrtester Herr College!

Eine recht bestimmte Antwort vermag ich auf Ihre Frage nicht zu geben. Für wahrscheinlich halte ich Gerichtstage am Sonntag den gesetzlichen Bestimmungen gegenüber unter den Karolingern nicht. Allein da das Leben so oft dem Gesetz nicht entsprach, möchte ich mit voller Sicherheit nicht hierauf bauen. Ich habe im Augenblick die angezogene Urkunde nicht zur Hand und kann nicht sehen, welche Momente sonst für das eine oder andere Jahr sprechen. Ich glaube die Entscheidung muss besonders darin liegen.

Die angekündigte Abhandlung wird mir sehr willkommen sein und im neuen Band der Forschungen Platz erhalten.

---

1) *vgl. unten Nr. 21, 22; das Placitum Pippins jetzt DD. Karol. 1, 17.*

Für die Abschrift Ihres jungen Freundes danke ich sehr. Die Chronik ergab sich freilich als bereits in den Monumenten gedruckt[1]), wie ich an der Nummer der Handschrift nicht gleich erkannt hatte, aber sich sofort aus den wenigen Worten über Heinrich ergab.

Was die vacanten Stellen in Bonn und Königsberg betrifft, so höre ich dass man dort zunächst an alte Geschichte denkt. Schäfer in Greifswald soll die meiste Aussicht haben[2]). In Königsberg dagegen werde die historische Professur, da Nitzsch und Schubert da sind, wahrscheinlich gar nicht besetzt: sonst komme G. Voigt wohl in Rücksicht[3]). Dagegen handelt es sich um die Stelle des Archivars, die wohl wie in Breslau nicht wieder mit einer Professur verbunden werden soll. Sollten Sie zu einer solchen geneigt sein, dürfte meine ich eine mehr directe Bewerbung wohl am Platz und nicht ohne Aussicht auf Erfolg sein, falls nicht unter denen, die sich in neuerer Zeit besonders mit Preussischer Geschichte beschäftigt, Strehlke, Töppen etc[4]) einer oder der andere, was ich nicht weiss, als Concurrent auftreten sollte. Ich habe nach dieser Seite hin gar keine Beziehungen: die entscheidende Persönlichkeit ist Lancizolle[5]).

Dem Fortgang Ihrer grossen karolingischen Arbeit sehe ich mit vollster Theilnahme entgegen.

Hochachtungsvollst ergebenst

G. Waitz

Göttingen 23. October
1863

[19] *1864 Februar 3. Theodor Sickel an Georg Waitz*

Hochgeehrter Herr College.

Auf meinen Rath sendet Ihnen einer meiner früheren Schüler eine Arbeit zu mit der Bitte sie in die Forschungen aufzunehmen. Weshalb die Arbeit nicht hier gedruckt wird, hat Dr. Thausing Ihnen wahrscheinlich selbst erzählt. Erst nachdem er sie von der Academie zurückgefordert hatte, habe ich von derselben Kenntnis genommen. Ich habe sie aufmerksam durchgelesen und habe mich überzeugt, daß sie veröffentlicht zu werden verdient. Den Haupt-

---

1) *nämlich SS. 10, 135—138; im folgenden sind* an *und* sofort *anstatt durchstrichener Worte über der Zeile nachgetragen.*

2) *Arnold Schäfer (geb. 1819, gest. 1883) kam tatsächlich nach Bonn.*

3) *in Königsberg war am 23. Sept. 1863 Johannes Voigt, Archivdirektor u. Prof. der mittl. u. neueren Gesch. gestorben; Karl Wilhelm Nitzsch (geb. 1818, gest. 1880) vertrat seit 1862 die alte Geschichte, Friedrich Wilhelm Schubert seit 1823 als ao., seit 1826 als ord. Prof. Geschichte, Geographie und Staatskunde. Georg Voigt (geb. 1827 als Sohn jenes Johannes, gest. 1891) arbeitete in München für die Hist. Komission, kam 1860 nach Rostock u. 1866 nach Leipzig.*

4) *Ernst Strehlke, (geb. 1834, gest. 1869) und Max Pollux Toeppen (geb. 1822, gest. 1893), beide besonders um die SS. rerum Prussicarum verdient, jener Archivar in Berlin, dieser damals Gymn.-Direktor zu Hohenstein in Ostpreußen.*

5) *Karl Wilhelm v. Deleuze de Lancizolle, geb. 1796, von 1852 bis 1866 Direktor der preuß. Staatsarchive, gest. 1871.*

resultaten stimme ich ganz bei. Aber für manche einzelne Behauptung und Vermuthung möchte ich, der ich mich mit der österr. Geschichte nie speciell befaßt habe, nicht einstehen. Speciell sind mir die topographischen Verhältnisse, die hier berührt werden, nicht zur genüge bekannt. Aber darin verlasse ich mich auf den Autor, dessen gewissenhafte Art in seinen Arbeiten mir bekannt ist. Uebrigens werden Sie ja selbst von der Abhandlung Kenntniß nehmen. Jedenfalls wird es mich sehr freuen, wenn Sie dieselbe geeignet finden in die Forschungen aufzunehmen[1]). Ich wünsche, daß meine Schüler sich an den Publicationen „draussen im Reich" betheiligen und sich von der hiesigen Academie unabhängig machen, deren Verdienste und Leistungen ich gewiß anerkenne, in der sich aber sehr oft, und so in diesem Falle, das Cliquenwesen geltend macht.

Ich würde Ihnen noch manches was Sie interessirt zu schreiben haben, bin aber augenblicklich krank und kaum im stand zu schreiben[2]); ich behalte mir also ausführlichere Mittheilungen vor.

Mit hochachtungsvollem Gruße
Ihr
ergebener
Th. Sickel.

Wien 3. Febr. 1864.

[20] *(1864 April 13.)* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr College.

Ich lasse Ihnen diese Zeilen durch Dr juris Heinrich Brunner aus Wels überreichen, der noch ein Jahr in Göttingen den Studien obliegen will und den ich Ihnen bestens empfehle. Einer der besten Studenten der juridischen Fakultät war er zugleich drei Jahre hindurch Mitglied des historischen Instituts[3]), an dem ich wirke und ist mir stets ein sehr lieber Schüler gewesen. Um tüchtiger und strebsamer Leute willen ist es mir besonders leid daß ich nur in sehr beschränkter und einseitiger Weise wirken kann. Um so mehr freue ich mich, wenn sich dem einen und andern Gelegenheit bietet, noch eine andere Universität zu besuchen. Dr Brunner wünschte das von jeher, und da es ihm jetzt möglich geworden, habe ich ihm in erster Linie Göttingen vorgeschlagen. Ich bin überzeugt daß es genügt ihn bei Ihnen einzuführen, daß Sie sich für ihn interessiren, ihm mit Rath für den Studienplan beistehn und ihn dann namentlich in Ihr Seminar zulassen.

Von meinen Arbeiten, an deren Fortgang Sie freundlich Antheil nehmen, muß ich leider berichten daß sich der Abschluß

---

1) *so im Original. — Thausings Arbeit „Die Neumark Oesterreich und das Privilegium Henricianum 1043—1058" in Forsch. z. d. Geschichte 4, 355—383.*

2) *in Sickels Briefbuch ist zwischen Jan. 21 und März 13 des J. 1864 kein abgesandter Brief eingetragen, auch dieser Brief fehlt dort.*

3) *der berühmte Rechtshistoriker Heinrich Brunner (geb. 1840, gest. 1915) war 1861—1863 ord. Mitglied des Wiener Instituts f. österr. Geschichtsforschung.*

noch bis Ende des Jahres hinausziehn wird: die nichts weniger als günstige Lage in der ich mich hier befinde hat mich genöthigt die Arbeit einige Monate lang auszusetzen und andern mir aufgedrungenen Beschäftigungen nachzugehn. Eine andre Verzögerung[1]) ist eine günstige: ich habe gelegentlich der Regestenarbeit mich in weitgehende Untersuchungen einlassen müssen und einzelne derselben, namentlich über mundium und immunitas sind ganz zum Abschluß gelangt und liegen schon als ausgeführte Abhandlungen vor. Möglicher Weise lasse ich die über mundium, die Sie noch am meisten interessiren würde und deren Hauptresultat ich in den paar Worten zusammenfassen kann, daß mundium der Königsurkunden vor 800 die specielle Bedeutung eines in erster Linie aus dem dominium hervorgehenden Schutzverhältnisses hat und daher von dem den allgemeinen Kirchenfrieden bedeutenden mundium oder dann häufiger defensio in den Urkunden von Ludwig d. F. an wesentlich verschieden ist u. s. w. — möglicher Weise lasse ich diese Abhandlung[2]) noch vor Drucklegung der Regesten erscheinen, falls letztere sich durch die Langsamkeit der Italiener, von denen ich noch allerlei Collationen und Auskünfte erwarte, noch etwas verzögern sollte.

Leider kann ich Dr. Brunner den für Sie bestimmten Aufsatz über Pippin's Regierungsepoche noch nicht mitgeben. Ich hoffte noch immer besonderen Aufschluß von Fulder Originalanalen, die sich auf hiesiger Hofbibliothek in sehr traurigem Zustande befinden. Erst nach dreijährigen Bemühungen habe ich die Erlaubniß erhalten, die ganz unleserlichen Blätter chemischer Behandlung unterziehen zu dürfen. Bis jetzt hat das gar keinen Erfolg gehabt. Nun warte ich nur ein paar sonnige Tage ab, um noch einen letzten Versuch zu machen. Nur um der Experimente mit dieser Handschrift willen halte ich den kleinen Aufsatz noch zurück.

Mit hochachtungsvollem Grusse[3])

Ihr

ergebenster

Th. Sickel.

[21] *1864 Mai 30. Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr College.

Anbei folgen zwei kleinere Aufsätze[4]) die ich für die Forschungen bestimmt habe. Eine Correctur möchte ich jedenfalls selbst vornehmen, bedarf dann aber zu derselben auch des Manuscriptes. — Etwa ein Dutzend Separatabdrücke werden ja hoffentlich bewilligt.

---

1) *vorher* Vergünst *getilgt; der vorhergehende Satz bezieht sich vermutlich auf Abschriften für die Deutschen Reichstagsakten, welche Sickel auf das wiederholte Drängen von Weizsäcker (zuletzt 28. Februar 1864) in Wien besorgt u. laut Briefbuch am 3. Aug. 1864 abgesandt hat; die Abrechnung erfolgte im September.*

2) *Beitr. zur Dipl. 3, vgl. oben Nr. 19, vorgelegt am 20. Juli 1864.*

Da Sie vielleicht noch einmal veranlaßt sein könnten auf das Verhältniß der ann. Laur. zu den ann. Einhardi einzugehn, so erlaube ich mir Sie auf einen meines Wissens noch nicht hervorgehobenen Umstand aufmerksam zu machen, der dabei auch mit in Betracht kommen kann. Er betrifft die beiden Namenformen für Achen, unter denen Aquae die ältere, Aquisgranum die jüngere ist. Was kön. Urkunden anbetrifft, so begegnet Aquisgranum zuerst im Diplom für Onolzbach n. 786 in Schütz corp. hist. Brand. p. 1, das aber nur in sehr schlechter Copie, zum theil Ueberarbeitung vorliegt, also auch für diese Namenform nicht maßgebend ist. In Originalen läßt sie sich nicht vor 808 nachweisen, zuerst in B 186, dann öfter, in Urk. Ludwigs d. F. regelmässig. Aehnlich steht es nun mit den älteren Annalen; a. s. Amandi, Juvav. und die Murbacher Gruppe, die Alcuin zugeschriebenen Aufzeichnungen, die Laur. min. bis 814 kennen nur Aquae. Auch in den Briefen Alcuins und Einhards erinnere ich mich nicht Aquisgranum gefunden zu haben. Aquae kommt nun allerdings auch noch später vor: ann. Alam. 1,55 ad 912, ann. Colon. 1,99 ad 992. Aber Aquisgranum kommt vor etwa 800 nicht vor. Speciell von den zuerst genannten Annalen gilt nun, daß die Ann. Laur. bis 797 incl. nur Aquae gebrauchen (ausgenommen 794 u. 795 in der ed. Chesniana oder in dem cod. A. Loiselii), zuerst 798 Aquisgranum, was dann Regel wird (ausnahmsweise Aquae 4mal ad 811). Die ann. Einh. aber setzen regelmäßig 765, 768, 795, 796, 797 für Aquae der Laur. das jüngere Aquisgranum ein.

Können Sie mir vielleicht Aufschluß geben über Goddinga villa[1]) in Böhmer n. 94?

Man beschäftigt sich hier viel mit der Frage, ob Pertz das Directorium der Gesellschaft ergänzen wird und durch wen? Aus Süddeutschland hat man sogar angefragt, ob man von Wien aus nicht einen Einfluß nehmen wolle. Ich speciell, obwohl ich gar manchen Wunsch auszusprechen hätte und namentlich wünschte, daß durch Theilung der Arbeit die Herausgabe der Urkunden beschleunigt würde, habe keine Lust die Sache hier anzuregen und mich an irgend welcher Agitation von hier aus zu betheiligen. Pertz hat mich ganz mit Unrecht in Verdacht, schon einen Angriff gegen ihn unternommen zu haben[2]). Sehe ich mich einmal zu einer Opposition genöthigt, so werde ich ganz offen und mit meinem Namen auftreten. Halte ich nun auch jetzt noch mit

---

3) *das im Or. fehlende Datum ergänzt aus dem Briefbuch.*

4) *Über die Epoche der Regierung Pippins, und Über die Or.-hs. der annales antiquissimi Fuldenses, beide in Forschungen z. deutschen Gesch. 4, 439 ff., 454 ff.*

1) *vgl. dazu Mühlbacher Reg.² 216.*

2) *Sickel wußte also nichts von der schon im März von Pertz eigenmächtig vollzogenen Ergänzung der Direktion durch Euler, Lappenberg u. Stälin, s. Bresslau a. a. O. 412 ff. Der Verdacht von Pertz mag sich auf den in der Oesterr. Wochenschr. f. Wissenschaft, Kunst u. öff. Leben 1863, 2, S. 737 ff. ohne Namen des Vrf. erschienenen Aufsatz „Die Mon. Germ. und Heinr. Pertz“ gegründet haben. Sickel war allerdings am Titel dieser Wochenschrift als Mitarbeiter genannt aber offenbar nicht Verfasser jenes Aufsatzes.*

meinen von vielen getheilten Wünschen zurück, so würde ich mich doch andrerseits sehr freuen, wenn Männer wie Sie, wenn alle die schon so grossen Antheil an den Monumenta genommen, jetzt ihren ganzen Einfluß aufbieten würden, daß das neue Directorium in geeigneter Weise zusammengesetzt würde, daß neues Leben in das ganze Unternehmen komme. Ihren Namen hatte ich jedenfalls unter denen der neuen Leiter zu finden gehofft. Schließt Pertz nun, wie man sagt, selbst Sie, Jaffé u. a. aus, so bleibt das Unternehmen was es in den letzten Jahren war, ein Unternehmen der Familie Pertz, nicht der Nation. — Ich würde mich sehr freuen, wenn Ihr nächster Brief mir schon besseres darüber berichten könnte.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr
ergebner
Th. Sickel.

30 Mai 1864

[22] *1864 Juni 5.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

Verehrtester Herr College!

Den besten Dank für die beiden interessanten Mittheilungen. Ich hoffe sie in das 3te Heft des 4. Bandes zu bringen. Heft 2, in dem auch der Aufsatz von Thaussing, ist der Vollendung nahe. Schade daß die Fuldaer Annalen nicht haben gleich mitgetheilt werden können[1]), noch mehr daß sie doch so wenig enthalten. Was hätte da aufgezeichnet werden können!

Ich denke Sie haben nichts dagegen, wenn ich dies als Anhang oder Beilage zum ersten bezeichne. Es müßte sonst 2mal der leere sog. Sprungtitel genommen werden. Und innerlich hängt es doch sehr zusammen.

Die Ergänzung des Directoriums der Mon. G. h. wird wohl nicht allein von Pertz abhängen. Die Sache ist am Bundestag in Verhandlung[2]). Das Directorium und die Leitung der Ausgabe sind aber 2 ganz verschiedene Dinge. Die letzte hat Pertz stets allein gehabt, durch unmittelbare Übertragung von Stein. Und darin eine Änderung vorzunehmen ist kein Grund. Dabei kann natürlich die Leitung[3]) einer Abtheilung einem anderen übertragen werden. Ich rechne darauf daß Stälin in die Direction eintritt, und halte ihn auch für den geeignetsten.

Ueber Goddinga gestehe ich nicht mehr als Leibniz Ann. I, S. 89 zu wissen.

Ihre Anmerkung über Aquisgranum ist interessant und suo loco zu verwerthen.

Hochachtungsvollst ergebenst
G. Waitz

Göttingen 5. Juni
1864.

---

1) *seither neugedruckt von Kurze in SS. rer. Germ., Annales Fuldenses (1891) S. 136—138.*
2) *vgl. Bresslau a. a. O. 418 f.; über Waitzens Stellung 406 f., 421.*
3) *folgt durchstrichen* der.

[23] *1864 August 2.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 6/8. 64)

Verehrtester Herr College!

Hierbei erfolgt die Correctur Ihrer beiden (verbundenen) Aufsätze, die hoffentlich noch rechtzeitig kommt um Sie in Wien zu treffen.

Einige Abweichungen von Ihrer Art zu schreiben (römische Zahlen für Bände, V. nach den Ordinalzahlen), werden Sie dem Gebrauch der Zeitschrift zu gute halten. Sonst lasse ich gern jedem seine Orthographie etc. etc.

In den Resultaten stimme ich ganz bei. Hoffentlich geben Sie bald auch den vervollständigten Text der Ann. Fuldenses.

In München stehen die Dinge ungünstig[1]), und ich fürchte wir leben nicht lange mehr.

Hochachtungsvollst ergebenst
G. Waitz

Göttingen 2. August[2]) 1864.

Die Correctur bitte ich möglichst umgehend unter Kreuzband zurück zu senden.

[24] *1864 August 6.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr College.

Die Correctur habe ich sofort besorgt. Bei einer Zeitschrift füge ich mich natürlich in die einmal angenommene Orthographie usw. u. habe daran nichts geändert.

Um Separatabdrücke, etwa 10—12, habe ich Sie wol schon gebeten, u. hoffe daß das nicht gegen Ihre Norm verstößt.

Vielleicht geht Ihnen jetzt ein kleiner Aufsatz von mir „S. Gallen unter den ersten Karolingern" zu. Ich habe ihn vor Wochen an Wartmann geschickt für die Zeitschrift des dortigen historischen Vereins, dem ich eine Artigkeit erweisen wollte. Aber es wäre möglich daß er grade dort beanstandet würde[3]). Wartmann hat mir bisher noch nicht geantwortet u. so werde ich ihm jetzt schreiben, daß wenn der Aufsatz dort nicht gedruckt werden kann er denselben gleich an Sie senden soll. Ich hoffe Sie finden ihn für die Forschungen geeignet.

Den grösseren Theil der Ferien über verbleibe ich in Wien, um an meinen Regesten zu arbeiten, was freilich schwer ist, da die Hofbibliothek seit Monaten geschlossen ist, die Universitätsbibliothek in einer Woche schliessen wird. Erst im September gehe ich auf kurze Zeit zu meiner Mutter in der Nähe von Halle

---

1) *der Weiterbestand der Historischen Kommission schien durch den Tod ihres Stifters, des Königs Max II. (gest. 10. März 1864) gefährdet.*

2) *diese Tagesangabe von Waitz unter das ursprünglich geschriebene, dann eingeklammerte* 31. Juli *gesetzt.*

3) *der Aufsatz erschien doch in den vom hist. Verein für St. Gallen herausgegebenen Mitteilungen 1864.*

und zurück über München, wo ich auf der Bibliothek einiges einzusehen habe. Vielleicht bin ich dort noch in den Tagen, da Sie und die andern Herrn der Commission sich dort versammeln[1]).

Von Dr. Brunner haben Sie nie etwas erwähnt. Aber ich hoffe doch daß er an Ihren Uebungen Theil genommen hat.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr

ergebenster

Th. Sickel.

Wien 6. Aug. 1864.

[25] *1865 Februar 5.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr College.

Hoffentlich haben Sie als vorläufiges Lebenszeichen von mir zwei Heftchen erhalten, denen in einigen Monaten der Schluß dieser Arbeit folgen wird[2]).

Wenn ich auf jemandes Urtheil gespannt bin, so ist es auf das Ihrige. Nicht weil ich hier und da zu einem Ergebniß gelangt bin das von dem Ihrigen abweicht; ich bin überzeugt daß auch Sie die Untersuchung über diese Verhältnisse in manchen Punkten noch nicht für abgeschlossen halten und somit selbst jeden neuen Versuch der Erörterung willkommen heissen. Vielmehr deshalb bin ich begierig Ihre Meinung zu hören, weil ich wie vielleicht nicht viele Ihre Verfassungsgeschichte durchgearbeitet u. zu würdigen Gelegenheit gehabt habe. Da habe ich die Grundlinien des ganzen Gebäudes kennen gelernt, an dem nur einzelnes auszuführen oder zu berichtigen bleibt. Ist mir das letztere gelungen oder nicht? Darüber ist niemand so competenter Richter als Sie.

In der 3. Abhandlung die ich dieser Tage zum Druck gebe, ist fast nur von den Einzelbestimmungen der Immunität die Rede. Grade da glaube ich durch meine Art der Vergleichung den einen u. andern bisher zweifelhaften Punkt festgestellt zu haben.

Die Regestenarbeit ist dabei auch stets fortgeschritten. Nur habe ich leider jetzt am Schluß des Semesters viel zu thun mit den Vorlesungen und Uebungen, die in diesem Winter sehr stark besucht sind.

Doch ich komme noch einmal auf die Beiträge z. D. zurück. Ueberschreitet die 3. Abhandlung nicht zu sehr die durch das Reglement vorgeschriebene Bogenzahl, so möchte ich im Anhang einige ungedruckte Diplome die vor 840 fallen mittheilen. Eine grössere Anzahl unedierter besitze ich aber, wie Sie vielleicht aus den Citaten Dümmlers ersehen haben, von den späteren Karolin-

1) *Sickel war nach Ausweis seines Briefbuchs noch am 9. September 1864 in Wien, 12. bis 17. Sept. in Dresden, 19. bis 30. Sept. in Cönnern u. schon am 3. Okt. wieder in Wien, kann sich also in München diesmal nicht aufgehalten haben.*

2) *Beiträge zur Diplomatik 3 und 4, beide im 47. Bd. der Sitzungsberichte, waren vorher übersendet worden, Beitr. 5 aus dem 49. Bd. folgten nach.*

gern[1]). In den hiesigen academischen Schriften kann ich die nicht abdrucken lassen. Wäre es zulässig dieselben in den Forschungen mitzutheilen?

Ist auch zu Ihnen Kunde gedrungen von dem an unserer Universität zwischen der Majorität der Professoren und der Doctorencollegien ausgebrochenen Streit? Bei solcher Fehde wird unser bevorstehendes Jubiläum traurig ausfallen. Und das wird zunächst die einzige Folge der Professorenadresse sein. Die dringende Reform wird dagegen nun vollends verschoben sein. Die Staatsregirung die an sich vor jeder Entscheidung Scheu hat, verkündet nun schon daß sie eine Reorganisation nicht vornehmen könne, so lange die Gemüther so aufgeregt, wie jetzt wo Professoren contra Doctoren und umgekehrt den stehenden Artikel in allen Tagesblättern bilden. Ich gehe aus vollster Ueberzeugung mit meinen Collegen, aber hätten auch unsere Bestrebungen Erfolg, ich würde dabei nicht einmal mit gewinnen. Für mich, will ich als Professor der Geschichte wirken, bleibt nur immer der Ausweg fortzugehn. Jüngst wurde mir einige Aussicht auf eine Bibliothekarsstelle eröffnet[2]) und vielleicht kommt es noch zu einer förmlichen Anfrage. Aber es würde mir doch schwer werden dem Lehrfach ganz zu entsagen, u. ich weiß noch nicht, wie ich antworten würde. Vielleicht findet sich doch noch eine Lehrkanzel für mich.

Von der Angelegenheit der Monumenta hören wir hier gar nichts. Die Herrn unsrer Staatskanzlei scheinen es unter ihrer Würde zu halten, Männer von Fach zu Rathe zu ziehen.

Daß Abel den ersten Theil seiner Arbeit in München schon vorgelegt[3]), hat mich sehr interessiert. Wird sie bald gedruckt erscheinen?

Unter Versicherung vollkommenster Hochachtung

Ihr

ergebenster

Th. Sickel.

Wien 5 Febr. 1865.

[26] *1865 März 5.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 22/4)

Verehrtester Herr College!

Mit vielem Interesse habe ich die Fortsetzung Ihrer Beiträge erhalten, und aus jedem lerne ich, und sage dafür den besten Dank.

Hie und da bleibt wohl ein Zweifel oder ein kleiner Dissens. Wenn man aber gerade nicht in den Arbeiten die damit zusammen-

---

1) *die ungedruckten Karolingerurkunden bis 840 wurden an Beiträge 5 angehängt; über die späteren s. die weiteren Briefe Nr. 35. 36, 39, 55, 56, 60.*

2) *dabei dürfte Sickel an die Direktorstelle der Kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden gedacht haben. Da ihm von dort am 19. Januar 1865 Julius Pabst über seine Empfehlung an den Kultusminister von Falkenstein schrieb; der Dresdener Aufenthalt im Sept. 1864 wird den Anlaß zu solchen Schritten gegeben haben.*

3) *die Vorrede zu Abel, Jahrb. des fr. Reichs unter K. d. Gr. ist vom 10. Nov. 1865.*

hängen steckt, laßt er sich nicht so gut gleich durchschauen, weicht auch vielleicht bei einer noch genaueren Untersuchung.

Ich habe auf Sybel's Wunsch eine kurze Anzeige für die Hist. Zeitschr. geschrieben, die hoffentlich für das nächste Heft zur Zeit gekommen ist[1]).

Sehr interessiert mich die Umwandelung des Begriffs von defensio: sie erklärt, warum mitunter nach Commendation, mitunter nicht.

Karolingische Urkunden sind ein so kostbarer Artikel, daß die Forschungen, wenn Sie[2]) auch möglichst wenig nur Texte aufnehmen sollen, sie sicher nicht zurückweisen. Nur möchte ich lieber, im nächsten als in diesem Jahr — wenn wir dann noch leben. Theils ist dies Jahr gerade doch sehr viel urkundliches Material zum Abdruck da, theils glaube ich schon über den Umfang des Bandes disponiert zu haben — während freilich der Druck erst eben begonnen.

In München weiß man, scheint es, nicht, ob wir leben oder sterben sollen. Seit 5 Monaten keine Entscheidung auf unsere Anträge. Ich finde es so unwürdig, daß man ihnen eigentlich die Sache vor die Füße werfen sollte.

Den Druck der Forschungen habe ich angefangen auf die Benachrichtigung[3]) hin, daß die Zeit dem Verleger zu kündigen abgelaufen. Der nächste Herbst wird wohl die Entscheidung bringen. Sollten wir aber doch die Forschungen nicht fallen sehen, hoffe ich freilich diese in anderer Gestalt doch aufrecht erhalten zu können und dann auch noch weniger im Umfang geniert zu sein.

Beiliegend sende ich einen kleinen Aufsatz der Sie vielleicht interessieren wird. Nächstens meine Replik an Roth[4]), die bei Sybel erscheint.

Ihre Wiener Verhältnisse scheinen allerdings sehr unerquicklich, zur Jubelfeier wird wohl niemand Neigung haben.

In die Historiker denke ich wird etwas Bewegung kommen, da in Freiburg, Greifswald, Kiel und Leipzig Stellen zu besetzen. In Fr. scheint Kluckhohn[5]) Aussicht zu haben. Von den andern weiß ich nichts Näheres.

Hochachtungsvollst und ergebenst

G. Waitz.

Göttingen 5. März 1865.

[27] *(1865 April 22).* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr College.

Da ich nächster Tage meine Beiträge V aus der Druckerei erwarte, kann ich sie schon heute bei Ihnen ankündigen. Hiermit ist diese Vorarbeit abgeschossen. Und nun wird alle Zeit darauf

1) *Hist. Ztschr. 13, 449.*

2) *so im Or. statt* sie

3) Benichtigung *Or.*

4) *Waitz, Die Anfänge des Lehenwesens, in der Hist. Ztschr. 13, 90—111, zugleich Anzeige von Roth, Feudalität und Unterthanenverband.*

verwandt werden die Diplomatik u. die Regesten zum Druck fertig zu machen. Kann ich mich bei all diesen Arbeiten der Anerkennung im ganzen und großen von Ihrer Seite erfreun, so gereicht mir das zu grosser Genugthuung. Der Mängel und selbst der Fehler im einzelnen bin ich mir selbst bewußt, sehe daher auch differierenden Meinungen im voraus entgegen. Namentlich bei einem Regestenwerk, bei dem es sich um so viel Einzelheiten handelt, ist es schwer nach allen Seiten hin zu gleich befriedigendem Abschlusse zu gelangen. Namentlich empfinde ich doch jetzt, da ich die letzte Hand anlege, recht sehr, daß ich mir nicht für alle Urkunden neue Collationen habe verschaffen können, daß soviel ich selbst dafür herumgereist bin und so viel Geld ich ausgegeben habe, um hier u. dort noch Nachforschungen anstellen zu lassen, ich doch von mancher Urkundengruppe nichts habe als alte wenig zuverlässige Drucke. Und ich grolle oft Pertz daß er mir die Benutzung des nicht ihm sondern der Nation gehörigen Materials verweigert hat. Warum hat er mir nicht bewilligt was er Stumpf erlaubt hat? Allerdings hat letzterer nicht so viel dabei gewonnen, als ich vorausgesetzt hatte, und nach diesen ersten Proben die bekannt werden zu urtheilen, scheint das neue im Schatz den Pertz hütet doch nicht so bedeutend zu sein.

Stumpf's erster Theil[1]) hat mich wenig befriedigt, doch da er ja noch nicht einmal über die Einleitung hinaus ist, warte ich die Fortsetzung ab, ehe ich ein Urtheil ausspreche Den zweiten Theil heiße ich als reichhaltiges Urkunden-Verzeichniß (das ist es mehr, als Regesten, da der Inhalt doch gar zu dürftig angegeben ist) willkommen. Aber die Genauigkeit der Angaben läßt viel zu wünschen übrig. Es ist wohl nicht gut für das Buch gewesen daß es, wie mir scheint um eines äußeren Anlasses willen, plötzlich hat erscheinen sollen.

Was ich von unedierten Karolingerdiplomen vor 840 besaß, habe ich meinen Beiträgen V angehängt. Weit mehr besitze ich von den späteren Karolingern; ich werde mich freuen, wenn Sie sie später für die Forschungen gebrauchen wollen.

Für die vielen Vacanzen an den Universitäten interessiere ich mich um so mehr, da ich noch immer der Hoffnung lebe auch selbst einmal bei solcher Gelegenheit berücksichtigt zu werden, und mich wohl berechtigt glaube auf Stellen wie in Kiel oder Greifswald Anspruch erheben zu können. Aber was ich bis jetzt höre, klingt für mich aussichtslos. Man schreibt mir, das Ministerium in Berlin sei rathlos, da es niemand für Greifswald finde[2]).

---

5) *August Kluckhohn, geb. 6. Juli 1832, gest. 19. Mai 1893, wurde damals ao., später ord. Prof. in München u. kam 1883 nach Göttingen.*

1) *Karl Friedr. Stumpf, Die Reichskanzler, wovon die beiden ersten Abteilungen (die des 1. Bandes, die Einleitung und den Rückblick auf die Merowinger- u. Karolingerurkunden enthaltend, mit Widmung an Stumpfs „väterlichen Freund“ Ludwig Brentano; die des 2. Bandes mit den Regesten der Königs- u. Kaiserurkunden 920 bis 1024) zu Anfang 1865 erschienen.*

2) *es war Sickels Jugendfreund, der Germanist Oskar Schade, geb. zu Erfurt 1826, seit 1863 in Königsberg, der ihm am 15. April 1865 unter Berufung auf den damals von Greifswald nach Königsberg berufenen Byzantinisten Karl Hopf*

Also scheint mein Name dort von keiner Seite genannt zu sein. In Kiel andrerseits will man wo möglich, in Anbetracht der jetzigen Verhältnisse, niemand berufen.

In Graz ist durch den Tod von Sandhaas die Stelle des Rechtshistorikers erledigt [1]). Da unsere Juristen in Oesterreich gar keinen Nachwuchs heranbilden, wird man wohl oder übel jemand aus Deutschland berufen müssen. In Graz sind die Verhältnisse in jeder Hinsicht besser als in Wien; man kann jedem der den Ruf erhält rathen ihn anzunehmen.

Brunner, der eine größere Arbeit über die Inquisition unter den Karolingern von Berlin mitgebracht hat, wird sich hier habilitieren.

Mit hochachtungsvollem Gruß [2])

Ihr ergebenster
Th. Sickel.

[28] *1865 Mai 21.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.* (Antw. 13/7)

Verehrter Herr College!

Auf die Vollendung Ihrer Beiträge freue ich mich sehr. Dr. Bernhardt in Bonn schreibt mir daß die Anzeige der vorhergehenden wegen Verlegung des Mss. im letzten Heft von Sybel nicht zum Abdruck gelangt, aber im nächsten erscheinen solle.

Wollen Sie mir die spätern karolingischen Urkunden gelegentlich zustellen, so zweifle ich nicht daß sie in Band VI Aufnahme finden. V, 1 ist fertig, V, 2 halb gedruckt; für V, 3 das Mss. großentheils vorrätig.

Vielleicht sehe ich Sie in Wien. Der Senat hier hat mich zum Deputierten für die dortige Jubelfeier designiert, doch habe ich die Annahme davon abhängig machen müssen, ob nicht auch die Kieler stattfindet, da ich nicht wohl zu beiden gehen, und bei dieser nicht fehlen kann. Wie soll aber in Kiel [3]) aussehen wollen. Auch bei Ihnen sind ja unangenehme Differenzen, und es fehlte nicht an manchen Bedenken wegen der Beschickung, die jedoch zurücktreten vor dem Wunsch die Zusammengehörigkeit zu bethätigen. Sie werden mich verbinden, wenn Sie mir ein Wort über die Lage der Dinge und die Aspecten der Feier sagen.

Nach Kiel wird höchst wahrscheinlich Nitzsch zurückkehren. Gutschmid ist nach Greifswald berufen, wo man neben Usinger einen für alte Geschichte sucht. Überhaupt spielt die alte Geschichte eine große Rolle bei allen in neuerer Zeit vorgekommenen Besetzungen, oder man wünscht mit jungen (wohlfeilen) Kräften auszukommen, deren Zahl in tüchtiger Vertretung sich von Jahr zu Jahr mehrt.

(geb. 1832, gest. 1873) Mitteilung über das Scheitern der Greifswalder Vorschläge u. Ratlosigkeit in Berlin machte u. ihm, wenn er nach Greifswald möchte, Ratschläge gab.

1) *Georg Sandhaas, geb. 14. Sept. 1823 in Darmstadt, 1857 nach Graz berufen, war am 2. April 1865 gestorben.*

2) *das fehlende Datum erg. aus Antwortvermerk von Nr. 26 und Briefbuch.*

3) *so im Or., fehlt* die *od. dgl.*

Die Aussichten für Deutsche Juristen sind günstiger. Ausser der Stelle von Sandhaas wird die von Dove[1]) in Tübingen vacant der nach Kiel geht.

Aber Königsberg und vielleicht Leipzig (Freiburg ist ja wieder aufgegeben) bringen doch wohl noch Bewegung unter die Historiker.

Hochachtungsvollst und ergebenst

G. Waitz

Göttingen 21. Mai
1865

[29] *1865 Juli 13.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr.

Verzeihen Sie daß ich Ihren letzten Brief so lange unbeantwortet gelassen habe. Mich hat die Sorge um eine von hartem Loos betroffene Schwester in jeder Hinsicht in Anspruch genommen[2]). Aber auch ohne dieß würde ich Ihre Anfrage, welche Aussichten sich für das Jubiläum eröffnen, nicht zu beantworten im Stande gewesen sein[3]). Daß wir auch an der Universität in unfertigen Zuständen leben, daß die beiden Parteien der Professoren u. Doctoren grade seit einem Jahr in offener Fehde leben, das wissen Sie. Ich habe stets zu denen gehört die da wünschten, in Anbetracht dieser Verhältnisse möge das Jubilaeum verschoben werden, bis man sich freuen könne über irgend etwas. Aber eben so faul unser Ministerium war, nur irgend eine die Universität betreffende Frage zu entscheiden, eben so eigensinnig bestand es darauf im August die Feier zu begehn. Und dabei bleibt es, obschon allerlei was Brauch ist bei solchem Fest nicht zu Stande kommen wird, weil sich die Parteien nicht einigen, die Regierung zu nichts entschliessen kann. Unsere Studentenschaft hat den eigentlichen Stiftungstag, den 12. März in angemessener Weise schon gefeiert, u. will von dem bevorstehenden Feste nichts wissen: nur die gehorsamen Söhne einiger Beamten, man sagt etwa 60, haben sich bereit erklärt zum Jubilaeum hier zu bleiben. Von Professoren werden sich auch mehr als die Hälfte fern halten. Unser Gemeinderath, der sonst jede Genossenschaft u. jeden Wanderverein fetiert, hat in Anbetracht der Zustände der Universität beschlossen nichts zu thun, als zwei Stipendien zu stiften. Um alles das unbekümmert gehen nun aber Regierung (wer jetzt darunter zu verstehen, wissen wir ja auch nicht) u. unser Universitätsconsistorium vor. Heute ist von letztem das Programm das ich Ihnen schicke veröffentlicht. Wir Professoren selbst hatten bis dahin von nichts sichere Kunde. Zwar bestand schon seit f ü n f Jahren ein vorbereitendes Festcomité, aber was es vorbereitete, erfuhren wir nicht. Vor sechs

---

1) *Richard Dove, Prof. des Kirchenrechts, geb. 1833, gest. 1907 in Göttingen.*

2) *das Briefbuch läßt den ungewöhnlich starken Briefverkehr erkennen, in welchem Sickel im Juni u. Juli 1865 mit seinen Verwandten stand.*

3) *über das 500jährige Jubiläum der Wiener Universität enthält die Geschichte der Wiener Universität von 1848—1898 S. 46—49 einige Mitteilungen, ohne der Rede von Waitz zu gedenken.*

Wochen stellte ich einmal in unsrer Facultät den Antrag, der auch einstimmig angenommen wurde, unser Decan sollte das Comité oder das Consistorium auffordern uns das Festprogramm kund zu geben. Die Antwort darauf lautete: es sei unnöthige Vielschreiberei den 8 Collegien besondere Mittheilung über das zu machen, was seiner Zeit uns durch die offizielle Zeitung bekannt gegeben werden solle. Nun das heute geschehen, beeile ich mich Ihnen diese Kundmachung zu schicken.

Auf eine rechte u. erhebende Feier kann ich Ihnen also keine Aussicht machen, u. doch bitte ich Sie recht sehr sich dadurch nicht abschrecken zu lassen. Es wäre unrecht wenn ich Ihnen verheimlichte, wie es steht. Aber ich meine für die Deputationen der deutschen Universitäten muß nicht, was zu erwarten ist, den Ausschlag geben, sondern jene Betrachtung die in Ihrem Senate geltend gemacht worden ist: die deutschen Universitäten betrachten die Wiener Universität als ihre Schwester. Das Erscheinen zahlreicher Deputationen muß in jedem Falle eine gute Wirkung hervorbringen. Uns muß es frommen daß die Abgeordneten der deutschen Hochschulen die hiesigen Verhältnisse einmal mit eigenen Augen schauen, und finden auch Sie sie trostlos, so wird das hier, wo man sehr empfindsam ist, nicht ohne Wirkung sein. Und dann wenn Ihnen auch das Jubilaeum nicht viel Freude verspricht, Sie werden es nicht bereuen einmal Wien gesehen zu haben. Ihnen persönlich, abgesehen von dem Jubilaeum, einen hoffentlich nicht zu kurz bemessenen Aufenthalt möglichst angenehm zu machen, bleibe ich bis zu den Festtagen hier. Wien ist freilich im Sommer wie ausgestorben u. Sie werden manchen den kennen zu lernen Sie vielleicht interessieren würde, nicht antreffen. Aber die Stadt an sich u. ihre Umgebung bieten gar viel, und da erbiete ich mich mit Freuden Ihr Führer zu sein. Ich bitte deshalb auch gleich, mich wann Sie kommen u. wie lange Sie verweilen wollen wissen zu lassen. In Wien ist oft das Unterkommen schwer, u. ich halte es deshalb für gut Ihnen Quartier zu machen. Kommen Sie allein oder mit Frau Gemalin? Haben Sie der Wohnung wegen besondere Wünsche? Auch für die Reise hierher erlaube ich mir Ihnen Ratschläge zu geben. Wird Ihre Route nicht durch besondere Umstände bestimmt, so rathe ich Ihnen die Fahrt von Salzburg nach Wien an, entweder ganz auf der Eisenbahn oder von Linz auf der Donau herab. Kenne ich die Stunde Ihrer Ankunft, so erwarte ich Sie an der Bahn oder dem Landungsplatz.

In der Hoffnung auf baldigen mündlichen Verkehr rede ich heute nicht von anderem. Zunächst sehe ich noch einem Brief mit näheren Angaben über Ihre Ankunft und mit Ihren Aufträgen entgegen.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr
ergebenster
Th. Sickel.

Wien 13 Juli 1865.

[30] *1865 Juli 16.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 24/7)

Verehrtester Herr College!

Eben erhalte ich Ihre freundlichen Zeilen mit den gefälligen Nachrichten wegen Ihrer Feier für die ich Ihnen sehr dankbar bin. Sehr ermuthigend lauten sie ja nicht, und daß die Theilnahme der Studierenden ganz fehlt, finde ich trostlos. Wir Deputierte dürfen uns ja nun aber nicht beirren lassen und müssen es nehmen wie es eben liegt.

In einer Beziehung war mir die Mittheilung des Programms besonders überraschend. Die officielle Einladung nennt den 2. August: nun beginnt die Feier bereits den 1. Doch werde ich deshalb kaum den Reiseplan ändern können, der dahin gieng Montag den 31. Nachmittags von Linz mit dem Dampfschiff in Wien einzutreffen. Ich hoffte so einen Tag vor der Feier zur Orientierung, Besuchen, Besprechung mit den andern Deputierten zu haben. Das wird nun wohl wegfallen müssen. Hoffentlich kommt, nach dem Courierbuch, das Schiff ziemlich zeitig an, c. 5 Uhr, so daß einige Nachmittagsstunden und der Abend bleiben. Ich gebe die Donaufahrt ungern auf, da ich sie gar nicht kenne. Reisen kann ich aber nicht wohl vor Sonnabend Morgen, den Tag bis Nürnberg, den Sonntag bis Linz: ich habe selbst noch den Sonnabend früh eine Vorlesung zu halten. Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir schrieben, ob es wohl mit jenen Stunden reicht. Durch gefällige Berathung gleich bei der Ankunft können Sie mir ja auch sehr behülflich sein.

Mit mir kommt Sartorius von Waltershausen, der Mineralog[1]).

Wegen Logis habe ich Folgendes zu bemerken. Vor c. 8 Tagen erhielt der Prorector ein gedrucktes Circular von einem B. Bangrati[2]), der im Namen des Festcomite dort Besorgung von Fahrkarten zu ermäßigtem Preis und von Logis anbot, mit Bitte um Antwort bis zum 16. Juli. Wir haben das natürlich gern angenommen, das Logis aber im Oesterreichischen Hof, resp. Matschakker, Frankfurter Hof (nach Empfehlung hiesiger Collegen) gewünscht; für den Fall daß anderes (Privatlogis) vorzuziehen, um Nachricht gebeten: wir brauchen jeder ein Zimmer mit Bett, ich lege Werth darauf n i c h t m e h r a l s 2 T r e p p e n[3]) hoch. Die Antwort haben wir aber an Professor Lott eingeschlossen, der mit Sartorius näher bekannt ist und ihn um etwa nöthig scheinende Förderung unserer Gnade gebeten, zumal manches in jenem Rundschreiben nicht ganz verständlich war. Vielleicht haben Sie Gelegenheit zu hören was aus der Sache wird. Jedenfalls bin ich Ihnen für die freundliche Anerbietung Ihrer Mitwirkung sehr dankbar.

---

1) *Wolfgang Sartorius v. Waltershausen, der Sohn des Hanse-Geschichtsschreibers, geb. 1809, gest. 1876, Geologe u. mit Waitz befreundet, s. Eberhard Waitz, G. Waitz, ein Lebens- u. Charakterbild, S. 34, der indes S. 47 andere Kollegen als Begleiter seines Vaters auf der Wiener Reise nennt.*

2) *Name undeutlich.*

3) *verbessert aus* nicht über 2 Treppen.

Wir haben auch angefragt, ob bei der Feier in Talar zu erscheinen. Wir würden das angenommen haben, doch soll dem Vernehmen nach Hyrtl [1]) nach Halle das Gegentheil gemeldet haben.

Ich denke nur 3—4 Tage nachher zu bleiben: länger würde es mir der Druck der neuen Auflage der V. G. und die Nothwendigkeit vor dem Schluß des Semesters hier noch Doctorexamina zu halten leider nicht gestatten. Gerne sähe ich in der Zeit ein paar Handschriften auf der Bibliothek ein, lese aber daß sie im August geschlossen. Sollte das unwiderruflich auch für eine einzelne Arbeit sein?

Ich würde bedauern Karajan nicht dort zu sehen: hoffentlich gehört er zu den Bleibenden. Auch Arneth und manche andere [2]).

Jede andere Zeit als der heiße August wäre freilich willkommener. Möge nur keine Cholera via Orient kommen.

Meine Frau kann mich nicht begleiten.

Hochachtungsvollst ergebenst
G. Waitz

Göttingen 16. Juli
1865

[31] *1865 Juli 22.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 24/7)

Verehrtester Herr College!

In Verfolg meines letzten Briefes melde ich heute, daß mir Lott schreibt, der Bangrati habe keinerlei Auftrag und habe sich ganz auf eigene Hand als Mittelsperson aufgeworfen: er hat deshalb meinen Brief nicht abgegeben. Er bietet mir zugleich im Namen von Lorenz sehr freundlich bei diesem Logis an [3]). Doch kann ich dies aus mehreren Gründen nicht annehmen, schon um mich nicht von meinem Collegen zu trennen, und lehne dies gleichzeitig dankend ab. So darf ich vielleicht von Ihrem freundlichen Anerbieten uns Quartier zu bestellen Gebrauch machen. Lott rät ab vom Oesterreichischen Hof. Ich komme deshalb zunächst auf den Frankfurter, Stadt Frankfurt [4]), den mir mehrere sehr empfohlen. Lott nennt auch Hotel Lamm. Ich bäte nun dort die einliegenden Zeilen abzugeben und mit einem Wort für die Erfüllung unserer Wünsche zu wirken. Sollte nichts Angemessenes zu haben sein, dann wäre mir auch ein anderes gutes Haus recht. Dann muß ich aber um ein Wort der Nachricht bitten, während ich, wenn ich nichts erhalte annehme, daß wir im Frankfurter Hof angemeldet sind.

---

1) *Josef Hyrtl, geb. 1811 zu Eisenstadt, gest. 1894 zu Perchtoldsdorf, der Wiener Anatom, im Jubiläumsjahr Rektor der Universität.*

2) *Theodor v. Karajan, geb. 1810, seit 1851 Vizepräsident, 1866 Präsident der Wiener Akademie, gest. 28. April 1873; Alfred v. Arneth, geb 1819, 1869 Vizepräsident, 1879 Präsident der Wiener Akademie, gest. 30. Juli 1897.*

3) *Franz Karl Lott, Prof. der Philosophie in Wien (geb. 1807, gest. 1874), Schwiegervater von Ottokar Lorenz, hatte vor seiner Berufung nach Wien, die 1849 erfolgte, in Göttingen gelehrt.*

4) Stadt Frankfurt *im Or. über der Zeile.*

Ich denke auch fortwährend Montag Abend mit dem Dampfschiff zu kommen; nur dann mit der Eisenbahn früher, wenn das Schiff nicht gehen sollte, was nicht anzunehmen. Allerdings hat das Consistorium zu einer Vorversammlung Sonntag Abend eingeladen; allein so früh können wir nicht dort sein. Vielleicht kann man uns die nöthigen Papiere etc. etc. in unsere Wohnung senden, damit wir gleich au fait sind.

Mit dem besten Dank für jede Bemühung die Sie haben

Hochachtungsvollst ergebenst

ganz Ihr

G. Waitz

Göttingen 22. Juli 1865.

[32] *1865 Juli 24.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 24. VII. 65.

Verehrtester Herr College.

Eben hatte ich an Sie geschrieben als mir Ihr werther Brief vom 22 zukam, der alles vereinfacht. Ich habe sofort für Sie u. Ihren Collegen 2 Zimmer wie Sie sie wünschen in der Stadt Frankfurt bestellt, wo auch für die Berliner u. Münchner Logis bereit gehalten wird.

Bleiben Sie nun bei der Donaufahrt, die so lohnend ist, so erwarte ich Sie am Landungsplatz. Sollten Sie aber noch den Plan ändern und mit Eisenbahn von Linz kommen, so bitte ich entweder mir zuvor noch ein Wort zu schreiben oder gleich nach Ihrer Ankunft in der Stadt Frankfurt in meine nahe gelegene Wohnung (Ballgasse 4) zu schicken, damit ich Sie gleich aufsuche und Ihnen behilflich sein kann.

Was heute kund gethan wird sende ich Ihnen. Meine neulichen Nachrichten habe ich vielleicht in einem Punkte zu berichtigen. Man behauptet jetzt daß sich doch noch viele Studenten zum Feste melden: möglich daß viele ihre bisherige Opposition aufgegeben haben, möglich daß es nicht eigentliche Studierende sind.

Arneth werden Sie schwerlich antreffen. Auch Karajan will dem Jubilaeum ausweichend am 1 einen Urlaub antreten, wird aber noch einige Tage in der Nähe auf seinem Landhause verweilen und wird in die Stadt kommen Sie aufzusuchen. Die Bibliothek wird n i c h t geschlossen.

Also glückliche Fahrt! Mit hochachtungsvollem Grusse

Ihr

ergebenster

Th. Sickel.

Lott hatte noch keinen Brief von Ihnen. Zufällig trafen wir uns bei der Probevorlesung des Dr. Brunner, so daß ich ihm Ihren Brief mittheilen konnte.

[33] *1865 Oktober 15.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.* (Antw. 15/11.)

Verehrtester Herr College!

In dankbarster Erinnerung an die Wiener Tage, die Ihre und einiger anderer Freunde Güte zu so angenehmen gemacht hat, wie viel auch die officielle Feier zu wünschen übrig ließ, komme ich heute auf den Codex des Gotfried von Viterbo in Kloster Rein (Archiv X, 626) zurück, den Sie so freundlich sein wollten nach Wien kommen und von einem Ihrer Schüler einsehen zu lassen [1]).

. . . .

In München ist es leidlich gegangen. Die Commission darf jetzt für gesichert gelten. Doch ist sie in ihren Mitteln sehr beschränkt und muß alles langsamer angehen lassen. Die Forschungen werden fortgehen und alle Beiträge sind mir sehr willkommen, auch die karolingischen Urkunden.

Grüßen Sie bestens Lorenz, Dr. Kremer [2]) und andere Freunde und empfangen Sie nochmals den herzlichsten Dank für Ihre vielen Freundlichkeiten. Lorenz danke ich auch für die Fortsetzung seiner Geschichte [3]).

Ganz Ihr
ergebenster
G. Waitz

Göttingen 15. October 1865.

[34] *1865 November 12.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.* (Antw. 15/11.)

Verehrtester Herr College!

Dr. Abel hat mir mitgetheilt, daß Sie freundlich versucht haben, den Reiner Codex in Bewegung zu setzen.

Werden Sie nicht ungeduldig, wenn ich heute anfrage ob ich Sie noch weiter bemühen darf, und sagen Sie einfach nein, wenn es nicht geht oder Sie zu sehr belästigt.

Bei den Arbeiten für den Gotfried stellt es sich mir doch als wünschenswerth heraus, das ungedruckte Speculum regum drucken zu lassen. Es enthält freilich sachlich nichts für die Geschichte Brauchbares, ist aber durch seine Tendenz und für die Literaturgeschichte überhaupt und speciell die Geschichte von Gotfrieds Arbeiten interessant: es soll den Beweis führen daß Deutsche und Römer Brüder sind — von Troja her, und so zu einem Reich, dem imperium, zusammengehören.

Die 3 Handschriften in Wien, die ich dort untersuchte, und Lambecius benützte, sind alle neu und schlecht, eine Münchner

---

1) *folgen weitere Anweisungen für die Vergleichung der Hs.*

2) *Alfred Freih. von Kremer, geb. 1828, gest. 1889, in diplomatischen Diensten, 1880/81 österr. Handelsminister, namhafter Orientalist.*

3) *Lorenz, Deutsche Geschichte im 13. u. 14. Jahrhdt. II. Bandes 1. Abtlg. (Wien 1866), muß also schon im Herbst 1865 ausgegeben worden sein.*

nicht besser. Zwei Englische, über die ich Notizen habe[1]), nicht zugänglich. Außerdem kenne ich nur Seitenstetten[2]) Archiv VI, 194. Das Alter der Handschrift ist nicht angegeben: aber daß sie nur bis Karl den Gr. geht, spricht für sie. Denn da endet das echte Werk; das andere in den Wiener Handschriften ist späterer Zusatz.

Meine Frage wäre: ob Sie auch dieser Handschrift habhaft werden und wenn sie sich brauchbar zeigt, abschreiben lassen könnten, von einem jüngeren, aber zuverlässigen Mann. Es versteht sich, daß die Arbeit honoriert würde ganz wie Sie es passend finden.

Man könnte dann vielleicht ein übriges thun und die beiden Handschriften der Hofbibliothek 3496 und 3730 vergleichen (4226 scheint aus der letzten einfach abgeschrieben).

Mögen Sie mir mit einem Wort sagen, ob Sie die Sache so ausführbar finden. Sonst müßte ich auf einen andern Weg sinnen zu der Seitenstätter Handschrift zu gelangen. Der Codex von St. Peter ist mir am Ende bis Göttingen nachgereist. Aber auch schon mit Dank nach München zurückexpediert.

Mit der Bitte diese weitere Belästigung bestens zu entschuldigen und Grüßen an die dortigen Freunde

ganz Ihr
ergebenster
G. Waitz

Göttingen 12. Nov. 1865

Darf ich bitten die Einlage dort in einen Briefkasten werfen zu lassen.

[35] *1865 November 15.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 15 Nov. 1865.

Verehrtester Herr College.

Den Reiner Codex hoffe ich bald zu erhalten u. lasse dann sofort Ihre Aufträge ausführen.

Auch des Seitenstetter Codex wegen schreibe ich gleich an den Prälaten, der ihn mir hoffentlich auch ohne Vermittlung des Ministeriums sendet. Dieses möchte ich nämlich erst im Nothfall um Vermittlung bitten, da ich jüngst nicht weniger als zehn Handschriften benöthigte, und derentwillen das Ministerium angieng. Nun möchte ich wenigstens einige derselben erst zurückstellen können, ehe ich neues fordere.

Eine zweite Schwierigkeit ist nun noch die, ob ich Ihnen eine Abschrift so schnell als Sie sie wünschen werden, verschaffen kann. Grundsätzlich nehme ich meine Schüler für solche Arbeiten nicht zu viel in Anspruch, damit sie nicht andere ihnen obliegende Aufgaben vernachlässigen. Nun trifft es sich grade daß bereits allerlei Abschriften u. Collationen in Angriff genommen sind u.,

---

1) habe *fehlt im Or.*

2) *folgt* VI *durchstrichen.*

da die Codices nur auf gewisse Zeit erbeten sind, beendigt werden müssen. Somit würde ich vor Neujahr niemand frei haben für die Abschrift des Seitenstetter Codex. Wieviel Zeit nun darauf und auf die Collationen der Hofbibliothekshandschriften verwandt werden muß, weiß ich nicht. Würde es Ihnen nun nicht zu spät werden, wenn Sie alles zusammen erst gegen Ostern erhielten? Ist das nicht der Fall, so seien Sie überzeugt daß sowol ich als meine Schüler mit Vergnügen Ihnen behülflich sein werden.

Noch eins bitte ich mir zu sagen. Ich halte meine Schüler an zu unterscheiden zwischen Abschriften (resp. Collationen) die die Grundlage eines Textes bilden sollen und zwischen Herrichtung einer Abschrift für den Druck. In letztrer Beziehung lasse ich natürlich die in den Monumenta beobachteten Regeln gleichfalls beobachten. Aber die Abschriften lasse ich genauer machen, so daß aus ihnen auch alle orthographischen Eigenthümlichkeiten ersichtlich werden. Wollen Sie nun Abschriften letzterer Art, die Sie dann erst noch für den Druck zu corrigieren haben würden, oder gleich Abschriften nach den Regeln der Monumenta?

Da ich mit Neujahr den Druck der Regesten beginnen will, stelle ich jetzt, was bisher auf fliegenden Blättern gearbeitet werden mußte, zu ordentlichem Manuscript zusammen. Indem ich dabei auch die letzte Revision vornehme, ergeben sich noch manche schwierige Fragen. Aber auch insofern es sich nur um stilistische Revision (es ist sehr schwierig die technischen Ausdrücke der Urkunden beizubehalten u. doch auch leidliches Latein zu bieten), um gleichmässige Anordnung usw. handelt, erfordert diese Arbeit größte Aufmerksamkeit. Ich suche daher augenblicklich mir alle andre Beschäftigung fern zu halten u. jene Arbeit in einem Zuge zum Abschluß zu bringen. Darum verzeihen Sie auch, daß ich Ihnen noch nicht meine bisher ungedruckten Karolingerurkunden schicke. Ich stelle sie zusammen u. mache sie druckfertig, sobald jene grosse Arbeit fertig ist. Bis dahin werde ich wol auch noch einige mir eben angebotene Stücke erhalten.

Etwas was ich bei Ihrer Anwesenheit vergaß, hole ich heute nach. Ich erlaube mir Ihnen meine Photographie zu schicken u. werde mich sehr freuen, wenn Sie mir gelegentlich auch die Ihrige zu senden die Güte haben.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr
ergebenster
Th. Sickel.

[36] *1865 Dezember 10. Georg Waitz an Theodor Sickel.*

Verehrtester Herr College!

Längst hätte ich Ihnen für Ihren Brief danken sollen mit dem freundlichen Erbieten meinen Wünschen wegen der Handschriften des Gotfried entgegenzukommen.

Die Hauptsache ist ja, ob Sie den Codex aus Seitenstetten erhalten können und ob er sich vor andern zur Abschrift eignet. Sehr groß ist die Arbeit nicht, da dies Speculum regum von nicht

erheblichem Umfang. Mir würde für die Arbeit im ganzen auch Ostern noch früh genug sein; nur weiß ich nicht, ob ich die Münchner Handschrift so lange hier behalten kann. Eventuell muß oder will ich die wohl abschreiben lassen und Ihnen die Copie zur Collation dort senden: aber der Codex ist neu und ziemlich schlecht, und ich fürchte es würde nicht weniger Mühe machen. Wenn der Seit. nicht zu haben oder nicht besser sein sollte, muß ich natürlich dazu schreiten. Darum bitte ich um ein Wort Nachricht, wenn Sie Bescheid oder den Codex selbst haben.

Die Notizen über den Reiner werden hoffentlich wenig Mühe machen.

In Beziehung auf die Art der Abschrift, bemerke ich daß ich sie buchstäblich erbitte nur mit Ausnahme des u und v und der großen Anfangsbuchstaben, die bei Eigennamen gleich gesetzt werden können.

Für die Photographie den besten Dank. Ich bin im Augenblick nicht im Stande zu erwiedern, doch werde ich Sorge tragen mir ein Konterfei zu verschaffen und dann nicht verfehlen Ihnen ein solches zukommen zu lassen.

Die Urkunden mögen Sie senden ganz wann und wie es conveniert. Sie kommen doch wohl jedenfalls erst ins 2te Heft.

Wenn Sie Miklosich sehen, mögen Sie ihn wohl an das Versprechen erinnern, für unsere Universität auf Exemplare der Festschrift und der Medaille anzutragen. Die kleine Anzeige jener werden Sie erhalten haben. Aschbach wird ja wohl meine Ausstellung nicht übelgenommen haben.

Die besten Grüße an die dortigen Bekannten und Freunde.

Ganz Ihr
ergebenster
G. Waitz

Göttingen 10. Dec.
1865.

[37] *(1865 Dezember 10).* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochgeehrter Herr College.

Die beiliegenden Zeilen[1]) beweisen Ihnen daß Ihr erster Auftrag ausgeführt werden sollte, daß aber das einfache Ergebniß ein negatives war. Die zweite Handschrift habe ich noch nicht.

Vor einigen Tagen erhielt ich S. Abel's Buch[2]). Es veranlaßt mich den sonst bereits abgeschlossenen Theil meiner Arbeit nochmals zu revidieren. Sobald ich damit fertig schreibe ich an Abel selbst. Wollen Sie gefälligst ihm nur vorläufig sagen, daß ich für die Zusendung danke.

Mit hochachtungsvollem Grusse

Ihr
ergebenster
Th. Sickel.

1) *fehlen.*

2) *Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl d. Gr. Bd. 1 (1866).*

Nachschrift. Vielleicht interessiert einen der Göttinger Collegen, daß Bonitz gestern den Ruf nach Bonn definitiv abgelehnt hat[1]). — Daran knüpfe ich die mich interessierende Frage: ist es wahr daß Voigt nach Leipzig geht[2]) und daß die Stelle in Rostok frei wird?

Th. S.[3]).

[38] *1866 April 12.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 12 April 1866.

Hochverehrter Herr College.

Eben bringt mir W. Schmidt[4]) die Abschrift u. Collation des speculum regis und ich beeile mich sie Ihnen zuzusenden. Die Arbeit hat viel Zeit in Anspruch genommen u. schritt so lange die Collegien gelesen wurden, langsam fort. Erst in den Osterferien konnte sie vollendet werden. Wegen der Berechnung des Honorars hatte ich stud. Sch. aufgefordert, sich die Anzahl der Arbeitsstunden anzumerken: sie beläuft sich auf 150 Stunden. Kam ich grade auf die Bibliothek, so habe ich einige Stellen geprüft u. mich von der Correctheit der Arbeit überzeugt und habe bei schwierigeren Stellen nachgeholfen. Hie u. da ist freilich noch etwas zweifelhaft geblieben, theils wol weil die Schreiber selbst gefehlt haben, theils weil auch ich, ohne mich in die Handschriften ganz einzulesen, die einzelnen mir vorgelegten Schwierigkeiten nicht zu lösen vermochte. Zumeist begegnen die Zweifel mir in den Randbemerkungen, die ja ohnedieß keinen Werth für Sie haben. — Die Seitenstetter Handschrift werde ich bis Ende Monats noch hier behalten, um Ihnen falls es nöthig sein sollte auf etwaige Fragen noch Auskunft geben zu können.

Ostern wäre ich gern nach Berlin gereist, aber die politischen Verwicklungen nahmen mir alle Lust. Mein Regestenwerk habe ich kurz vor Ostern beendigt, mit Ausnahme der Einleitung die zum Theil erst während des Druckes geschrieben werden kann. Jetzt liegt das ganze Manuskript der K. Academie vor, von der ich alle Aussicht habe eine Unterstützung zur Herausgabe zu erhalten. Ein Verleger kann ja für solches Werk nicht viel Honorar zahlen u. so würde ich ohne Unterstützung der Academie nicht einmal die mehr als 1000 fl. ersetzt erhalten, die ich aufgewandt habe auf die Reisen, auf die Abschriften und Facsimilés.

In der Einleitung ist noch manche schwierige Frage zur Entscheidung zu bringen, und so beeile ich mich nicht. Ohnedieß bin ich etwas arbeitsmüde.

---

1) *Hermann Bonitz, geb. 1814, gest. 1888, der Organisator der österr. Gymnasien, ging 1867 als Gymnasial- und Seminardirektor nach Berlin.*

2) *über Georg Voigt s. oben Nr. 18 Anm. 3.*

3) *das fehlende Datum ergänzt aus Sickels Briefbuch, welches hier leider schließt.*

4) *Wilhelm Schmidt, geb. zu Dornbirn in Vorarlberg 1843, gest. 1924 zu Fehring in Steiermark, 1865—1867 ord. Mitglied des Wiener Instituts f. österr. Geschichtsforschung. Waitz gedachte in der Ausgabe SS. 22, 13 seiner fleißigen Abschriften.*

Im Februar hat Pertz vom Januar 1865 zurückdatierte Diplome an Meiller u. Arneth geschickt als an neue Mitglieder der Gesellschaft [1]). Arneth hatte das Anerbieten schon zweimal zurückgewiesen u. hat nun auch das Diplom zurückgeschickt. Meiller weiß nicht was damit anfangen, da das Diplom von keiner erklärenden Zeile begleitet war.

Von Meiller erscheinen jetzt Salzburger Regesten [2]), sehr umfangreich. Brunner's Arbeit über Inquisitionsbeweis [3]) ist auch sehr angewachsen.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr
ergebenster
Th. Sickel.

[39] *1866 April 30.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Verehrtester Herr College.

Sie wünschen zu wissen, wie Schmidt's Arbeit zu honorieren. Ich hatte das bereits durch Angabe der Arbeitsstunden andeuten wollen. Natürlich sind die für sich allein nicht maßgebend. Aber ich glaubte Ihnen sagen zu müssen: die Arbeit läßt sich in diesem Fall nicht allein nach der Seitenanzahl der Copie bemessen, sondern da ausserdem die verschiedenen Handschriften sehr genau verglichen sind, muß das Honorar nach der Länge der Abschrift und nach der sonst verwandten Zeit bemessen werden. Dem entsprechend würde ich Ihnen vorschlagen W. Schmidt 60 fl. ö. W. zu zahlen. Daß er damit zufrieden sein wird, dafür bürge ich Ihnen. Vielleicht würde man anderwärts weniger zu zahlen haben; im theuren Wien muß auch alle Arbeit entsprechend honoriert werden. Und so halte ich denn darauf daß meine Schüler einerseits kleinere Arbeiten aus Gefälligkeit ausführen, für grössere aber entsprechende Zahlung erhalten — trage aber auch Sorge daß, wie Sie ja selbst anerkennen, die Arbeit ganz genau u. sorgfältig gemacht werde. In Anbetracht dessen hoffe ich werden Sie meinem Vorschlage beistimmen.

Mit den Karolingerurkunden geht es mir fatal. Ich habe sie jemand geliehen, habe sie schon zweimal zurückerbeten u. noch nicht wieder in meinen Händen. Daher meine scheinbare Lässigkeit. Sollte ich sie binnen acht Tagen zurückerhalten, so schicke ich sie Ihnen noch [4]).

---

1) *über die im Februar u. März 1866 von G. H. Pertz an etwa 20 von ihm neuernannte Mitglieder der Gesellschaft f. ältere deutsche Geschichtskunde gesandter Diplome und über Arneths Ablehnung s. Bresslau aaO. 428 f.*

2) *das Vorwort von Andreas von Meillers Regesten der Salzburger Erzbischöfe ist vom 1. Mai 1866 gezeichnet, sie waren also im Augenblick noch nicht ausgegeben.*

3) *Brunners Arbeit über Zeugen- und Inquisitionsbeweis der karolingischen Zeit, Sitzungsberichte der phil. hist. Kl. der Wiener Akademie 51. Bd., 343 ff., ist nachträglich, zusammen mit seinem Buch über Entstehung der Schwurgerichte, 1872, in der Zeitschr. „Im neuen Reich“ 1872, 1, 332 ff von Sickel sehr ausführlich besprochen worden.*

Die hiesige Academie hat mir jüngst eine Summe zum Druck meines Regestenwerkes bewilligt, so daß ich wenigstens einigermassen für die sehr aufgelaufenen Auslagen entschädigt werde. Augenblicklich geht der Druck noch langsam. Aber in acht Tagen ist der meinen Verleger sehr in Anspruch nehmende Druck des 2. Bandes von Napoleons Caesar beendet und dann geht es rascher vorwärts. — Ich arbeite noch an der Einleitung, in deren ersten Abschnitten ich ein Stück Historiographie zu geben versuche. Ich hätte mir diese Arbeit gern erspart, wenn ich irgendwo eine entsprechende Darlegung der Art, wie nach u. nach Urkunden für die Geschichtschreibung verwerthet, nach u. nach historische u. dann speciell diplomatische Kritik aufgekommen ist, gefunden hätte. So habe ich selbst diese Seite der Geschichte unsrer Wissenschaft schreiben müssen, um die Berechtigung des von mir eingenommenen Standpunktes darzuthun. So werden die ersten Abschnitte zu einer Einleitung in das allgemeine Studium der Diplomatik, während ich dann zur Specialdiplomatik der Karolingerzeit übergehe.

Hier sieht es sehr traurig u. hoffnungslos aus. Oesterreichische Particularisten freilich trösten sich mit allerlei Illusionen oder rasseln mit dem Säbel um sich Muth zu machen. An Deutschland denkt man nicht. Merkwürdig ist wie seit Wochen sich jedermann mit dem Gedanken Venetien zu verkaufen aussöhnt u. vertraut macht. Vor Monaten galt der blosse Gedanke als Landesverrath: jetzt wünscht man es, um Geld u. freie Hand zur Demüthigung des zehnmal mehr als Italien gehaßten Preussens zu erhalten.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr ergebenster

Th. Sickel.

Wien 30 April 1866.

[40] *1867 Mai 22.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Dornbach bei Wien, Haltergasse 165

22 Mai 1867

Hochverehrter Herr College.

Ein schlechter Winter, in dem ich Wochen lang ernstlich an den Augen litt, hat mich veranlaßt möglichst wenig zu schreiben, und so erhalten auch Sie erst nach geraumer Zeit wieder Nachricht von mir.

Daß Sie der eigentlichen hohen Schule für Geschichtswissenschaft Göttingen erhalten sind, und hoffentlich unter Ihnen in jeder Hinsicht willkommenen Verhältnissen, hätte mich in jedem Falle erfreut [1]). Deshalb mache ich kein Hehl daraus daß dieser

---

4) *da auch Dümmler am 8. April 1866 Sickel an den irgendwo, wohl in den Forschungen abzudruckenden Urkundenvorrat, den er immer erwarte, mahnt, kann Dümmler nicht der Entlehner gewesen sein.*

1) *K. W. Nitzsch schrieb am 6. März 1867 an seinen Freund Jessen ganz entrüstet über Waitzens zu befürchtende „Auswanderung" nach „Schwaben". v. Below-*

Ihr Entschluß mir in hohem Grade zu statten gekommen ist. Daß Sie nach der Ablehnung des Rufes nach T. mich daselbst warm empfohlen haben, danke ich Ihnen aufrichtig. Ich war im ersten Augenblick entschlossen dem darauf an mich ergangenen Rufe nach T. Folge zu leisten. Aber ganz wider Erwarten gestalteten sich hier die Verhältnisse anders. Es war meine Schuldigkeit der hiesigen Regierung Anzeige zu machen u. dabei gleich zu erklären, daß ich zwischen meiner bisherigen beschränkten Stellung in Wien und der mir in T. gebotenen unbedingt letzterer den Vorzug gebe. Sofort ließ mich Bon Beust, der noch immer provisorischer Leiter des Unterrichtsministeriums ist, kommen. Da es ihm eben widerfahren war daß er von Bonitz' Abgang nach Berlin zu spät erfahren hatte u. diesen nicht mehr der Wiener Universität hatte erhalten können, mochte ihm der Abgang noch eines Protestanten sehr unwillkommen sein. Er erklärte mir sofort daß er mich hier zu halten wünsche, er fand die mir bisher auferlegten Beschränkungen unberechtigt u. meinte sie beseitigen zu können. Ich stellte die Bedingung zum ord. Prof. der Geschichte, ohne alle Einschränkung, ernannt zu werden. Und wider mein Erwarten hat der Minister, obgleich die ultramontane Partei, deren Blätter noch jetzt fast täglich Lärm schlagen, sehr dagegen arbeitete, binnen einer Woche die ganze Angelegenheit, genau wie ich es verlangte, erledigt. Es ward mir dadurch zur Pflicht, nun auch meinerseits hier zu bleiben und als Protestant von dem mir eingeräumten Rechte Gebrauch zu machen [1]). Für jeden der die hiesigen Verhältnisse kennt, ist es ein bedeutender Schritt vorwärts daß einem Protestanten eine Geschichtsprofessur anvertraut wird; die Katholiken wehklagen denn auch daß mit einem Ruck die Universität von einer katholischen zu einer paritätischen gemacht sei, u. in gewissen Kreisen werden noch jetzt Proteste beabsichtigt. Jetzt steht mir hier eine ersprießliche Wirksamkeit in Aussicht. Denken Sie daß zum Beispiel Aschbach im letzten Winter über 400 Zuhörer hatte, Jäger ziemlich eben so viele: also wird es auch mir an Zuhörern nicht fehlen. Ausserdem habe ich mir besonders das Recht gewahrt, ein freies, d. h. nicht mit Stipendien ausgestattetes hist. Seminar zu eröffnen: das will ich ganz in dem Sinne leiten, den Sie in Ihrem Sendschreiben an Ranke so treffend dargelegt haben. Daneben werde ich allerdings meine Wirksamkeit an dem historischen Institute, wie es einmal ist u. zunächst, da ich darüber nicht allein zu entscheiden habe, bleiben wird, fortsetzen: sie macht mir, nachdem ich Jahre lang dafür gearbeitet, geringe Mühe u. ist auch grade in Österreich eine ersprießliche. Kann ich an dieser Anstalt durch die Statuten gebunden nur in beschränktem Sinne wirken, so habe ich doch schon bisher durch freien Verkehr mit den begabteren Schülern besseres anstreben können, u. das wird

---

Schulz in der Ztschr. der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 41 (1911) S. 46.

1) *Sickel hielt in den folgenden Semestern wirklich neben den hilfswissenschaftlichen auch darstellende Kollegien, über deutsche Geschichte des 8.—11. Jahrhunderts u. a.*

mir nun vollends durch die Stellung an der Universität erleichtert. So hoffe ich denn hier, wo es besonders Noth thut, fortan gedeihlich wirken zu können.

Da ich auch Ihnen gegenüber früher geklagt habe, da Sie hochverehrter Herr dann wesentlich dazu beigetragen haben daß ich den Ruf nach T. erhielt, der endlich hier das Eis für mich gebrochen hat, so habe ich auch Ihnen ausführlicher darlegen wollen, weshalb ich nun unter ganz veränderten Umständen schließlich doch hier geblieben bin, und hoffe daß auch Sie meinen Entschluß billigen.

Mein anhaltendes Augenleiden hat den Druck meines Buches recht verzögert. Ich hatte noch einen besonderen Grund zu wünschen daß es bis um diese Zeit ganz fertig werde. Ich habe mich zu Neujahr mit einer Berlinerin verlobt und werde am 8. Juni mich verheirathen[1]: da hätte ich gern vorher die Arbeit abgeschlossen. Es war aber nicht durchzuführen. Ich versuchte einmal die Correktur durch einen meiner Schüler besorgen zu lassen, aber es ging nicht. Ich selbst konnte in der Woche höchstens einen Bogen durchsehen. Dennoch sind 41 Bogen fertig. Und um eines speciellen Wunsches des Verlegers willen, wird nur I u. Band II erste Hälfte ausgegeben. Morgen gehen zwei Exemplare nach Göttingen ab für Sie u. Dr. Abel, beide an Ihre Adresse. Das eine ersuche ich Sie Dr. A. zuzustellen. Für diesen, da er wol schon seine Arbeit fortsetzt, werden allerdings die Anmerkungen besonderen Werth haben. Falls er es wünscht, will ich ihm die Aushängebogen zusenden. Für meine ganze Arbeit kenne ich keinen kompetenteren Richter als Sie. Wahrscheinlich besprechen Sie das Buch öffentlich. Dennoch bitte ich, mir auch noch privatim alle Bemerkungen, zu denen es Ihnen Anlaß gibt, gefälligst mitzutheilen. Sehr willkommen wäre mir auch zu wissen, ob Sie etwa über kurz oder lang eine Besprechung in der Sybel'schen Zeitschrift beabsichtigen. Ist das der Fall, so könnte ich, der ich die lästige Bedingung erfüllen mußte der hiesigen Akademie für alle ihre Mitglieder, mögen sie am Buche Interesse nehmen oder nicht, Exemplare zur Verfügung zu stellen, mir die Absendung eines Exemplars an die Redaction dieser Zeitschrift ersparen: das möge meine unbescheidene Anfrage an Sie entschuldigen.

Für die mannigfachen werthvollen Zusendungen, die ich im letzten Winter von Ihnen erhalten habe, sage ich besten Dank.

Diesen Sommer über wohne ich in Dornbach bei Wien, Haltergasse 165, in dem schönen Waldthale, das wir an einem Regentage besuchten.

Mit hochachtungsvollem Grusse

Ihr
ergebenster
Th. Sickel.

---

1) *das Ehebündnis Sickels mit Elise Greiff aus Berlin, die er im Haus Gehe zu Dresden kennen gelernt hatte, wurde infolge einer unheilbaren Krankheit der Frau, von der Sickel keine Ahnung gehabt hatte, sofort gestört u. im Jahr 1871 gerichtlich getrennt.*

[41] *1867 Juni 23. Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 2/9)

Verehrtester Herr College!

Wenigstens die Ankunft Ihrer reichen Sendung will ich gleich melden und Ihnen einen vorläufigen Dank für diese wie für den ankündenden Brief sagen. Es wird einige Zeit dauern ehe ich mir den reichen Inhalt aneignen kann, zumal dies Semester Universitätsgeschäfte und Vorlesungen mich gar sehr in Anspruch nehmen[1]), und Sie müssen daher Geduld haben, wenn Sie auch ein Wort würdigender Kenntnißnahme wünschen. Es öffentlich abzugeben hat Sybel mich auffordern lassen, und es ist vielleicht ebenso passend da als in unsern Anzeigen, wo dann vielleicht Abel die Sache übernimmt, dem ich das 2[te] Exemplar habe zugehen lassen.

Daß die Tübinger Angelegenheit damit geendet, daß wir beide blieben wo wir waren, ist denk ich nicht zu bedauern. Mir schienen Sie immer in Wien sehr am Platz, und es kam nur darauf an daß man Ihnen die rechte Stellung gewährte, und daß das nun geschehen, freut mich sehr. Bei mir handelte es sich nur darum daß die neue Regierung mir die formelle Anerkennung zu theil werden ließ, auf die ich Werth legte, trotz oder lieber bei bekannter Nicht-übereinstimmung mit den eingetretenen Veränderungen. Das ist denn auch schließlich durchaus befriedigend geschehen.

Vor allem sage ich Ihnen dann aber meinen Glückwunsch zu der eingetretenen häuslichen Veränderung oder richtiger Ergänzung. So hat ja in glücklicher Weise alles zu rechter Zeit seinen Abschluß gefunden, und ich habe nur das beste Gedeihen für die Zukunft zu wünschen.

Österreich ist ja überhaupt wieder einmal in wunderbarer Krisis. Ich schätze sein deutsches Element zu hoch, um nicht das beste Gedeihen zu wünschen, so wenig ich mir auch die ungeheuren Schwierigkeiten verberge, die vorliegen. Wie die deutschen Dinge überhaupt hinausgehen werden, ist mir noch vielfach dunkel, und hoffnungsreich kann ich sie einst[weilen][2]) nicht ansehen.

Daß die historische Commission zum Herbst wieder zusammenkommt, ist ja wohl ziemlich wahrscheinlich. Dagegen wird wohl die Angelegenheit der Monumenta auf sich beruhen bleiben, bis wieder ein Nachfolger erforderlich wird. An der Art und Weise, wie Sie die Sache in der Vorrede besprechen, kann ich nichts erinnern.

Empfehlen Sie mich gelegentlich den dortigen Freunden, sagen auch, wenn Sie ihn sehen, Lorenz Dank für seine letzte Zusendung: seine Polemik gegen Bussen scheint mir aber ungerecht[3]).

Ganz Ihr

ergebenster

G. Waitz

Göttingen 23. Juni 1867.

---

1) *Waitz war seit 6. Juni Prorektor, s. Eberhard Waitz a a O. S. 49.*

[42] *1867 September 2. Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr College.

Für Ihren freundlichen Glückwunsch hätte ich wol längst Dank gesagt, hätte ich nicht die Zeit her in Unruhe verlebt. Schon wenige Wochen nach unsrer Ankunft hier, ward meine Frau krank. Sie mußte endlich in ein benachbartes Bad[1]: da weilte ich bald bei ihr, bald war ich wieder des Druckes wegen hier. Inzwischen hatte ich auch das Unglück meine gute Mutter zu verlieren[2]. In solcher Zeit läßt sich nur das dringendste verrichten, und so blieb mancher Brief und manche Arbeit liegen.

Ihrem Urtheil über mein Buch sehe ich mit wol berechtigter Spannung entgegen, aber ohne Ungeduld. So gut es jetzt ging, habe ich den weiteren Druck besorgt (es werden noch an 16 Bogen) und könnte in den nächsten Wochen fertig werden, hätte ich nicht für das Namensregister noch manches topograph. Buch zu benutzen und müßte ich nicht dazu auf die Wiedereröffnung der Bibliothek warten. Am Schluß des Buches werden auch schon einige Nachträge und Berichtigungen folgen, und für diese bitte ich auch Sie um einen kleinen Beitrag. Es fehlen mir hier zwei Bücher, die wahrscheinlich auf der Göttinger Bibliothek sind. Ich erlaube mir die zwei Fragen auf ein Beiblatt zu schreiben[3] und bitte Sie dieselben durch einen Ihrer Schüler beantworten zu lassen: es genügt mir die Beantwortung bis Anfang Oktober zu erhalten.

Wir Mitglieder der hiesigen Akademie erhalten die Sitzungsberichte erst, wenn sie einen Band füllen: wir lernen daher manches erst später kennen als andre die Separatabdrücke erhalten. So habe ich bisher nur reden hören von Aschbachs neuster Entdeckung. Und Ihre Kritik sah ich auch noch nicht, da die Bibliotheken geschlossen sind. Also vermag ich noch nicht selbst zu urtheilen[4]. Aber gespannt bin ich sehr. Wir haben hier unter der jüngeren Generation arge Skeptiker, die jede Entdeckung oder Aufdeckung einer Fälschung mit Jubel begrüssen, ohne auch nur zuvor die Gründe zu kennen und zu prüfen. Die machten gleich sehr viel Aufsehen von Aschbachs Arbeit u. waren nur verwundert daß gerade er die vermeintliche Entdeckung gemacht. Da bin ich wirklich neugierig, wie diese sich nun nach Ihrer Entgegnung zu der Frage verhalten werden.

---

2) *blieb am Zeilenschluß unvollendet, über Waitzens Stellung zu den Ereignissen von 1866 vgl. Frensdorff in der Allg. deutschen Biographie 40, 617f.*

3) *Lorenz mag den Schluß des II. Bandes seiner deutschen Geschichte (vgl. zur früheren Sendung Nr. 33) nachgetragen haben; seine scharfe Kritik gegen Busson in der Hist. Ztschr. 17, 184—189 rief ebenda 447f. eine Entgegnung Bussons hervor.*

1) *Bad Pyrawarth bei Matzen, nordöstl. von Wien.*

2) *Sickels Mutter starb 16. August 1867 zu Cönnern.*

3) *das Beiblatt fehlt, vgl. Nr. 43.*

4) *Aschbach, Hroswitha und Celtes, in den Sitzungsberichten der phil. hist. Kl. der Wiener Akademie 56. Bd., war für Fälschung des Hroswithawerkes durch Celtes eingetreten; dagegen Waitz in den Göttinger Gelehrten Anzeigen 1868 S. 1261ff.*

Bis November spätestens wird also mein Buch fertig. Die nächste Zeit werde ich nun ganz auf die Vorlesungen verwenden. Es handelt sich darum an hiesiger Universität sich erst ein wirklich theilnehmendes, wenn auch kleines Auditorium zu bilden. Erst wenn mir das gelungen, wird Zeit sein auch ein historisches Seminar zu eröffnen, in dem nicht wie in den andern Seminarien Lehramtskandidaten abgerichtet, sondern die Studenten zum Forschen angeleitet werden. Ich muß aber dabei behutsam zu Werke gehn, da die Zustände und die Personen mir allerlei Hindernisse in den Weg legen werden. Ich werde mich dadurch nicht beirren lassen. Nur in der vollen Hingabe an das Lehramt läßt sich ja hier wirken, denn die andern öffentlichen Verhältnisse sind hier ja noch viel trauriger und unklarer, als bei Ihnen, sind der Art daß man sich am besten von ihnen fern hält.

Es freut mich von Ihnen zu hören daß die hist. Commission sich wieder versammeln wird. Ob der Vertreter Oesterreichs Arneth kommen wird, möchte ich bezweifeln: er hatte vor kurzem das Unglück seine Frau zu verlieren.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr

ergebenster Th. Sickel.

2. Sept. 1867.

[43] *1867 September 6. Georg Waitz an Theodor Sickel.*

Verehrtester Herr College!

Nur mit 2 Worten erwiedere ich, kurz vor der Abreise,

1) die Pagina bei Meibom ist S. 63

2) Eine solche Schrift von Gremand besitzt unsere Bibliothek nicht[1]); ich kenne sie auch nicht, glaube aber daß Abel es in der Schweiz benützt. Ich will mich hier, wo ich durch einige Wochen mich aufhalten werde, erkundigen.

Die Recension gegen Aschbach habe ich Ihnen, ich glaube unter der Dornbacher Adresse, geschickt. Die Abhandlung ist gar zu widersinnig.

Ich gehe über Paris nach der Schweiz und dann nach München.

Ganz Ihr

G. Waitz

Göttingen 6. Sept. 1867.

[44] *1867 November 1. Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr College.

Anknüpfend an einen früheren Brief muß ich Ihnen vor allem aufrichtigen Dank sagen für die freundliche Zusendung Ihrer Anzeige[2])

1) *auf dem im vorhergehenden Brief Sickels erwähnten, nicht erhaltenen Beiblatt mag nach (Gremand et Schmitt) Mémorial de Fribourg, Fribourg 1854—59 oder Gremand, Documents relatifs à l'histoire de Vallais, gefragt worden sein.*

2) *Waitzens Besprechung der Acta Karolinorum 1. Teil und 2. Teil 1. Abtlg. in der Hist. Ztschr. 17, 176 bis 181.*

meines Buches. Anerkennung von solcher Seite muß mich mit Befriedigung erfüllen, zu neuer Arbeit und zum Fortschreiten auf gleicher Bahn und im gleichen Streben anfeuern. Mich freut noch besonders daß wir auch gleich denken über einzelne Differenzen, daß solche unvermeidlich sind und daß nur im rechten Geiste über sie verhandelt sein will. Was ich hier und da in den Anmerkungen sage über Auffassung einzelner Urkunden, wird eben noch zu Verhandlungen Anlaß geben. Sehr lieb war mir auch die Angabe der von Ihnen vermißten Stücke oder Drucke: was mir wirklich entgangen war, trage ich noch nach.

Ich habe Pertz mein Buch nicht eher senden wollen, als bis es ganz fertig ist. Dann werde ich auch in den vorsichtigsten Ausdrücken um der Fortsetzung der Regesten willen meine frühere Bitte wiederholen. In mündlichem Verkehr zu Weihnachten habe ich schon vorgearbeitet [1]). Ihre Äusserungen über dieses Verhältnis, die Sie wahrscheinlich in München Gelegenheit gehabt haben auch ihm gegenüber zu thun, kommen mir dabei sehr zu statten. Ich habe dabei nur die Sache im Auge. Darum lasse ich mich durch die frühere abschlägliche Antwort nicht abschrecken und lasse mich auch nicht von denen beeinflussen, die jetzt an Pertz kein gutes Haar lassen wollen.

Aschbach — ich habe nun endlich auch seine wunderliche Abhandlung gelesen [2]) — wird von seiner einmal gefaßten Idee nicht in Ruhe gelassen. Ein Brief von Halm, der ihn in seinen Vermuthungen bestärkte, dann aber alles zurücknahm, hat ihn zur Untersuchung der Handschrift veranlaßt. Glücklicher Weise habe ich die Handschrift noch nie gesehen und brauche auf das Gespräch über dieselbe nicht einzugehen; ich sage: glücklicher Weise, da eine Entgegnung hier nichts hilft.

Für die Notizen, die Sie mir durch Schäffler gesandt, sage ich besten Dank. Mit der Datierung einzelner päpstlicher Briefe des Cod. Carol. durch Jaffé bin ich nicht einverstanden. Ich würde vielleicht etwas darüber schreiben (etwa für die Forschungen); aber zunächst wird sich wol Abel vernehmen lassen. Für abgeschlossen halte ich die einzelnen Fragen noch keineswegs.

Haben Sie etwa einen Schüler der geneigt und befähigt wäre, einmal die älteren Fulder Urkunden nach Dronke genauer durchzunehmen und sich namentlich mit deren Zeitbestimmungen zu beschäftigen? Meinen Schülern kann ich diese Arbeit aus allerlei Gründen nicht zumuthen. Aber Noth thut da noch einmal eine Revision, und fände sich ein jüngerer Forscher dazu bereit, so würde ich ihm gern diesen und jenen Fingerzeig geben. Es fällt mir grade bei der von Jaffé gegebenen Biographie Einhards ein.

Mit hochachtungsvollem Grusse

Ihr
ergebenster
Th. Sickel.

Wien, IX. Bezirk, Berggasse 4
1 Nov. 1867.

[45] *1868 Februar 16. Georg Waitz an Theodor Sickel.* (Antw. 23/2.)

Verehrtester Herr College!

Noch immer bin ich Ihnen meinen Dank für Ihre letzten freundlichen Zeilen schuldig. Ich hoffte im Stillen den für den Schluß der Acta damit verbinden zu können. Aber leicht zieht sich ja die Vollendung einer solchen Arbeit etwas hinaus.

Auch eine Bitte habe ich in petto, mit der ich am Schluß komme, die Ihnen hoffentlich nicht zu viel Mühe macht.

Sie erwähnen der Hrotsuit. Ob Aschbach zu bekeren[1]) weiß ich nicht. Wer wird den Mohren weiß waschen? In München lag der Codex in Föringers Zimmer zu jedermanns Ansicht auf und erregte viel Heiterkeit. Ihn anzweifeln heißt alle Paläographie und Diplomatik ausstreichen. — Daß ich Ihnen seiner Zeit ein Exemplar meiner Anzeige geschickt, habe ich wohl früher bemerkt. Es hat ein Unstern über der damaligen Sendung geschwebt, da[2]) mehrere sie nicht erhalten. Köpke wird sich nächstens ausführlich über die Hs. in den Forschungen vernehmen lassen[3]).

Ein Aufsatz über den Codex Carolinus wäre den Forschungen ja sehr willkommen. Varrentrapp sagte mir unlängst, daß Sie auch mit Jaffés Lesungen nicht einverstanden seien.

Sehr bedaure ich mir in Wien das Blatt des Schlummerliedes mir nicht haben zeigen lassen[4]). Ich habe stets an der Echtheit gezweifelt und thue es noch. Ich halte den Inhalt geradezu für unmöglich. Wir werden ja wohl aus solchen Controversen nie ganz herauskommen[5]).

Hochachtungsvollst
ganz Ihr ergebenster
G. Waitz

Göttingen 16. Februar 1868.

[46] *1868 Februar 23. Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 23. Febr. 1868.

Hochgeehrter Herr College.

Ihrem Wunsche betreffs des Jordanus bin ich gleich nachgekommen und war gestern mit einem meiner Schüler auf der

---

1) *Sickels Anwesenheit in Berlin um Weihnachten 1866, mit seiner Verlobung in Zusammenhang, muß zu einer Verständigung mit Pertz geführt haben, deren Ficker in einem Brief an Sickel am 2. Febr. befriedigt gedenkt.*

2) *vgl. oben Nr. 42.*

1) *so im Or., zur Sache vgl. oben N. 42, 43, 44.*

2) *fehlt im Or.*

3) *vgl. statt dessen die Berufung auf Pertz, Jaffé u. Halm in der Hist. Ztschr. 20, 419.*

4) *Diese Bemerkungen sind durch Jaffés Aufsatz zum Schlummerlied in der Zeitschr. f. deutsches Alterthum 13 (1867), 496ff. veranlaßt;* mir *im Or. doppelt.*

5) *auf besonderem Blatt die Bitte um Collationen zu Jordanus von Osnabrück, über den Waitz 1869 eine Arbeit im 14. Band der Abhandlungen der Göttinger Gesellsch. d. Wissenschaften veröffentlichte.*

Bibliothek, um ihm Anleitung zu geben. Leider findet sich die Ausgabe von 1476 nicht hier, überhaupt keine andere als die von S. Schardius, im syntagma tractatuum de imperiali iurisdictione, Argentorati 1609 f., pag. 104 ff. Was in dieser Edition fehlt, lasse ich ganz abschreiben. Aber es fragt sich, ob Sie diese Ausgabe zu Ihrer Verfügung haben, so daß Ihnen die Collation mit derselben genügt. Danach frage ich gleich an. Haben Sie Schardius nicht, so müßte wol der ganze Tractat für Sie abgeschrieben werden. Ich bitte also um baldige Auskunft und Weisung darüber.

In dieser Woche geht endlich auch mein Schlußband an Sie und an Abel ab. Es sind sehr traurige Erlebnisse, die die Vollendung so verzögert und mich überhaupt den ganzen Winter über von aller rechten Arbeit abgehalten haben. Auch meine Gesundheit ist durch anhaltende Sorgen erschüttert worden, so daß ich mich schon jetzt nach den Osterferien sehne, in denen ich womöglich eine Erholungsreise nach dem Süden antreten werde.

Meine Anzeige über den Cod. Carolinus in der Sybel'schen Zeitschrift[1]) wird allerdings große Differenzen zwischen J. und mir aufdecken. Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß J. zu schnell mit seinen Editionen vorgeht. Was ich nun an dieser Ausgabe aussetzte, wird allerdings zum grossen Theil nur von denen gewürdigt werden können, welche Gelegenheit finden, die Handschrift selbst einzusehen und zu prüfen. Bis das einmal geschieht, wird die Frage, wer von uns beiden Recht hat, eine offene bleiben. Aber seien Sie versichert, daß ich nur nach genauester u. wiederholter Prüfung J.'s Ausgabe bemängelt habe.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr
ergebenster
Th. Sickel.

[47] *1868 März 1.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 9/4)

Verehrtester Herr College!

Den besten Dank für Ihre gütige Bereitwilligkeit meinem Wunsche nachzukommen: Wenn aber die angezogene Ausgabe dort fehlt, wird es so nicht wohl zu erfüllen sein. Der Text bei Schardius ist so über alle Begriffe corrupt, daß eine Vergleichung das mühsamste und langweiligste Geschäft sein müßte[2]).

. . . .

Sollte sich die erste Handschrift als besonders wichtig herausstellen, so werde ich entweder suchen sie hier zur Benützung zu erhalten oder mir erlauben Ihnen mein Manuscript zu schicken und um Eintragung der Collation in dasselbe bitten. Wahrscheinlich wird es aber mit einem Nachsehen einzelner Stellen sich erledigen lassen, da ich an sich Handschriften genug, nur allerdings keine dieser Classe kenne.

---

1) *Hist. Ztschr. 19, 181—190.*

2) *folgen weitere Anweisungen für die Vergleichung der Hss.*

— Mir thut sehr leid was Sie über schmerzliche Erlebnisse andeuten. Da ich Ihren Character nicht kenne mag ich nichts hinzufügen als den lebhaften Wunsch, daß jetzt, wo manches sich für Sie günstiger gestaltet, auch diese Störungen beseitigt seien oder werden und Sie sich ungehemmt Ihren so verdienstlichen Arbeiten mögen hingeben können!

Dem Schlußband Ihrer Acta sehe ich mit Verlangen entgegen. Abel wird, hoffe ich, eine ausserordentliche Professur in Giessen erhalten; Kluckhohn ist zu Usingers [1]) Nachfolger in Greifswald vorgeschlagen.

Ganz Ihr

ergebenster

G. Waitz

Göttingen 1. März 1868.

[48] *1868 April 9.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 9 April 1868

Hochverehrter Herr College.

Wie es mit den hier vorhandenen Ausgaben und den Handschriften des Jordanus stand, schien es dem von mir beauftragten stud. Cičalek [2]) am besten, eine vollständige Abschrift zu nehmen, die ich Ihnen anbei übersende.

Mein Schlußband wird hoffentlich jetzt in Ihren Händen sein. Nächstens werde ich nun nochmals Pertz angehn, ob er mir für die Fortsetzung der Regesten Benutzung seines Materials gestatten will. Verweigert er es noch immer, so nehme ich zuerst die westfränk. oder die ital. Karolinger in Angriff. Sowohl in Frankreich als in Italien wird mir jede Förderung dieser Arbeiten zu Theil. — Augenblicklich beschäftigt mich eine ganz andre Zeit. Schon 1860 habe ich einmal, aber ohne eigentliche Erlaubniß, Aktenstücke zur Geschichte des Tridentinum durchgesehn und zum Theil copirt. Damals wurde mir aber ein Riegel vorgeschoben. Jetzt [3]) kann mir die Erlaubniß kaum verweigert werden. So gedenke ich, ohne deshalb eine Geschichte dieser Vorgänge zu schreiben, die hauptsächlichsten Aktenstücke (Instructionen an die k. Gesandten, Vorlagen des Kaisers an das Concil, Correspondenzen) zu veröffentlichen.

Mein häusliches Leid ist schwere Krankheit meiner Frau, die schon jetzt auf das Dringen der Ärzte hin mich und zwar auf längere Zeit hin hat verlassen müssen; nun bin ich zwar von

---

1) *Rudolf Usinger, geb. 1835 gest. 1874, ein Schüler von Waitz, seit 1865 Prof. in Greifswald, wurde 1868 Treitschkes Nachfolger in Kiel.*

2) *Theodor Čičalek, geb. 5. Nov. 1846 zu Znaim, gest. 27. Juli 1907, ord. Mitgl. des Wiener Instituts f. österr. Geschichtsforschung 1867 bis 1869. Seiner Verdienste um Jordanus gedachte Waitz in den Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft 14, 29.*

3) *folgt durchstrichenes* aber; *zur Sache vergl. Sickels Erzählung „wie ich zum Studium der Konzilsakten gekommen bin", mitgeteilt von Bretholz in der Ztschr. des deutschen Vereins f. d. Gesch. Mährens u. Schlesiens 13 (1909) S. 6ff.*

täglicher oder fast stündlicher Unruhe befreit, die mich den Winter über fast arbeitsunfähig machte, aber die Sorge bin ich doch nicht los und an die Einsamkeit gewöhne ich mich auch nur schwer.

Ein Vetter von mir geht jetzt zur Universität und wird sich vorzüglich der Geschichte zuwenden[1]). Er wollte gleich in Göttingen anfangen, wovon ich ihn abgehalten habe. Da er aber später jedenfalls unter Ihrer Leitung seine Studien machen soll, so bitte ich mir zu sagen, von welchem Semester an er von Ihnen in Ihr Seminar zugelassen wird.

Mit hochachtungsvollem Grusse

Ihr
ergebenster
Th. Sickel.

Meine jetzige Adresse ist
Wien IX. Berggasse 4.

[49] *1868 April 19.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

Verehrtester Herr College!

Ihre gütige reiche Sendung verpflichtet mich zu dem lebhaftesten Dank. Die dortige Handschrift stellt sich allerdings als sehr wichtig heraus und die vollständige Copie ist sehr erwünscht. Sie nöthigt mich, in Verbindung mit einer auch erst jetzt erhaltenen Düsseldorfer Handschrift, meine ganze bisherige Arbeit umzuwerfen, einen Text, den ich für den ursprünglichen hielt, als abgeleiteten anzuerkennen. Ich weiß nicht, ob die Arbeit die auf sie verwandte Zeit und Mühe werth ist; aber ich habe sie einmal angefangen und nun muß sie zu Ende. Auch wäre wohl so leicht keiner auf den Gegenstand gekommen, der jedenfalls nicht ohne Interesse ist.

Herrn Cičalek bitte ich meinen ganz besondern Dank für die aufgewandte Mühe auszudrücken, mir auch zu sagen, wie ich ihm etwa denselben sonst bezeugen könnte: es ist ja doch keine ganz unbedeutende Arbeit gewesen, wie ich am besten weiß, da ich 2 mal selber eine Abschrift gemacht. Denn mit den Ausgaben ist in der That gar nichts anzufangen.

Auf den Schluß Ihrer Acta freue ich mich sehr, noch sind sie nicht bis her gelangt. Und daß Sie diese Arbeiten fortsetzen wollen, ist ja in jeder Weise erfreulich: man kann nur ungeschwächte Kraft und Freudigkeit zum Arbeiten und Förderung von allen Seiten wünschen.

Daß, was Ihnen im Hause Glück und Freude bringen sollte, für Sie eine Quelle von Sorge und Leid geworden, bedaure ich lebhaft. Möge wenigstens eine Besserung nicht zu lange auf sich warten lassen.

— Die jungen Historiker nehme ich nicht gern vor dem 3. Semester in die Übungen auf, lieber später als früher. Auch bitte ich mir ein Wort vorher über das Kommen zugehen zu lassen, da der

---

1) *Wilhelm Sickel, geb. 6. Nov. 1847 zu Roßleben, trat als Prof. der Rechte an der Universität Straßburg in den Ruhestand, jetzt in Halle lebend.*

Zudrang fortwährend sehr groß ist, mehr als man an sich gut finden kann. Denn die Aussichten für die eigentlich gelehrten Historiker sind ja nicht die besten. — Abel geht jetzt als extraordinarius nach Giessen, was ihm sehr zu gönnen ist[1]. Kluckhohns Hoffnungen auf Greifswald sind dagegen ja vereitelt worden. — Sehr wohl gefallen mir die Arbeiten von Zeissberg, der wohl ein Schüler von Ihnen ist[2].

Hochachtungsvollst und ergebenst

ganz Ihr

G. Waitz

Göttingen 19. April 1868.

Ich bitte das verkehrt angefangene Blatt zu entschuldigen[3].

[50] *1868 Mai 6.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

Verehrtester Herr College!

Zu meinem großen Bedauern muß ich Sie oder vielmehr Ihren jungen Freund noch einmal mit meinem Jordanus plagen. Ich hatte übersehen, daß die Handschrift Cod. Lat. 595, davon die Tabulae mss. I p. 103 Erwähnung thun, verschieden ist von den beiden die Denis beschreibt. So habe ich für diesen Codex noch eine ähnliche Bitte. Doch wird, jedenfalls für den Anfang und hoffentlich ganz, die Vergleichung der Vorrede und der einen Stelle gegen Ende genügen, um die Hs. einzureihen. Um die Arbeit möglichst zu erleichtern, sende ich die beiden Blätter der früheren gütigen Arbeit, und bitte nur das Nöthige am Rand hinzufügen zu lassen. — Bei der Gelegenheit darf ich auch noch das Ersuchen stellen, daß ausdrücklich bemerkt werde, ob nicht im Cod. 4143 in der Überschrift dyac statt dyoc. gelesen werde, es ist wohl als selbstverständlich nur nicht ausdrücklich bemerkt worden.

Mit wiederholtem besten Dank und freundschaftlichem Gruß

ganz Ihr

ergebenster

G. Waitz

Göttingen 6. Mai 1868.

[51] *(1868 Mai, 2. Hälfte.)* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochgeehrter Herr College.

Eben erst bringt mir H. Cicalek die neue Collation, die ihm wegen der Beschaffenheit des MS. längere Zeit gekostet und die er auf besonderem Blatt zu verzeichnen für nöthig gehalten hat.

---

1) *vgl. oben Nr. 10 Anm. 2.*

2) *vgl. unten Nr. 63. Waitz wird Zeißbergs Arbeiten über Arno von Salzburg, über die Kriege Heinrichs II. mit Boleslav von Polen (Sitzungsber. der phil. hist. Kl. der Wiener Akademie 48. u. 57. Bd.) sowie über Miesco von Polen (Archiv f. österr. Gesch. 38. Bd.) gemeint haben.*

3) *Waitz hatte auf der 4. Seite des Bogens angefangen.*

Jetzt beantworte ich auch die von Ihnen früher angeregte Frage: Cic. wird Honorar für seine Arbeit ganz willkommen sein, u. ich würde als Betrag 20 fl. (oder 12 rh.) in Vorschlag bringen. Wollten Sie es ihm direct zugehn lassen, so genügt als Adresse: stud. Cičalek, Wien, Universität, Institut für Geschichtsforschung. Namentlich deshalb gebe ich die Adresse an, damit Sie sich ihrer bedienen können, falls noch eine Anfrage nöthig würde. Ich selbst muß mich nämlich darauf gefaßt machen, im Juni auf eine Woche zu zu verreisen. Hätte es also, wie es bei solchen Arbeiten geht, Eile mit einer Antwort, so bitte ich Sie, direct an Cicalek zu schreiben.

Indem mein Verleger längere Zeit verreist war, ist seine Weisung den Schlußband meines Buches zu versenden, lange Zeit unausgeführt geblieben. Ich höre aber daß die Bände endlich abgegangen, und hoffe daß Ihr Exemplar nun endlich auch bei Ihnen angekommen sein wird.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr
ergebenster
Th. Sickel.

[52] *1868 Oktober 12.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 12 Oct. 1868.

Hochverehrter Herr College.

Da Sie jetzt wohl heimgekehrt, nehme ich den früheren Briefwechsel wieder auf, zunächst um Sie zu bitten, die beifolgende Arbeit meines ehmaligen Schülers, des Lehramtscand. Wilhelm Schmidt gefälligst prüfen und, wenn Sie sie dazu geeignet finden, in die Forschungen aufnehmen zu wollen [1]).

Von eigenen Arbeiten kann ich noch nicht wieder reden. Ich habe die ganze Ferienzeit der Erholung u. der Wiederherstellung der Gesundheit gewidmet und hoffe nun mit neuer Kraft an die unterbrochnen Arbeiten gehn zu können, sobald ich erst die mannigfachen Geschäfte des Semesteranfangs hinter mir habe.

In der Hoffnung bald von Ihnen zu hören grüßt Sie

hochachtungsvoll u. ergebenst
Th. Sickel.

[53] *1868 Oktober 24.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 31/12.)

Verehrtester Herr College!

Schon vor 8 Tagen habe ich Herrn Schmidt geschrieben, daß ich mit viel Interesse und voller Zustimmung seinen Aufsatz gelesen, dem auch die Collegen in der Redaction der Forschungen unzweifelhaft sehr gern die Aufnahme gewähren werden. In diesen Tagen sagt mir der von dort gekommene stud. v. Bergmann aber,

---

1) *W. Schmidt, Über die älteste Handschr. von Adalberti Vita Heinrici II. imperatoris wurde in Forschungen zur deutschen Geschichte 9, 361 – 377 gedruckt.*

daß S. nach Gratz versetzt, und so lasse ich Ihnen noch einmal diese Nachricht zugehen mit der Bitte jenen gelegentlich zu veranlassen mir später seine Adresse zugehen zu lassen, damit ich ihm die Revision zusenden kann. Doch mag sich der Druck wohl noch etwas hinausziehen.

Gedruckt werden jetzt sowohl der Gotfried wie der Jordanus, für die ich dortigen Handschriften und Ihrer freundl[ichen] Vermittelung so wichtige Hülfsmittel verdanke [1]).

Hoffentlich erlaubt Ihnen Ihr Befinden bald wieder Ihre Arbeiten für die Geschichte des 9. Jahrh. aufzunehmen.

Einen Abdruck meiner letzten Anzeige lege ich ein [2]). Viel wüßte ich nicht mehr zu sagen.

Ganz Ihr
ergebenster
G. Waitz

Göttingen 24. Oct. 1868.

[54] *1868 Dezember 31. Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr College.

Heimkehrend von einer Weihnachtsreise finde ich das Diplom der k. Societät der W zu G., das mir eine große Freude bereitet hat. Ich kann nicht in Zweifel darüber sein, wem ich diese Auszeichnung verdanke, und grade dieser Umstand erhöht in meinen Augen den Werth derselben. Empfangen Sie daher meinen aufrichtigen Dank. Daran knüpfe ich gleich eine andre Bemerkung. Der freundliche Wunsch, mit dem Sie die Anzeige des Schlußbandes der Acta Kar. in der hist. Zeitschrift schließen [2]), dient mir als neuer Sporn. Ich hoffe auch daß sich meine Verhältnisse jetzt so gestalten werden, daß ich den nächsten Winter auf eine neue wissenschaftliche Fahrt verwenden und das Material für eine Fortsetzung der Regesten sammeln kann. Billigen Sie meinen Plan, nun eine Theilung nach Gruppen eintreten zu lassen? Am nächsten scheint dann zu liegen daß ich die Urkunden der deutschen Karolinger bearbeite. Aber für diese besitzen wir doch in Dümmlers Buch wenigstens ein vollständigeres Verzeichniß als in Böhmer. Und so möchte ich zunächst die Urkunden Lothars, seiner Söhne u. seiner Nachfolger in Italien folgen lassen, für die am meisten nachzuholen und zugleich aufzuräumen ist.

Der heutige Tag giebt mir Anlaß Ihnen zum neuen Jahr von Herzen Glück zu wünschen.

Ihr
ganz ergebenster
Th. Sickel.

Wien 31. Dec. 1868.

---

1) *Gottfried von Viterbo in Mon. Germ. SS. 22, erschien erst 1872, des Jordanus Buch über das römische Reich in den Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaft 14. Bd. 1869.*

2) *der Schlußteil der Acta Karolinorum von Waitz angezeigt in der Hist. Ztschr. 20, 173—175.*

[55] *1869 März 21.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 17/4.)

Verehrtester Herr College!

So sehr ich bereit war die interessanten Karolingischen Urkunden in die Forschungen aufzunehmen, so durfte ich doch keine feste Zusage geben ehe ich die Collegen in der Redaction gefragt, und darum erfolgt meine Antwort erst heute. Ich denke nun sie zu Anfang des dritten Hefts zu stellen; für das 2te lag schon lange mancherlei Mss. vor, zu dem auch der Aufsatz von Schmidt gehört, der nächstens an die Reihe kommt. — Auch Dümmler schrieb einmal von Karolingischen Urkunden, namentlich aus Italien, die er habe: die werden nun wohl später erfolgen.

Den Jordanus werden Sie erhalten haben: ich legte ein Exemplar für Herrn Cičalek bei, dessen Abschrift am Ende der Ausgabe zu Grunde gelegt werden mußte.

Für den Augenblick beschäftigt mich die neue Auflage der V. G. II, 2. Ich wollte man hätte für die Merowingischen Urkunden eine feste Grundlage wie Sie sie für die ersten Karolinger gegeben. Namentlich bei den nur aus Chartularen bekannten ist oft schwer die Grenze zwischen unechten, interpolirten, überarbeiteten zu ziehen.

Hochachtungsvollst ergebenst
G. Waitz

Göttingen 21. März 1869.

[56] *(1869 April 17.)* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr College.

Für die Aufnahme der Ihnen zugesandten Karolingerurkunden danke ich. Einige darunter sind mir von Dümmler mitgetheilt, der meines Wissens keine weiteren inedita besitzt.

Mit grossem Interesse habe ich die Abhandlung über Jordanus gelesen. Meinen besten Dank und zugleich den des H. Cicalek für die uns zugesandten Exemplare.

Mit kritischer Sichtung der Merovingerdiplome habe auch ich mich viel abgeben müssen. Aber bei vielen Stücken bin ich doch noch nicht zum Abschluß gekommen; sonst würde ich Ihnen meine Ergebnisse gern zur Verfügung stellen. Auf das Erscheinen Ihres 2. Bandes freue ich mich sehr.

Ein stud. phil. Richard von Muth aus Wien wird sich Ihnen jetzt schon vorgestellt haben [2]). Derselbe hat hier in studentischen Kreisen eine hervorragende Rolle gespielt, gilt allgemein als recht begabt und fleissig, so daß auch sein Burschenthum seinen Studien

---

3) *„daß der Verf. seine so verdienstlichen Arbeiten über die karolingischen Urkunden mit gleichem Eifer und immer mehr allgemeiner Unterstützung und Anerkennung fortsetzen möge" a a O. 175.*

1) *über die Rolle, welche Richard von Muth in dem zu Bismarck und seiner Schöpfung haltenden, dem süddeutschen „Großdeutschtum" widerstrebenden Teil der Wiener Studentenschaft seit 1867 spielte, s. Bilger, „Die Wiener Burschenschaft*

nicht Abbruch gethan haben soll. Bei mir hörte er in zwei Semestern historische Vorlesungen. Aufmerksam auf ihn wurde ich erst, als er in letztem Wintersemester auch Paläographie bei mir hörte und sich zum einstigen Eintritt in das Institut für Geschichtsforschung meldete. In den pal. Uebungen war ich sehr zufrieden mit ihm. Aber um seine sonstigen Studien bekümmerte ich mich absichtlich nicht, weil er mir als besonderer Schüler von Lorenz bezeichnet wurde und weil ich auf solche nicht gern Einfluß nehme. Neulich überraschte er mich mit der Mittheilung, er wolle nach Göttingen gehn und werde sich um Zulassung zu Ihrem Seminar bewerben; ich möchte ihm dazu behülflich sein. Ich habe ihm offen gesagt 1) daß es nicht so leicht sei in Ihr Seminar zu kommen, 2) daß er sich dann von Lorenz empfehlen lassen müsse, unter dessen specieller Leitung er bisher gearbeitet habe, 3) daß ich nur weniges über ihn zu sagen wisse. Als er mich besuchte, lag ich krank danieder und konnte nicht schreiben. Aber jetzt, da ich das Bett verlassen, habe ich mich doch entschlossen Ihnen auch des jungen Mannes wegen zu schreiben. Für seine Begabung und seinen Eifer kann doch auch ich eintreten. Und wenn nun noch möglich ist, ein Gegengewicht geltend zu machen gegen den auch mir bedenklichen Einfluß der hier auf Muth ausgeübt ist, so kann das nirgends besser geschehn als in Göttingen. Ihre Autorität würde ihn am ehesten noch auf den richtigen Weg bringen. Und darum wünschte ich doch, wenn Sie noch irgend ein Plätzchen frei hätten, daß Sie diesen (!) jungen Oesterreicher die Wohlthat Ihrer Zucht und Ihres Einflusses zu Theil werden lassen möchten. Grade daß ich mich so offen und vertraulich über die Person äußere, gibt Ihnen die Bürgschaft daß ich nur um der Sache oder um der Richtung willen meine Bitte an Sie richte.

Einen meiner besten Schüler habe ich jüngst durch plötzlichen Tod verloren[1]). Er hatte unter meiner Leitung begonnen, die Herausgabe eines Gurker Chartulars (das von großer Wichtigkeit ist) vorzubereiten. Vielleicht muß ich nun selbst diese Arbeit übernehmen.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr

ergebenster

Th. Sickel[2]).

Silesia von 1860—1870" in den Quellen u. Darstellungen zur Gesch. der Burschenschaft u. der deutschen Einheitsbewegung Bd. 2 (1911) S. 45ff. Sickel hatte neben Billroth, Lorenz u. Scherer im Nov. 1868 an dem Gründungskommers der Silesia, der Muth angehörte, teilgenommen, Bilger S. 57.

1) *Franz Kopetzky, geb. 30. Nov. 1843 zu Troppau, gest. 12. April 1869, war 1865 bis 1867 ord. Mitglied des Wiener Instituts f. österr. Geschichtsf. gewesen. Seine Aufgabe übernahm und löste dann August v. Jaksch.*

2) *das im Or. fehlende Datum ergibt sich aus dem Antwortvermerk von Nr. 55.*

[57] *1869 Juni 1.* *Teodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 1 Juni 1869.

Hochverehrter Herr College.

Zu den beifolgenden Correkturbogen bemerke ich, daß ich bei einigen Details nicht sicher war, wie es mit denselben in den Forschungen gehalten wird. Es beziehen sich darauf die auf S. 2 eingetragenen Bemerkungen. Wollen Sie gefälligst nach Kenntnisnahme derselben entscheiden und entweder die noch fehlenden Correcturen vornehmen oder auch die von mir vorgenommenen wieder beseitigen.

Ich kam vor acht Tagen durch Halle u. zu Dümmler, der eben mit dem Pariser Codex 5214 beschäftigt war und mir aus demselben einige Diplome abgeschrieben hatte, um sie gleich mit den andern zu veröffentlichen. Bei näherer Prüfung fand ich nur zwei ungedruckt. Für den Fall daß es nicht zu spät ist, um sie anzufügen, sende ich Ihnen dieselben heute mit. Eine Schlußbemerkung habe ich, weil sie zu lang wurde, wieder gestrichen, will aber ihnen den Hauptinhalt mitteilen. Das betreffende Diplom enthält die Bezeichnung Burgundia regalis[1]), die mir beachtenswerth scheint. Meines Erachtens (u. das wollte ich erst bei dieser Gelegenheit ausführen) ist diese Urkunde auch von Baluze usw. falsch gedeutet: ich schreibe sie Karl dem Kahlen u. dem J. 842 zu.

Mit Freuden habe ich vernommen, daß Muth noch einen Platz in Ihrem Seminar gefunden hat. Ich hoffe davon den besten Erfolg.

Von Ihrer neulich hier erfolgten Wahl in die K. Akademie sind Sie gewiß schon unterrichtet. Mußte ich mich schon um Ihrer Person willen darüber freuen, so noch mehr deshalb, weil bei dieser Wahl eine gewisse Partei mit ihrem Candidaten Giuliari aus Verona unterlag. Die Arneth-Müller-Ficker siegten gegen die Miklosich-Littrow-Phillips nur bei den Wahlen u. meist nur mit 1 Stimme, während sie bei der Revision der Geschäftsordnung leider in allen Punkten geschlagen wurden.

Es grüßt Sie hochachtungsvoll und ergebenst

Th. Sickel.

[58] *1869 Juli 10.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 10 Juli 1869.

Hochverehrter Herr College.

Für meine Arbeit über das Tridentinum hatte ich schon längst Planck Anecdota auf der hiesigen Hofbibliothek begehrt. Das Werk fand sich zwar in den Catalogen nicht eingetragen, sollte aber nach den Angaben eines Beamten sich unter den nicht verzeichneten Universitätsschriften befinden. Damit wurde ich Wochen lang vertröstet, bis endlich constatiert wurde, daß das Buch nicht vorhanden ist. Auch auf den andern Bibliotheken findet es sich

---

1) *die Worte kommen aber in der Urk., die gemeint zu sein scheint, Mühlbacher Reg.² 1328, Forsch. 9, 433 Nr. 28, nicht vor; daher bleibt der Sinn der weggelassenen Schlußbemerkung unverständlich.*

nicht, da ich somit versuchen muß, es mir von auswärts zu verschaffen, wende ich mich wohl am füglichsten nach Göttingen, wo sich vermuthlich mehrere Exemplare befinden.

Ich bitte Sie um die Freundlichkeit, mir zu diesem Werke verhelfen zu wollen, sei es aus einer Privatbibliothek oder aus einer öffentlichen. Sobald es erforderlich ist, schreibe ich natürlich selbst an den Besitzer, von dem ich das Buch geliehen zu erhalten hoffen kann. Bedarf es aber dessen nicht und können Sie mehr[1]) ohne weiteres ein Exemplar zusenden lassen, so ist es mir noch willkommner, da dann meine Arbeit nicht länger verzögert wird. Haben Sie also die Güte, mir möglichst bald auf die eine oder andre Weise zu dem Buche zu verhelfen.

Für das Exemplar der Quellenkunde, mit deren neuen Bearbeitung Sie sich ein großes Verdienst erworben haben, sage ich besten Dank[2]).

Es hängt ganz von Familienverhältnissen ab, wie ich über meine Ferienzeit verfüge. Aber ich möchte gern, Sie, sei es in Göttingen oder wo Sie sonst weilen werden, aufsuchen, und bitte darum, mir gefälligst Ihre Pläne bekannt zu geben.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr
ergebenster
Th. Sickel.

[59] *1869 Juli 14.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

Verehrtester Herr College!

Bei mehreren Collegen habe ich mich nach den Planckschen Anecdota erkundigt: sie scheinen sich bei keinem zu finden. Es ist eine lange Reihe von Programmen, die sich durch c. 20 Jahre hindurch zieht und deshalb nicht leicht vollständig zusammen ist. Die Bibliothek hat es natürlich, und wird es gewiß auch gern bis nach Wien auf eine Zeitlang zusenden. Zu dem Ende müssen Sie sich aber direct an dieselbe (so, an die K. Bibliothek) wenden; uns ist jede Auswärtssendung untersagt. — Näher werden Sie es allerdings wohl in Breslau haben, wo es Reimann benützt hat. Doch kommt auf ein paar Meilen mehr Eisenbahnfahrt so viel ja nicht an.

Ich erlaube mir eine Gegenfrage im Namen von Dr. Cohn. Er sucht hier vergebens Jaeger Codex diplomaticus ordinis Teutonicorum; J. Voigt citiere es in einer Abhandlung in den dortigen Denkschriften XII und führe böhmische Urkunden für den Deutschorden daraus an[3]). Zunächst wünscht er nur zu wissen, wann und wie das Buch erschienen sei und was es eigentlich enthalte.

---

1) *so, statt* mir *Or.,* e *undeutlich, aber ohne* i-*Punkt,* h *ohne Tilgung.*

2) *Dahlmann, Quellenkunde der Deutschen Geschichte erschien 1869 in 3. Auflage, besorgt von Waitz, ebenso dann auch die 4. u. 5. Aufl. 1874, 1883*

3) *Denkschr. der phil. hist. Kl. der Wiener Ak. 12, 96, Anm. 1.*

Vielleicht steckt es in einem Sammelwerk, doch nicht in den Fontes?

Ihre freundliche Mittheilung über meine Wahl zur dortigen Akademie, mit der sich ja später die Zeitungen hinreichend beschäftigt, ist für mich noch ohne officielle Bestätigung geblieben. Ich kann also nur abwarten.

Herr v. Muth zeigt Regsamkeit, aber wohl noch nicht ausreichende Tätigkeit. Seine Idee daß das Westgothische Recht über Rom zu den Baiern gekommen, kann ich nur für eine unglückliche Hypothese halten. — Eine Fortsetzung meiner Erörterungen über die beiden ersten Titel gegen Roth habe ich Ihnen zugehen lassen[1]).

Ich werde das Jahr wahrscheinlich die Ferien bis zur Münchner Sitzung hier bleiben, um an der 2. Auflage der Vf. G. II zu arbeiten, wenigstens nur auf kürzere Zeit weggehen. Schreiben Sie mir, bitte, wann Sie in unsere Gegend kommen würden.

Ganz Ihr
ergebenster
G. Waitz

Göttingen 14. Juli 1869.

[**60**] *1869 September 19.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 1/10).

Verehrtester Herr College.

In der Hoffnung daß Sie entweder schon nach Wien zurückgekehrt sind oder es in nicht zu langer Zeit werden, übersende ich Ihnen das kleine Honorar für den letzten Beitrag zu den Forschungen[2]) und bitte um Vollziehung der Quittung. Heute über 8 Tagen denke ich nach München zu kommen und Ihre Sendung würde mich von da an bis zum 3. 4. October in der Blauen Traube treffen.

Halb und halb habe ich auf Ihren in Aussicht gestellten Besuch gehofft, den Sie mir nun wohl ein ander Mal schenken.

Ganz Ihr ergebenster
G. Waitz

Göttingen 19. Sept. 1869.

[**61**] *1869 Oktober 1.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 1 Oct. 1869.

Hochverehrter Herr College.

Anbei sende ich die gewünschte Quittung. — Daß ich nicht nach Göttingen kam, war Folge davon daß mein ganzer Ferienplan umgestossen wurde. Ich mußte wegen Berathungen über Archivwesen bis Ende August hier ausharren. Nun blieb mir nur

1) *Waitz, Über d. Alter der beiden ersten Titel der Lex Bajuw. in Nachr. der Göttinger Gesellsch. 1869.*

2) *Diplome des 8., 9. und 10. Jahrhdt. mitgeteilt in Forsch. z. d. Gesch. 9, 403—433, vgl. oben Brief Nr. 25 u. die dort angeführten weiteren Erwähnungen.*

noch Zeit südwärts zu gehen, wo ich an zwei Orten Material für Concilgeschichte einzusehn hatte [1]).

Durch Rücktritt Jägers bin ich jetzt Leiter des Instituts für Geschichtsforschung geworden und hoffe demselben eine etwas andere Gestalt geben zu können. Eben um dabei Ihren Rath verwerthen zu können wünschte ich Sie aufzusuchen. Nun ist die Archivangelegenheit dazwischen gekommen, und ich muß zunächst abwarten, wie sich diese fortentwickelt und inwiefern es gerathen oder auch geboten sein wird, bei der Gestaltung des Instituts auf die Heranbildung zum Archivdienst Rücksicht zu nehmen. Ich erlaube mir seiner Zeit Sie von dem weitern Verlauf zu benachrichtigen und mir Ihren Rath zu erbitten.

Da ich Dümmlers Adresse in München nicht kenne, ersuche ich Sie ihm beiliegenden Brief zu übergeben.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr
ergebenster
Th. Sickel.

[62] *1870 Mai 8.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 2/7).

Verehrter Herr College!

Ein eifriger und fleissiger Zuhörer von mir, Herr Haussmann aus Dorpat [2]), hat die Absicht diesen Sommer nach Wien zu gehen, um sich unter Ihrer Leitung besonders in Paläographie und Diplomatik weiter zu bilden und bittet um ein empfehlendes Wort, namentlich auch deshalb weil er nicht weiss, ob Fremde so ohne weiteres an den Übungen des historischen Instituts unter Ihrer Leitung theilnehmen können. Ich hoffe Sie werden ihm gewähren was möglich ist, nöthigenfalls aber für den Fremden und schon älteren eine Ausnahme machen. Da der Fall aber wohl öfter vorkommen könnte, namentlich jetzt nach Jaffés Tod diese Fächer in Berlin und eigentlich in ganz Norddeutschland verwaist sind, wäre mir sehr erwünscht zu erfahren, ob und in welcher Weise überhaupt Extraneen, Nichtmitgliedern des Instituts, eine Theilnahme an den Übungen und Arbeiten möglich ist. Hier nimmt die Zahl der Geschichte Studierenden noch immer zu: in meinen Übungen sind nun in 2 Abtheilungen 30, und Pauli hat auch einen Anfang gemacht. — Hausmann wird sich durch eine tüchtige Arbeit bei Ihnen selbst empfehlen; er hatte schon in Dorpat absolviert als er hieher kam, wo er 1½ Jahr gewesen.

Noch muss ich mich entschuldigen, dass ich auf einen Brief von Cohn hin Ihnen nicht geschrieben [3]). Ich hatte diesen nicht richtig

1) *Über Sickels Aufenthalt in Trient u. Arco im Sept. 1869 s. Bretholz in der Ztschr. des deutschen Vereins f. Gesch. Mährens u. Schlesiens 13, 10.*

2) *Richard Hausmann, geb. 10. Dez. 1842 zu Werra in Livland, 1871—1897 Dozent, dann Prof. der Gesch. in Dorpat, war 1869—70 außerordentl. Mitglied des Wiener Instituts.*

3) *aus Briefen von Cohn an Sickel, vom 16. April u. 19. Mai 1870, erhellt, daß Sickel am 11. April wegen der in der Göttinger Bibliothek befindlichen*

verstanden, gemeint, dass er Ihnen schon alle Auskunft über die Koppschen Sachen auf der Bibliothek gegeben. Die Societät als solche hat aber hier gar keine Sammlung von Büchern etc. etc., giebt alles an die Bibliothek ab: es konnte sich also nur um die hier befindlichen Tafeln handeln. Wöhler, der Secretär der Societät, war verreist; ihr Archiv ist auch in schlechter Ordnung. So war von hier nichts weiter zu erfahren. Nun höre ich freilich jetzt von Cohn, dass Ihnen hätte erwünscht sein können, aus den Bibliothekspapieren näheres über die Herkunft jener Sachen zu erfahren. Das hätte ich allerdings gern vermitteln können. Nun will es Cohn nachtragen, und wird es gethan haben, wenn diese Zeilen in Ihre Hände kommen, hoffentlich nicht zu spät.

Dümmler eröffnete neulich Aussicht auf einen Beitrag von Ihnen zu den Forschungen, der sehr erwünscht sein wird. Ich denke mit Bd. XI eine neue Reihe zu eröffnen. X, 3 ist schon im Druck bedeutend vorgeschritten, 2 eben ausgegeben.

Ganz Ihr ergebenster

G. Waitz

Göttingen 8. Mai 1870.

[63] *1870 Juli 2.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 2 Juli 1870.

Hochverehrter Herr College.

Mit Vergnügen habe ich Dr. Haussmann zu meinen jetzigen Vorlesungen und Uebungen zugelassen, und freue mich daß er lebhaften Antheil nimmt an dem was ihm grade geboten wird.

Ihrer Aufforderung näheres über mein Programm und über das Institut mitzutheilen, komme ich heute noch nicht nach. Seit Jägers Rücktritt im vorigen Herbst trage ich mich mit allerlei Plänen, die ich unter anderm auch mit Wattenbach und Ficker besprochen. Aber ich habe sie noch nicht endgiltig festgestellt und noch weniger dem Ministerium unterbreitet. Vor 10 Monaten nahm man hier einen Anlauf, das gesammte Archivwesen zu regeln. Ich habe einen grossen Antheil an aller Vorarbeit gehabt. Schon ward eine Summe ins Budget von 1870 eingestellt, um die Reorganisation zu beginnen. Da stürzte das Ministerium, und nun ruht die ganze Frage. Der letzte Unterrichtsminister aber, von der Archiv-Enquête-Commission dazu aufgefordert, wollte das Institut erst reorganisieren, falls die Bedürfnisse für die neue Archivordnung festgestellt. Seitdem haben wir nicht einmal einen Unterrichtsminister und dem provisorischen Leiter liegt an der Sache nichts und ihm möchte ich sie auch nicht anvertrauen. So

---

Koppschen Urk.nachbildungen, welche Cohn in seiner Besprechung von Herquets Specimina in den Gött. Anzeigen erwähnt hatte, bei Cohn anfragte, und daß Cohn, weil ihn Sickels Brief nicht in Göttingen sondern bei Besuch seiner Angehörigen in Breslau antraf, die Frage an Waitz weitergegeben hatte; daß dann Sickel nochmals, offenbar infolge des oben wiedergegebenen Waitzbriefes, an Cohn schrieb u. daß dieser nun am 19. Mai über Bestand u. Herkunft jener Tafeln Auskunft gab. Einen Nachtrag zu derselben Frage enthält Cohns dritter Brief an Sickel, vom 2. Juni 1870.

muß auch ich mich, so sehr es meiner Natur zuwider ist, in ein Provisorium schicken. Wäre ich zur unrechten Zeit rührig, so könnte mir geschehn daß man mir zur Seite oder gar zum vorgesetzten Direktor, wie es Jäger war, Dudik oder Lorenz setzte. Da heißt es also warten, bis bessre Zeit kommt und bis ich meine Pläne durchsetzen kann. Wir brauchen für Oesterreich eine Archivschule. Aber deren Aufgaben lassen sich auch erzielen in einem hist.-dipl. Seminar, welches dann auch andern hiesigen und fremden Studenten zugänglich sein würde. Wenigstens noch eine Lehrkraft würde ich dabei bedürfen. Im vorigen Jahre gedachte ich, falls Lorenz nach Giessen gegangen wäre, Wattenbach in Vorschlag zu bringen. Jetzt könnte dem nicht genug geboten werden. Nun denke ich an Zeißberg, der mit Freuden kommen würde [1]).

Alles das sind noch Pläne. Habe ich erst etwas neues gestalten können, so theile ich es gern mit.

Ich schreibe eben eine Abhandlung, welche sich an die von Reimann in Forsch. 8, 177 anschließt [2]) und die ich für die Forsch. anbiete. Ich kann sie Ende dieses Monats senden [3]).

Die zwei Ferienmonate will ich ganz auf Herstellung der Gesundheit verwenden und in den Alpen verleben. Vielleicht führt mich der Heimweg über München. Dann würde ich danach trachten zu der Zeit in München zu sein, da die hist. Commission tagt.

Ich schreibe noch weiteres, wenn ich Ihnen die Abhandlung einsende.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr
ergebenster
Th. Sickel.

Eben erhalte ich die Abhandlung Carmen [4]). Besten Dank!

[64] *1870 Juli 17.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 18/10.)

Verehrtester Herr College!

Nur mit zwei Worten will ich Ihnen heute für Ihren letzten Brief danken und Ihnen sagen, dass Ihre Abhandlung selbstverständlich den Forschungen sehr willkommen sein wird, aber doch erst im nächsten Jahrgang (XI) Platz erhalten kann. Der Druck von X ist bald beendigt.

---

1) *Heinrich v. Zeißberg, geb. 1839, gest. 1899, seit 1865 Prof. in Lemberg, 1871 in Innsbruck, wurde 1872 Aschbachs Nachfolger in Wien.*

2) *Reimann, Über die Consultatio Ferdinandi I. in Forsch. 8, 176—186.*

3) *über die Entstehung dieser das Reformationslibell des Kaisers Ferdinand I. von 1562 behandelnden, dann nicht in den Forschungen sondern im Archiv f. österr. Gesch. 45. Bd. gedruckten Abhandlung s. die Briefe Nr. 65—67 und die von Bretholz in der Ztschr. des deutschen Vereins für die Gesch. Mährens u. Schlesiens 13 (1909) S. 7 ff. mitgeteilten Erinnerungen Sickels.*

4) *Das Carmen de bello Saxonico hrsg. von Waitz in Abh. der Gött. Ges. 15.*

Was bis dahin die Geschichte bringt, ist freilich nicht zu ermessen. Hoffentlich ja nach glücklich bestandenem Kampf auch wieder Gunst für friedliche Studien.

Ob in diesem Jahr die historische Commission zusammentritt, mag wohl zweifelhaft sein. Zunächst hat jeder das Nächste zu bedenken, ich für zwei Söhne zu sorgen, die ausziehen[1]).

Hochachtungsvollst ergebenst
G. Waitz

Göttingen 17. Juli
1870.

[65] *1870 Oktober 14. Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 18/10.)

Verehrtester Herr College!

Ihr für die Forschungen freundlich in Aussicht gestellter Aufsatz würde jetzt sehr willkommen sein. Jedenfalls haben Sie wohl die Güte, mir zu melden, bis wann ich ihn erwarten kann, da ich eben die Dispositionen für das erste Heft mache.

In München haben wir auch dies Jahr die Dinge in erwünschter Weise gefördert. Die Deutsche Biographie darf nun für gesichert gelten: ich freue mich daß auch Sie Ihre Mitwirkung in Aussicht gestellt.

Freundschaftlich ergebenst
ganz Ihr
G. Waitz

Göttingen 14. Oct.
1870.

[66] *1870 Oktober 18. Theodor Sickel an Georg Waitz*
Wien 18 Oct. 1870.

Hochverehrter Herr College.

Ich will mich mit der Antwort beeilen, weil sie eine ziemlich verlegene ist. Meine Arbeit über die Consultatio Ferdinandi, deren letzten Abschnitt ich eben schreibe, hatte ich deshalb für die Forschungen bestimmt, weil sie sich an die dort erschienenen Untersuchungen von Reimann anknüpft. Jetzt möchte ich es mit ihr anders halten, falls Sie meine frühere Ankündigung nicht als eine bindende Zusage betrachten. Vor einem Monate ist meine Wahl zum ordentlichen Mitgliede der hiesigen Academie erfolgt. Sofort bin ich von der Commission für das Archiv dringend gebeten, ihr doch etwas für diese Publication zu geben. Daß ich diesem Wunsche nachkommen möchte, werden Sie begreifen. Habe ich nun auch allerlei Material für Abhandlungen andren Inhalts, so kann ich vor Ostern nichts verarbeiten, denn mein Verleger drängt daß ich die Publication der Acta Tridentina vollende. Ich

1) *Georg, der älteste Sohn des Historikers, geb. 29. Dez. 1848, gest. als Major 31. Juli 1894, und Heinrich, geb. 25. Aug. 1850, gest. als Oberarzt 27. Mai 1912; vgl. das von Eberhard Waitz verfaßte Lebens- u. Charakterbild „Georg Waitz" (1913) S. 27, 32, 51 und 86.*

verfüge also für jetzt nur über die eine Abhandlung. Vermuthlich aber fehlt es den Forschungen nicht so an Stoff, wie jetzt dem Archiv für ö. G. Kurz ich bitte mich meiner halben Zusage zu entbinden.

Von München haben mir Arneth u. Ranke berichtet. Sie können stolz darauf sein, auch inmitten des grossen Kriegs Ihre Aufgaben gelöst zu haben.

Daß Sie nichts von Ihren Söhnen im Felde erwähnen, hoffe ich günstig deuten zu können.

Mit den Studien an den Universitäten Deutschlands steht es wohl schlecht. Selbst unsre Studenten vermögen sich nur schwer zu sammeln.

Es grüßt Sie

Hochachtungsvoll u. ergebenst
Th. Sickel.

[67] *1870 Oktober 23.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 7/8.)

Verehrtester Herr College!

Auf Ihre freundlichen Zeilen vom 18ten sage ich nur kurz, daß, so sehr die Forschungen sich jedes Beitrags von Ihrer Hand freuen, es doch zu sehr gegen ihr Princip ist sich um solche zu bemühen oder mit anderen Publicationen in Concurrenz zu treten, als daß sie irgend eine Ankündigung als bindend ansehen sollten. Vielleicht daß Sie ein ander Mal einen Gegenstand haben, den Sie vorziehen auf diesem Wege in die Welt zu schicken.

Hoffentlich sind ja die Karolingischen Studien nicht ganz und nicht zu lange durch das 16. Jahrh. in den Hintergrund gedrängt.

Unsere Vorlesungen haben begonnen. An älteren Historikern fehlt es nicht, sonst ist der Ausfall allerdings bedeutend.

Von meinen Söhnen ist der jüngere, der als Hülfsarzt mitgegangen, krank von Metz zurückgekehrt, doch jetzt ziemlich wieder hergestellt, und wird nun seine Studien zunächst hier fortsetzen. Der Offizier steht jetzt mit Festungsgeschütz vor Paris und wird sich eventuell wohl an dem Bombardement betheiligen.

Einen freundlichen Gruß an Arneth wenn Sie ihn sehen [1]).

Ganz Ihr
ergebenster
G. Waitz

Göttingen 23. October
1870.

[68] *1871 August 7.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 7 August 1871.

Verehrtester Herr College.

Ausser daß ich Ihnen für manche werthvolle Zusendung zu danken hatte, bot sich mir kein Anlaß Ihnen zu schreiben. Jenes will ich nun vor allem nachholen [2]). Dann glaube ich jetzt um

1) *Arneth, Aus meinem Leben 2, 237 entwirft ein schönes Bild von Waitz.*

2) nacholen *Or.*

einer früheren freundlichen Anfrage willen Sie unterrichten zu müssen, was ich im nächsten Semester im Seminar vornehmen werde. Angekündigt habe ich, ausser der Vorlesung über Chronologie des Mittelalters, diplom. Uebungen 4 Stunden. Sonst beginne ich diese für die Institutsmitglieder erst ein Semester später. Ich will aber die Sache diesmal etwas anders angreifen. Ich werde nur die Einleitung in die Diplomatik und die Lehre von den Formeln vortragen und dann bis zum Schluß des Semesters Formeln und Urkunden übersetzen, interpretieren und nach allen Seiten hin vergleichen lassen. Ich halte solche Uebungen für sehr erspriesslich und glaube, daß es gut ist sie der Behandlung der formellen Seiten der Urkunden vorauszuschicken, die ich mir dann für das nächste Semester vorbehalte. Als Vorlagen werden nicht allein gedruckte Urkunden dienen, sondern soweit ich darüber verfügen kann, auch Originale oder Facsimiles, so daß sich die Theilnehmer zugleich in der Palaeographie fortüben können.

Sollte also einer Ihrer Schüler jetzt nach Wien kommen wollen, so können Sie ermessen ob Sie ihm zurathen sollen oder nicht. Ich bin ermächtigt jeden zuzulassen. Will sich jemand noch weiter unterrichten, so mag er mir schreiben: Anfang September treffen mich Briefe in Villach poste restante, Ende Sept. wieder in Wien.

Der Drucker hat es mir unmöglich gemacht die Correctur der Acta Tridentina vor der Abreise zu beendigen. Aber meine Arbeit ist fertig, und so wende ich mich nächsten Winter wieder der Karolingerzeit zu.

In die grosse Wanderung der Fachgenossen an den deutschen Universitäten glaubte und hoffte auch ich etwa hineinbezogen zu werden. Aber bis jetzt habe ich nichts gehört. So setze ich meine Thätigkeit hier fort, so gut es geht und so still als möglich.

Mit dem Wunsch daß es Ihnen und all den Ihrigen gut gehe, grüßt Sie

Hochachtungsvoll und ergebenst
Th. Sickel.

[**69**] *1871 Oktober 29.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.* (Antw. 12/2 72.)

Verehrtester Herr College!

Vermuthlich hat wenigstens einer von 2 jungen Historikern, die dies Semester nach Wien gehen um sich bei Ihnen besonders in Diplomatik weiter zu bilden, Herr v. d. Ropp aus Lifland, Ihnen schon eine empfehlende Karte überreicht. Er ist ein sehr fleissiger und strebsamer Mensch und hat eine sehr gute Arbeit als Dissertation geliefert. Der andere, Bayer, ist ein Prager, der aber bisher ganz auf deutschen Universitäten studiert hat, in Leipzig, Heidelberg und hier, und der auch grossen Eifer und gutes Talent besitzt: er hat über die historia Friderici III des Aeneas Sylvius

gearbeitet und in den Ferien auch schon die Handschriften der dortigen Hofbibliothek benutzt. Mit beiden denke ich werden Sie zufrieden sein [1]).

Inzwischen hat Giesebrecht Ihnen ohne Zweifel den Wunsch der historischen Commission gemeldet, dass Sie Abels Karl den Gr. aufnehmen und zu Ende führen möchten [2]). Ich sehe wohl ein, dass es nichts ganz Befriedigendes hat eine begonnene Arbeit fortzuführen; doch ist ja was Sie übernehmen ein ganz selbständiges Stück, und leicht können Sie die Gelegenheit finden das zu ergänzen oder zu berichtigen was Ihnen im ersten Theil mangelhaft erscheint. Da bei Ihnen selbstverständlich keine Revision der Arbeit stattzufinden hat, würden Sie auf das Honorar von 15 Thalern per Bogen Anspruch haben und dies wohl Giesebrecht gegenüber bemerken dürfen, wenn er es nicht selbst schon geschrieben.

Von einer Wanderung der Historiker ist es vorläufig still. M. E. sollte man in Berlin suchen Sie dorthin zu ziehen [3]).

Hochachtungsvoll ergebenst
G. Waitz

Göttingen 29. Oct.
1871.

[70] *1872 Februar 12.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 12. Febr. 1872.

Hochverehrter Herr College.

Mit der größten Bereitwilligkeit habe ich die beiden H. H. von der Ropp und Bayer als ausserordentliche Mitglieder des Instituts zugelassen und, soweit ich konnte, auch bei ihren speciellen Arbeiten gefördert. Freilich gab es bis Weihnachten nur Vorlesungen und kleinere vorbereitende Uebungen, und grade seitdem wir eine grössere Aufgabe in Angriff genommen hatten, wurde ich durch eine noch nicht ganz behobene Fußgelenksentzündung in meiner Thätigkeit so behindert, daß ich die Arbeiten nur nothdürftig leiten konnte. So wird Dr. von der Ropp, der schon in Bälde Wien verlassen muß, von mir nicht viel mehr als einige Anregung er-

---

1) *Goswin Frh. von der Ropp, geb. zu Goldingen in Kurland 5. Juni 1850, gest. 17. Nov. 1919 in Marburg, u. Viktor Bayer, geb. 16. Jan. 1849 zu Prag, gest. 19. Mai 1912 in Berchtesgaden, beide a o. Mitglieder des Wiener Institutes.*

2) *Giesebrechts Brief vom 7. Okt. 1871 kam Sickel erst am 19. Juli 1872 zu: inzwischen waren die Unterhandlungen durch ein zweites Schreiben Giesebrechts, vom 25. Dezember 1871, in Fluß gekommen, wurden schriftlich u. mündlich auch mit Ranke geführt, scheiterten aber, da Giesebrecht für die hist. Kommission keine über 1879 hinausreichende Verpflichtung übernehmen, Sickel aber für die nächsten Jahre sich nicht verpflichten konnte.*

3) *Am 8. Dezember 1872 erging wirklich an Sickel die amtliche Anfrage wegen Annahme einer Berliner Berufung, vgl. Bresslau aaO. 503f. Die Ablehnung erfolgte, nachdem Sickel eine Zusage betr. Weiterführung der Unterhandlungen, die sich auf die Mon. Germ. bezogen, von dem österr. Unterrichtsminister erhalten hatte, durch Sickels Schreiben an Olshausen am 30. Dez. 1872; in Mitt. des Inst. 29, 554f. und im Biogr. Jahrbuch 13 hersg. v. Bettelheim 13, 69 irrig zum J. 1874.*

halten. Mit Dr. Bayer, der mir sehr gefällt, hoffe ich mich im Sommer eifriger als bisher beschäftigen zu können.

Von Giesebrecht erhielt ich, da sein erster Brief verloren gegangen war, erst zu Weihnachten den Antrag der h. Commission mitgetheilt. Ich nehme ihn an, habe aber doch gebeten daß mir betreffs der schon von Abel bearbeiteten Periode freie Hand gelassen werde. Die Jahrbücher Karl d. Gr. sollen eine Arbeit aus einem Gusse und in einem Geiste werden, und um die zu liefern, muß ich mir in dem betreffenden Punkte um so mehr Freiheit wahren, da ich jetzt beim besten Willen noch nicht sagen könnte, inwieweit mir in Hinblick auf die Fortsetzung A's Arbeit genügt, und ob ich mit Recapitulation und etwaigen Berichtigungen auskommen werde oder nicht. Ich hoffe, daß Sie meine Vorsicht und mein Vorgehn billigen. Meine Antwort ist, wie mir Giesebrecht schreibt, zunächst Ranke mitgetheilt worden[1]).

Indem Aschbach und Jäger pensioniert worden sind, haben wir hier Vorschläge für 2 Professuren zu erstatten. Bei den Verhältnissen in unserem Collegium und im Ministerium bangt mir vor der Aufgabe. Je häufiger schon bestimmte Namen, besonders Büdinger und Stumpf, genannt werden, desto mehr will ich in erster Linie dahin wirken, daß dem Bedürfniß entsprechend die eine Professur gradezu als solche für alte Geschichte erklärt, und daß dem zweiten der berufen werden soll, das ganze übrige Gebiet, also auch (neben Lorenz) österreich. Geschichte zugewiesen werde. Ueberdies halte ich es dem Ministerium gegenüber für gerathen, zwei Ternavorschläge zu machen, so daß 6 Historiker zu nennen sein würden. Wollen Sie mir betreffs des Vorschlags mit Rath an die Hand gehn, so werde ich sehr dankbar sein.

Am liebsten wäre mir gewesen, es hätte zugleich über meine Stelle verfügt werden können. Aber nachgrade schwindet mir alle Hoffnung auf Rückkehr nach Deutschland. Bisher habe ich manche Gelegenheit unbenutzt gelassen, hier meinen Wirkungskreis zu erweitern und zugleich meine Stellung zu verbessern; ich mochte mich nicht binden und mochte mir den Wechsel nicht zu schwer machen. Jetzt da sich in Folge der eingetretenen Vacanzen mir eine neue Gelegenheit darbietet, muß ich mit mir doch zu Rathe gehn.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr
ergebenster
Th. Sickel.

---

1) *Ranke schrieb am 2. Okt. 1872 hierüber an Giesebrecht, nachdem inzwischen, wohl im Sept., eine mündliche Verhandlung Rankes mit Sickel stattgefunden hatte, s. Ranke, Zur eigenen Lebensgeschichte (1890) S. 504.*

Georg Waitz und Theodor Sickel.

Ein Briefwechsel aus der Blütezeit der deutschen Geschichtsforschung.

Von

Wilhelm Erben.

Vorgelegt von A. O. Meyer in der Sitzung vom 26. November 1926.

II.

[71] *1873 März 16. Georg Waitz an Theodor Sickel.* (Antw. 29/6.)

Verehrtester Herr College!

Für Ihre freundlichen Zeilen und die in Aussicht gestellte Schrift danke ich sehr. Der unglückliche Anfang der Diplomata ist eine rechte Calamität, wird ja aber vielleicht die Entscheidung über das Ganze beschleunigen. Seit ich im vorigen Frühjahr die mir gemachten Anerbietungen rebus sic stantibus ablehnte, bin ich ohne jede officielle Kenntnis von der Lage der Dinge und dem was man beabsichtigt. Die Übertragung der Sache an die Akademie ist mir (wie auch Giesebrecht, Wattenbach usw.) contre coeur [1]): doch glaube ich muß man jetzt damit rechnen und nur dafür arbeiten, daß, ähnlich wie in München der Akademie die hist. Commission, der Berliner eine im Wesen selbständige Direction beigeordnet werde, bei deren Bildung angemessen die andern deutschen Akademien zuzuziehen wären. Ich bin entschieden für die Theilnahme Österreichs, außerdem für eine Vertheilung der Arbeiten unter 4—6 Leiter, wo Sie, Dümmler, Wattenbach in erster Linie in Frage kämen, eine Oberleitung durch ein von diesen und einigen sonst zu bildendes Directorium. In diesem Sinn habe ich einen Aufsatz geschrieben, den wohl die Sybelsche Zeitschrift später bringen wird, von dem ich Ihnen vielleicht vorher zu vertraulicher Kenntnisnahme einen Abzug senden kann [2]). Und da ich aus anderen Gründen nächste Woche auf einige Tage nach Berlin muß, werde ich wo ich Gelegenheit habe dafür sprechen. Übrigens schreibt mir eines der Mitglieder der Akademie, daß diese durchaus die Absicht habe alle geeigneten Kräfte heranzuziehen und auch Österreich durchaus

1) *s. Breßlau im N. Archiv 42, 500 ff.*

2) *s. Breßlau a. a. O. S. 506 und den folgenden Brief von Waitz.*

nicht auszuschließen gedenke. Von anderer Seite wird dagegen wohl noch immer an eine mehr monarchische Leitung gedacht. Aber auch die Verhandlungen mit Pertz sind noch keineswegs zu Ende.

Daß Stumpf im nächsten Heft von Sybel einen sehr ausführlichen Aufsatz über Vol. I der Diplomata veröffentlicht [1]), werden Sie wissen. Ich bin so sehr mit der Fortsetzung der V. G. und dadurch mit den späteren Jahrhunderten beschäftigt, daß ich zu einer selbständigen Prüfung noch nicht gekommen.

An Ihren Arbeiten für die Urkunden Heinrich II. nehme ich lebhaften Antheil und wünschte nur, daß Sie auf die Ottonen zurückgingen.

Hochachtungsvoll ergebenst

G. Waitz

Göttingen 16. März
1873.

[72] *1873 April 3.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 30/6)

Verehrtester Herr College!

Hierneben erhalten Sie den kleinen Aufsatz, auf den ich neulich verwies [2]). Es wird mich sehr freuen, wenn Sie mit meinen Ansichten im grossen und ganzen übereinstimmen. In Berlin, wo ich vorige Woche einige Tage war [3]), habe ich wenigstens nicht gerade Widerspruch gefunden. Wo ich Gelegenheit hatte, habe ich der vollen Theilnehmung Oesterreichs das Wort lebhaftest geredet, und auch Sybel, der mit mir zugleich da war, sprach sich entschieden dafür aus, wollte auch speciell mit Delbrück, den man für nicht ganz geneigt hielt, darüber sprechen.

Ihre Schrift erhielt ich den letzten Tag und habe sie gleich mit voller Zustimmung gelesen [4]). Ich hoffe dass K. Pertz hiernach den Versuch aufgiebt sich auch nur in der Leitung einer Abtheilung zu behaupten. — Der Vater war sehr stumpf, kaum fähig einen Gedanken bestimmt zu formulieren. Es ist ein trauriges Ende! — Die Sache mit der Akademie ist aber noch keineswegs geordnet, und man sah manchen Weiterungen entgegen.

Dies ist der Hauptgrund warum ich meinen Aufsatz für jetzt noch nicht habe erscheinen lassen. Nur ein paar Exemplare sind vorläufig näher Betheiligten vertraulich mitgetheilt, und so bitte ich auch Sie ihn vorläufig anzusehen [5]).

---

1) *Stumpf, „Über die Merovinger-Diplome in der Ausgabe der Mon. Germ. hist." in der Hist. Ztschr. 29, 343 ff., der SA. mit Widmung an Georg Waitz.*

2) *Waitz, „Die Zukunft der Monumenta", in der Hist. Ztschr. 30, 1 ff., vgl. den Brief vom 16. März 1873.*

3) *daraus ergibt sich, daß Waitz bei den zu Ende März 1873 zwischen der Berliner Akademie und Pertz geführten Übergabeverhandlungen (Breßlau im N. Archiv 42, 497 f.), was bisher unbekannt war, in Berlin gewesen ist.*

4) *Sickels Kritik gegen K. Pertz: „Mon. Germ. hist. Diplomatum imperii tomus I" Berlin 1873.*

5) *vgl. Breßlau a. a. O. 506.*

Dr. Bayers Reise nach Italien, dem Steindorff sich angeschlossen, begleite ich mit grosser Theilname. Ich hoffe dass Sie bald auch die Ottonen in Angriff nehmen und uns eine Diplomatik des Sächsischen Hauses geben[1]).

Ganz

Ihr ergebenster

Göttingen 3. April 1872[2]). G. Waitz

[73] *1873 Juni 30.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 30 VI. 73.
I Schotteng. 3.

Verehrtester Herr College

Mit Freuden entnahm ich den Briefen unsrer Fachgenossen, daß Ihre Ansichten über die Zukunft der Monumenta allgemeine Zustimmung fanden[3]). Da schien mir auch unausbleiblich daß die Berliner Kreise Ihre Vorschläge gutheissen oder sich aneignen. Aber seitdem Woche auf Woche vergeht, ohne daß etwas von Entscheidungen verlautet, wird mir wieder etwas bange. Ich kann speciell noch hinzufügen daß auch die oesterr. Regierung noch keinerlei Antwort auf ihre Anfragen und Anerbieten erhalten hat. — Dennoch kann ich nicht glauben was mir jüngst Stumpf hier erzählte, daß K. Pertz post tot discrimina rerum ruhig fortarbeite und sogar schon an Karolingerurkunden drucken lasse.

Für Ende September oder Anfang October halte ich mich frei um, je nach dem die Dinge stehn, mit Ihnen und andern Fachgenossen hier oder dort zusammentreffen und mündlich Rücksprache nehmen zu können. Ich bitte darum um Mittheilung Ihrer Pläne. Bis etwa 20 Sept. muß ich als Decan in Wien aushalten, so daß mich Briefe nicht verfehlen können.

Dr. Bayer wird noch die nordwestlichen Archive besuchen und so auch nach Göttingen kommen. Mich freut daß er Ihnen dann Einblick in seine Arbeiten wird bieten können. Ich bin in jüngster Zeit gefragt, ob ich B. für eine neu zu errichtende Lehrkanzel für Hilfswissenschaften in Prag (zunächst als ausserord. Prof.) empfehlen wolle. Ich halte das für allzufrüh und habe es vorgezogen, ihm selbst gar keine Mittheilung zu machen. Nicht wahr? damit sind doch auch Sie einverstanden.

Mit der größten Spannung erwarte ich die Fortsetzung der Verfassungsgeschichte. Wann können wir sie zu erhalten hoffen?

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr
ergebenster
Th. Sickel.

1) *die Inangriffnahme der ottonischen Diplome, welche bei Breßlau S. 588 wie ein erst 1875 aufgetauchter Vorschlag Sickels erscheint, war also schon 1873 von Waitz gewünscht worden, vgl. auch den Schluß des vorigen Briefes.*

2) *diese Jahreszahl steht im Original, sie beruht aber auf einem Versehen von Waitz; es muß, wie der ganze Inhalt zeigt, heißen* 1873.

3) *Sickel stand zur Zeit mit Dümmler, Wattenbach u. Weizsäcker im brieflichen Meinungsaustausch über die Mon. Germ.*

[74] *1873 Juli 13.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(erledigt)

Verehrtester Herr College!

Gar lange und mannigfach bin ich in Ihrer Schuld, habe Ihnen noch nicht einmal meine Theilnahme ausgesprochen zu der erfreulichen Wendung die Ihr häusliches Leben genommen, und deren Ausdruck ich bitte auch noch verspätet freundlich aufnehmen zu wollen [1]). Was dann vor allem die Monumenta-Angelegenheit betrifft, so bin ich auch lange ohne jede weitere Kunde gewesen, habe aber in diesen Tagen von verschiedenen Seiten etwas nähere Mittheilungen erhalten. Nach diesen ist einmal allerdings die Sache mit Pertz noch gar nicht befriedigend geordnet — sein Zustand ist, wie ich mich Ostern überzeugte, ein sehr trauriger, nicht schwach genug um ganz das Feld zu räumen, und viel zu schwach um es noch wirklich behaupten zu können [2]). Daß es der Sohn zu obtenieren denkt, ist wohl wahrscheinlich, und die Auseinandersetzung mit demselben wird eine Hauptschwierigkeit sein. Daß derselbe aber an den karolingischen Urkunden drucken läßt, ist, glaube ich bestimmt sagen zu können, unrichtig. — Beabsichtigt wird jetzt die Einberufung einer Commission von Sachverständigen, wo man namentlich auf Ihre Theilnahme rechnet. Wie sie gebildet und zusammengesetzt wird, weiß ich selbst nicht: nur höre ich daß mein Vorschlag: durch die verschiedenen Akademien, keinen Beifall gefunden. Ich hänge nicht an dieser Form und wünsche nur daß eine gefunden wird, welche die Theilnahme aller derer sichert auf die es ankommt. Diese Commission würde m. E. namentlich auch über die allgemeine Organisation der Arbeiten und damit auch über Anträge, die mir in dieser Beziehung gemacht sind, zu berathen haben. Sollte sich die Zusammenkunft, wie leicht möglich, bis in den Herbst hinausziehen, würde ich mich sehr freuen vorher einmal mit Ihnen zusammentreffen zu können, wozu ja die letzte Zeit des September wohl Gelegenheit bieten würde. Ich denke ja nach Nürnberg und München zu gehen, würde auch, wenn es sich paßt, nicht ungern einen oder ein paar Tage der Versammlung der Philologen in Innsbruck beiwohnen, wo Stumpf wenigstens in sein Haus eingeladen. Sie sagen mir wohl, ob hier oder wo und wann sonst ein Zusammentreffen Ihnen gelegen wäre. Vielleicht schlöße sich Freund Dümmler an.

Bayer einmal wieder hier zu sehen wird mich sehr freuen. Es ist schön, daß seine Studien bei Ihnen eine so bestimmte Richtung erhalten haben. Die Ausbeute der italienischen Reise an inedita kommt nun ins nächste Heft der Forschungen und ist bereits in der Druckerei. — Steindorff hat zu meiner Freude hier zunächst eine außerordentliche Professur für historische Hülfswissenschaften

---

1) *Sickel war seit Mai 1873 mit Anna Semper verlobt (am 15. Mai erzählte er es Faustus Pachler laut Eintrag in dessen in der Grazer Universitätsbibliothek verwahrtem Tagebuch); am 19. Juli erfolgte in Wien die Vermählung.*

2) *vgl. Breßlau im N. Archiv 42, 498f.*

erhalten[1]). Für Bayer schiene mir das allerdings auch etwas zu früh zu sein, zumal er noch gar nicht gelesen. Die Wahl ist freilich nicht groß, falls Sie nicht ältere Schüler haben. Von den meinen haben Koppmann und Schum am meisten diese Richtung eingeschlagen: doch ist jener jetzt ganz in hansischen und allgemein städtischen Dingen, dieser zu wenig erprobt: er hat Unrecht gethan nicht eine Zeitlang zu Ihnen zu gehen; will nun aber über die Kanzlei Lothars (III.) publicieren[2]).

Die V. G. schreitet wenn auch langsam fort. Ich kann mich nicht entschließen etwas drucken zu lassen, bis die ganze Periode ausgearbeitet, da doch das Spätere immer sehr viel Rückeinfluß auf früher Behandeltes hat. So wird wohl noch etwas Zeit hingehen bis ich drucken kann[3]).

Wie steht es denn mit Karl d. Gr. den wir von Ihnen hoffen?

Hochachtungsvoll
ganz Ihr
G. Waitz

Göttingen 13. Juli
1873.

[75] *1873 Juli 29.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 4/8.)

Verehrtester Herr College!

Im Verfolg meines letzten Briefes beeile ich mich Ihnen mitzutheilen, wie ich auf Aufforderung der von der Berliner Akademie vorläufig niedergesetzten Commission Ende voriger Woche einer Besprechung beigewohnt habe, die sich zunächst auf die einzuberufen(d)e Versammlung von Fachmännern bezog. Diese ist für Mitte October (12.) in Aussicht genommen. Die Einladung[4]) wird von der Berliner Akademie erfolgen, und wenn ich es auch anders gewünscht, so glaubte ich doch darauf nicht bestehen zu sollen, da es jedenfalls Aufenthalt, vielleicht Schwierigkeiten gegeben hätte, einen andern Modus zur Ausführung zu bringen. Man hofft mit Sicherheit, daß auch die Oesterreicher keinen Anstand nehmen werden zu kommen. Eingeladen werden ausser Ihnen Ficker und Stumpf (ausserdem Dümmler, Wattenbach, Giesebrecht, Stälin, Euler, Bluhme, Grotefend und meine Wenigkeit). Sollte bis dahin die Angelegenheit mit dem Oesterreichischen Beitrag nicht geordnet sein, so war die Commission einverstanden, wenn die Oesterreicher, d. h. vor allem Sie, die weitere Theilnahme von der Annahme desselben abhängig machten: man zweifelte nicht dass dies die Sache dann entscheiden würde[5]). — Absicht und dringender Wunsch ist

---

1) *Ernst Steindorff verlobte sich im April 1876 mit einer Tochter von Waitz, die Hochzeit erfolgte 13. März 1877 s. Eberhard Waitz, Georg Waitz S. 72.*

2) *Schum, Vorstudien zur Diplomatik Kaiser Lothars III. (Halle 1874).*

3) *die Bände 5—8 der Verfassungsgeschichte erschienen 1874—1878.*

4) *verbessert aus* Einberufung.

5) *vgl. was Breßlau a. a. O. 500 und 507 über den österr. Beitrag und die Einladungen zur Oktoberkonferenz erzählt.*

Ihnen die ganze Urkundenabtheilung zu übertragen. Da wird dann zu Anfang die Schwierigkeit mit K. Pertz hervortreten, der wohl nicht gutwillig von den Karolingern ganz weichen wird. Und die grosse Frage an Sie ist, ob Sie es für möglich halten, wie es ja früher Ihre Absicht war und Ihr Artikel es doch noch andeutet[1]), auf eine Art Gemeinschaft einzugehen, in der Art etwa dass er das nach seiner Meinung, wie ich glaube, ziemlich fertige Mss. Ihnen vorzulegen hätte[2]) und Sie die letzte Hand daran legten. Die Commission hat mich beauftragt in der Beziehung vertraulich bei Ihnen anzufragen. Ebenso würde es ihr erwünscht sein, jetzt oder bei der Zusammenkunft Ihre Ansicht zu erhalten über das was in Beziehung auf die publicierten Merovinger zu thun sein dürfte. — Übrigens, muss ich noch bemerken, ist die Absicht, meinem Vorschlag im allgemeinen entsprechend, die Leitung der Monumenta überhaupt einer Commission zu übergeben, die aus Mitgliedern der Berliner Akademie und Auswärtigen, namentlich den Leitern der einzelnen Abtheilungen, zusammenzusetzen, und[2]) die sich jährlich einmal in Berlin versammelt. Über ihre Organisation und Stellung zur Akademie wird auf der Zusammenkunft im October Beschluss zu fassen sein. Ich hoffe, dass die Sache so im ganzen in ein richtiges Gleiss kommt und kann nur bezeugen, dass ich bei den zunächst Betheiligten alle Bereitwilligkeit zu einer nach allen Seiten hin ausgleichenden und befriedigenden Behandlung der Sache fand. Möge dem nun namentlich auch Ihre Unterstützung entgegenkommen! —

Können wir uns vorher sprechen, so wird das wohl der weitern Verständigung nur förderlich sein, und ich sehe in der Beziehung Ihren Vorschlägen mit Interesse entgegen.

Ganz Ihr ergebenster
G. Waitz

Göttingen 29. Juli
1873.

[76] *1873 August 4.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 4 August 1873
I Schottengasse 3.

Hochverehrter Herr College.

Das sind ja recht erfreuliche Nachrichten, die Sie mir geben. Endlich also kommen wir einen Schritt weiter. Natürlich bringt uns das auch den Hindernissen näher, die zu überwinden sind, aber auch überwunden werden können, wenn auf allen Seiten Gemeinsinn und guter Wille herrschen.

---

1) *Sickel hatte in der oben bei Nr. 72 Anm. 4 genannten Kritik S. 78 zugestanden, daß Karl Pertz „sein relatives Verdienst bei andrer u. selbst bei dieser Arbeit nicht geschmälert" und ihm „in Anbetracht des mit Liebe ergriffnen Berufs nach dem Grade seiner Befähigung ein Antheil an der gemeinsamen Arbeit zugemessen bleiben" möge.*

2) *dieses Wort nachgetragen.*

Ich trage gern dazu bei, für heute durch offene Beantwortung Ihrer Fragen.

Der Einladung zur Versammlung in Berlin werde ich sicher Folge leisten, mögen sich die Regierungen bis dahin verständigt haben oder nicht. Daß ich aber die Annahme der mir für die Zukunft zugedachten Stellung davon abhängig machen muß, daß in Berlin auf die letzten durch mich veranlaßten Anerbietungen Oesterreichs [1]) eingegangen wird, werden selbst die Herrn in Berlin begreifen, besonders wenn ich auf die praktischen Seiten der Frage verweise. Soll ich hier in Wien die Arbeiten einer Abtheilung leiten, so benöthige ich eines Arbeitslocals, eines literarischen Apparats, zuweilen wohl auch eines Urlaubs, bin also immer und immer auf den guten Willen der Regierung angewiesen. Wie könnte ich auf den zählen, wenn die oest. Anträge zurückgewiesen würden?

Für mich persönlich ist es am schwierigsten K. Pertz gegenüber Stellung zu nehmen. Da ich seinen Rechtsanspruch nicht bestreiten kann noch mag, wäre es mir am genehmsten, wenn er die Karolingerdiplome allein u. auf eigne Verantwortung bearbeitete, und wenn ich gleich die sächsische Periode in Angriff nehmen könnte. Aber ich sehe voraus, daß man für den Ausfall seiner Arbeit bangt und daß die Commission deshalb auf solche Theilung nicht eingehn mag. Doch die gleiche Scheu, eines andern Arbeit mehr oder minder mit meinem Namen zu decken, habe ich und muß ich zumal in dem Augenblicke haben, da ich zuerst bei den Monumenta eintreten soll. Es scheint mir nämlich fast zu spät für das Arrangement, das die Commission im Auge hat und das Sie mir vorschlagen.

Ich schicke voraus, daß ich die Leistungsfähigkeit von K. P. jetzt nicht mehr so hoch anschlagen kann, wie ich es etwa 1867 that. Und wenn ich selbst nach der von ihm 1872 abgelegten Probe in meiner Broschure ihm einen Antheil an der Arbeit gewahrt wissen wollte, so dachte ich mir diesen Antheil doch als in ganz bestimmter Weise beschränkt. Ich weiß jetzt daß seine Befähigung nicht so weit reicht, die für diese Arbeiten erforderliche Methode ausfindig zu machen, und sind ihm auch auf dem Gebiete der Karolingerdiplome durch zahlreiche Vorarbeiten die Wege in etwas gewiesen, so traue ich ihm doch nicht zu, z. B. in der vielfach andern Art, in der die Urkunden der späteren Karolinger behandelt sein wollen, gleich das richtige getroffen zu haben. Was ich von ihm noch erwarte, ist dies: wenn ihm für einen gewissen Stoff die maßgebenden Gesichtspunkte vorgezeichnet worden sind und ihm auch noch im Laufe der Arbeit Rathschläge ertheilt werden, mag er sich wohl noch als guter Mitarbeiter bewähren. Von einer Verwendung in letzterem Sinne kann nun aber nicht mehr die Rede sein, wenn er, wenigstens der eignen Meinung nach, mit dem Manuscript für die Karolinger ziemlich fertig zu sein

1) *über dieses im Februar 1873 erfolgte Anerbieten der oesterr. Regierung s. Breßlau a. a. O. 500.*

glaubt. Ist wohl anzunehmen daß K. Pertz in dem einen Jahre seit Vollendung des Merovingerbandes gelernt haben soll, alle die dort gemachten Fehler einzusehn und zu vermeiden? Wird es somit genügen, daß ich oder ein andrer die letzte Hand an seine Arbeit legt, wird nicht vielleicht eine weitgehende Umarbeitung erforderlich werden? Auch sehr peinliche Verwicklungen könnten da eintreten, wenn wahr ist was mir von Berlin aus versichert wird, daß K. P. sich jeder Belehrung unzugänglich erweist. Kurz ich glaube erst eine Vorprüfung der Arbeit, soweit sie grade gediehen ist, vornehmen zu müssen, ehe ich eine bestimmte Erklärung über die gewünschte Gemeinschaft mit K. P. abgeben kann. Meinen Sie, daß solche vorläufige Prüfung ermöglicht werden kann, so bitte, tragen Sie Sorge daß auch K. P. in Berlin anwesend sei. Finde ich die Arbeit besser als ich erwarte, so werde ich mich darüber sehr freuen und ihm und seinen Interessen in jeder Weise entgegenkommen. Im andern Fall muß ich es der Commission überlassen, ob sie die Verantwortung für die neue Publication von K. P. auf sich nehmen will. — Noch einen Ausweg will ich übrigens andeuten. Würde Ihr von mir lebhaft unterstützter Vorschlag, die Ausgabe der Formeln mit der der Diplome zu verbinden, zum Beschluß erhoben, so verstände es sich ja von selbst, daß die Formeln vor den Karolingerurkunden zu edieren wären. Damit würde auch Zeit und Gelegenheit gewonnen, die neue Arbeit von K. P. eingehend zu prüfen und nach Bedarf zn revidieren.

Was die Merovingerdiplome anbetrifft, so bleibe ich, auch nachdem ich mit Stumpf ausführlich gesprochen habe, bei der Ansicht daß wir uns mit Nachträgen und Verbesserungen begnügen müssen, um alle verfügbaren Geldmittel und Arbeitskräfte auf die Publication der folgenden Abtheilungen verwenden zu können.

Eben erhalte ich die officielle Einladung nach Berlin zum 13. October. Grade sie legt mir noch einen Gedanken nahe. Sollte ich etwa einen detaillierten Arbeitsplan für die Diplomenbände entwerfen, so müßte ich doch den Stand der Vorarbeiten kennen. Andre werden denselben Wunsch hegen. Könnte es also nicht, etwa durch Ihre gütige Vermittlung, ermöglicht werden, daß die Eingeladenen, falls sie einige Tage früher nach Berlin kommen wollen, schon vor Beginn der Conferenzen Einsicht nehmen in das vorhandene Material?

Auch ich hege den Wunsch mit Ihnen noch vor dem 13. October zusammenzutreffen. Vom 23. Sept. an bin ich frei. Bitte, lassen Sie mich bis Mitte Sept. wissen, welches Ihre Reiseroute ist. Wenn irgend möglich suche ich Sie in München oder in Nürnberg auf.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr
ergebenster
Th. Sickel.

[77] *1873 September 14. Georg Waitz an Theodor Sickel.* (Antw. 24/9 nach Nürnberg).

Verehrtester Herr College!

Die unheimliche Cholera wird nach einer Mittheilung Giesebrechts zu einer Aussetzung oder Aufhebung der historischen Commissionssitzung in München führen. Dagegen denke ich zur Jahresconferenz des Germanischen Museums nach Nürnberg zu gehen und hoffe da auch Wattenbach und Grotefend aus Hannover, der auch zur Monumenta-Conferenz eingeladen ist, zu treffen. Könnten Sie um die Zeit nach Nürnberg oder in die Nähe kommen, wäre es sehr angenehm. Die Conferenz ist den 27ten September angesetzt, wird glaube ich kaum mehr als einen Tag in Anspruch nehmen [1]). Ich stehe vor und nachher zur Disposition.

Ob es rathsam ist Karl Pertz zur Conferenz nach Berlin kommen zu lassen, steht wohl dahin. Ich war dafür ihn und die anderen jüngeren Mitarbeiter förmlich zuzuziehen und glaubte dass das die Verhandlung und Entscheidung nur erleichtern würde. Aber die Herren von der Akademie waren dagegen, und so glaube ich ist es besser ihn auch ganz fernzuhalten und das zu beschliessen was nothwendig — und das ist ja vor allem eine Vorlage der Arbeit wie sie liegt. Ist Ihnen die Abtheilung der Urkunden übertragen und von Ihnen angenommen, so versteht es sich m. E. von selbst, dass Sie die Prüfung der Arbeit erhalten. Gewiss ist es wünschenswerth, wenn man dabei sagen kann, dass sein Antheil gewahrt werden soll, wenn überhaupt die Auseinandersetzung in glimpflichen Formen erfolgt. Das wünscht die Akademie lebhaft und kann ja nur allen Theilen recht sein. — Ihr Vorschlag erst die Formeln zu publicieren, darf gewiss auf allseitige Unterstützung rechnen — falls Sie die Ausgabe übernehmen wollen, die doch auch nach Rozière noch sehr nothwendig ist. Und zwar dünkt mich sollte man die alten Sammlungen möglichst zusammen lassen, da sie als solche auch ihren Werth und ihre Bedeutung haben.

Droysen hat mir inzwischen mitgetheilt, dass nach einer Mittheilung aus dem Reichskanzleramt das Verhältnis zu Oesterreich keinerlei Schwierigkeit machen werde. — Sehr hoffe ich, dass auch Ficker und Stumpf kommen. Leider entbehren wir den trefflichen Stälin [2]).

Mich wird jedenfalls bis zum 20. ein Brief hier treffen, wahrscheinlich auch noch einige Tage länger. In Nürnberg pflege ich ich im Rothen Ross zu wohnen. Vor oder nachher werde ich wohl einen Tag in Erlangen sein bei meinem Schwager Schelling [3]).

Hochachtungsvoll ergebenst

G. Waitz

Göttingen 14. Sept.
1873.

---

1) *über die Nürnberger Beratung, an der auch Stumpf teilnahm, s. Breßlau S. 507.*

2) *der Stuttgarter Bibliothekar Chr. Fr. Stälin, geb. 4. Aug. 1805, im J. 1864 von G. H. Pertz in die Zentraldirektion der Mon. Germ. aufgenommen, starb 12. Aug. 1873.*

3) *Paul Schelling, Prof. an der jurist. Fakultät zu Erlangen, der älteste Sohn des Philosophen, dessen Tochter Clärchen Waitz in erster Ehe zur Frau gehabt hatte.*

[78] *1873 September 24. Theodor Sickel an Georg Waitz.*

W. 24. IX. 73.

Hochverehrter Herr College.

Kaum von einem Unwohlsein, das man jetzt nicht vernachlässigen darf, hergestellt wage ich bei der jetzigen Witterung nicht zu reisen und namentlich nicht von Ort zu Ort zu reisen und mich da dem Wechsel von Wohnung Kost usw. auszusetzen. Ich gebe daher vorläufig die Fahrt durch Süddeutschland auf und werde, wenn nicht das Wetter wieder zum bessern umschlägt, auf möglichst directem Wege nach meiner Heimath u. von da nach Berlin fahren.

Etwa bis zum 6. October werde ich in Cönnern bei Halle a/d Saale verweilen, wohin ich mir auch vorkommenden Falls zu schreiben bitte. In Berlin treffe ich mindestens einige Tage vor dem 13. ein. Dort suche ich gleich Wattenbach auf, den ich zu grüssen bitte. Durch ihn hoffe ich zu erfahren, wann Sie in B. eintreffen und wo Sie absteigen. So wird es wohl möglich werden, daß wir uns noch vor dem 13. über einige Punkte aussprechen u. verständigen.

Es wäre mir sehr peinlich in mehr als einer Beziehung, der einzige zu sein der aus Oest. der Einladung Folge leistet. Vielleicht läßt sich aber Ficker doch noch überreden. Minister Stremayr hat ihn sehr dringend aufgefordert nach B. zu gehn, nachdem von dort der oest. Regierung eine besonders freundliche Antwort auf ihr Anerbieten ertheilt worden ist. Vielleicht haben auch Sie die Güte, F. noch zuzureden [1]).

Ich wünsche Ihnen glückliche Reise und freue mich, je mehr es nun hinausgeschoben wird, auf das Wiedersehn und auf das gemeinschaftliche Wirken.

Besten Gruß

Ihr
ergebener

Th. Sickel.

[79] *1873 Oktober 7. Georg Waitz an Theodor Sickel.*

Verehrtester Herr College!

Erst gestern Abend von meinem kleinen Ausflug zurückgekehrt, komme ich etwas spät zur Beantwortung Ihrer in Nürnberg vor-

1) *nachdem Ficker in einem Brief vom 6. Sept. Sickel die Gründe seines Fernbleibens auseinandergesetzt, am 7. aber die Einladung mit Hinweis auf Berufsgeschäfte abgelehnt hatte (Breßlau a. a. O. 501 u. 507), erhielt er am 27. Sept. gleichzeitig ein Schreiben des Unterrichtsministers v. Stremayr u. einen diesen Schritt des Ministers ankündigenden Brief von Sickel, die ihn beide zur Teilnahme an den Berliner Beratungen zu bestimmen suchten. Ohne Zweifel war es Sickel, der das Eingreifen des Ministers veranlaßt hatte. Ficker fühlte sich dadurch genötigt, seinen Standpunkt auch dem Minister darzulegen, und machte nun seine Teilnahme davon abhängig, daß das Ministerium seine gegen die Oberleitung durch die Berliner Akademie gerichteten Gründe sich zu eigen mache, ihm mit Vertretung dieser Auffassung betraue und Österreichs Teilnahme von Erfüllung seiner Forderungen abhängig mache (bei Jung, Jul. Ficker S. 446 fehlt dieser auf offizielle Vollmacht bezügliche Satz). So schrieb Ficker am 30. Sept. an Sickel, und da der Minister sein Verlangen nicht erfüllte, ging er nicht nach Berlin.*

gefundenen Zeilen. Hoffentlich haben Sie seitdem sich wieder ganz von Ihrem Unwohlsein erholt, das uns leider des Vergnügens beraubte Sie in Nürnberg zu sehen. Auch in Hoffnung darauf war Stumpf gekommen, der mir vorher von seiner Abneigung nach Berlin zu gehen, geschrieben und den ich deshalb dringend eingeladen sich wenigstens erst in Nürnberg einzufinden. Wattenbach, Grotefend und ich verhandelten dann mit ihm und gewannen ihm zuletzt das Versprechen ab zu kommen: er wird dann für weitgehendste Selbständigkeit der neuen Direction von der Akademie plädieren; wozu ja die Österreicher besonders berechtigt sind. Auch Giesebrecht wird ohne Zweifel in dem Sinn thätig sein. Leider Stälin uns fehlen. Daß Ficker nicht kommt, begreife ich, nachdem ich seinen Absagebrief auch an das Germanische Museum gelesen: er will einmal mit allen solchen gemeinschaftlichen Berathungen nichts zu thun haben. — An schwierigen Fragen im Allgemeinen und im Einzelnen wird es allerdings nicht fehlen, aber ich hoffe, wir werden einen Boden gemeinschaftlicher Thätigkeit finden.

Nach Berlin kann ich wohl erst den Sonntag Abend kommen, da ich Sonnabend ein Examen abhalten soll. Ich gedenke im Thiergartenhotel dicht am Potsdamer Thor abzusteigen. Sie werden, wenn Sie früher kommen, am besten wohl von Wattenbach erfahren, wie die Dinge in und außer Berlin angesehen werden, auch vielleicht mit Dümmler und andern eine Vorbesprechung halten können. Vielleicht daß auch Giesebrecht und Stumpf ins Thiergartenhotel kommen.

Obschon ich sehe, daß Sie nur bis zum 6. in Cönnern zu verweilen gedachten, weiß ich doch den Brief nicht anders zu adressieren und hoffe daß er Ihnen eventuell nachgeschickt werden wird.

In der Hoffnung auf baldiges Wiedersehen und gemeinschaftliche Thätigkeit in der wichtigen Angelegenheit

ganz Ihr
ergebenster
G. Waitz

Göttingen 7. Oct.
1873.

[80] *1873 Dezember 14* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 6/2 74.)

Verehrtester Herr College!

Professor Höfler schrieb mir vor einiger Zeit wegen der Prager Professur der Hülfswissenschaften die für Bayer in Aussicht genommen. Ich empfahl ihm Arndt, der mir dazu in jeder Weise geeignet erscheint und für den wie für die Monumenta eine Beförderung gewiss wünschenswerth ist. Da wahrscheinlich auch Sie in der Sache gefragt werden, möchte ich Sie bitten, wenn Sie in Ihrem Urtheil übereinstimmen, der Sache ein förderndes Wort zutheil werden zu lassen.

Mit Freuden ergreife ich die Gelegenheit Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin, der ich mich bestens zu empfehlen bitte, für die

freundliche Aufnahme meiner Tochter bestens zu danken. Der dortige Aufenthalt ist ihr natürlich sehr interessant, und sie wird davon eine Erinnerung fürs Leben haben.

Von Berlin habe ich nichts gehört als dass die Akademie unsere Vorschläge genehmigte. Das Weitere hängt nun wohl vom Reichstag ab.

In freundschaftlicher Ergebenheit
ganz Ihr
G. Waitz

Göttingen 14. Dec.
1873.

[81] *1874 Februar 6. Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 6. II. 74.

Hochgeehrter Herr College.

Am 14 Dec. baten Sie mich, wie früher schon in Berlin, W. Arndt's Sache ein förderndes Wort zu Theil werden zu lassen, wenn ich, wie wahrscheinlich, in der Sache gefragt würde. Mir schien es bisher keine grosse Eile zu haben, Ihnen zu berichten, wie wenig ich in dieser Angelegenheit zu thun in die Lage gekommen war, und so gedachte ich Ihnen erst zu schreiben, nachdem die hiesige Akademie in der Monumenta-Angelegenheit Beschluß gefaßt. Aber heute entnehme ich aus einem Stumpf'schen Briefe, daß — ich weiß nicht von welcher Seite, über mein Verhalten in der Sache A.'s falsche Nachrichten verbreitet und über mich ungünstige Urtheile gefällt werden[1]). Da ich nun nicht möchte, daß dergleichen auch Ihnen zu Ohren komme, schreibe ich nicht allein an Stumpf, sondern zugleich an Sie und erzähle ausführlicher, als ich es sonst zu thun für angemessen halte, was ich gethan habe. — Nach allem was ich bisher von Prag gehört habe und zwar von Verhältnissen und Personen, halte ich es für gerathen sich nicht in dortige Universitätsangelegenheiten zu mischen, und für noch gerathener, nicht andern Mühe und Verantwortlichkeit abzunehmen. Darum habe ich mich von Anbeginn an, da mir dies u. jenes zu thun zugemuthet wurde, ablehnend verhalten. In diesem Sinne habe ich auch Ihnen, als Sie mich in Berlin auf A. aufmerksam machten, vorsichtig geantwortet und keineswegs, wie Stumpf annimmt, ein bindendes Versprechen gegeben. Auch nach meiner Rückkehr nach Wien war meine Haltung durchaus reserviert. Zweimal gieng mir aus dem Ministerium mündlich die Aufforderung zu, mich zu äussern, ohne daß ich ihr Folge leistete. Ein einziges Mal (es mag Anfangs December gewesen sein) traf ich mit Höfler zusammen. Ich sagte auch diesem, daß ich ohne directe Aufforderung etwa des Prager Collegiums oder des Ministers mich jeder Äusserung

1) *Stumpf schreibt am 4. Febr. 1874 an Sickel: „Es wurde mir nämlich mitgetheilt, daß Sie trotz Ihres an Waitz gegebenen Versprechens für Arndts Candidatur seinerzeit eintreten zu wollen, beim Ministerium gegen dieselbe sich ausgesprochen hätten. Ich säumte nicht, dem entschieden entgegenzutreten“ usw.*

über den einen oder andern Candidaten enthalten würde[n]. Bei diesem Gespräche sagte ich des weitern: ich könnte mich auch in jedem Falle nur über wissenschaftliche Befähigung aussprechen, nicht darüber ob diese oder jene Persönlichkeit geeignet wäre für die ganz besondern Prager Verhältnisse; sich darüber ein Urtheil zu bilden, sei Sache der dortigen Collegen. Hierbei habe ich allerdings gegen Höfler geäussert, daß er sich über A. näher erkundigen möge, ob derselbe verträglich sei. Veranlaßt zu diesen Worten wurde ich durch eine frühere mehr als ein Jahr alte Mittheilung, dann dadurch daß ein anderer Prager Professor mir kurz zuvor dargelegt hatte, weshalb man in Prag besondern Werth auf gewisse persönliche Eigenschaften legen müsse. Daß ich unter solchen Umständen Höfler aufforderte sich zu informieren, kann ich verantworten. — Im December nun wurde ich vom Minister schriftlich aufgefordert, über Pangerl als den von Höfler eine Zeit lang vorgeschlagenen Candidaten zu berichten[1]); nach A. wurde ich nicht gefragt. Wissend daß auch solche Gutachten hier nicht geheim gehalten werden, habe ich meine Antwort reiflich erwogen und gewissenhaft abgegeben. Ich habe mich nur über P's Arbeiten ausgesprochen und habe dann gesagt, daß ich trotz jahrelanger Bekanntschaft gar kein Urtheil über seine Befähigung zum akad. Lehramt habe, also es den Pragern überlassen müsse, sich darüber und über andres Gewißheit zu verschaffen. Die Freunde P's haben mir gradezu vorgeworfen, ihm damit die Aussicht verdorben zu haben. — Von A. hatte ich also} gar[2]) nicht Gelegenheit in dem Gutachten zu sprechen. Später fragte mich einmal der Minister, wem von beiden, P. oder A., ich in wissenschaftlicher Hinsicht den Vorzug geben würde. Ich erwiederte: Arndt. Darauf aber erzählte mir der Minister, daß er brieflich vor A. gewarnt worden sei. Ich konnte natürlich nicht fragen, von wem der Brief sei. Dies Gespräch fand vor Weihnachten statt. Seitdem habe ich hier nicht ein Wort von der Prager Sache gehört noch geredet. Jetzt, nachdem mir aus Stumpfs Brief erst recht ersichtlich wird, wie arg intriguiert wird, werde ich mich vollends fernhalten.

Ich bin heute meiner sonstigen Gewohnheit, vertrauliche Gespräche mit einem Minister für mich zu behalten, untreu geworden; ich thue es nur, um mich gegen etwaige Anschuldigungen von Ihrer Seite zu verwahren; ich hoffe daß Sie von diesen Details keinen weitern Gebrauch machen.

Es hat meiner Frau und mir sehr leid gethan, daß wir durch Sorgen der Einrichtung, Familienbesuche u. Familienfeste in Anspruch genommen, Ihrer Fräulein Tochter so wenig bieten konnten.

---

1) *Mathias Pangerl, geb. 1834, Mitgl. des Wiener Institutes 1859—61, 1863—75. Museums- und Archivbeamter in Graz und Wien, erlangte 1875 die ao. Professur in Prag, starb 1879. Er bat Sickel als seinen einstigen Lehrer brieflich am 26. Juli 1873 um Beförderung seiner Prager Aussichten, von denen er erst wenige Tage zuvor die erste Andeutung von Sickel erhalten zu haben scheint und bei einem auf Sickels Veranlassung erfolgten Besuch bei Höfler unterrichtet worden war.*

2) kar *Original.*

Meine Frau läßt sich Ihnen und Ihrer Tochter empfehlen. — Ueber Monumenta schreibe ich nächstens. — In freundschaftlicher Ergebenheit

Th. Sickel.

[82] *1874 April 12. Georg Waitz an Theodor Sickel.*

Verehrtester Herr College!

Der Zweck dieser Zeilen ist Ihnen mit einem Wort den Dr. Heller zu empfehlen, dessen Arbeit über die spanische Aera Ihnen wohl zu Gesicht gekommen ist[1]. Er hat sich später mit politischer Geschichte des 13. Jahrhunderts beschäftigt[2] und wünscht jetzt noch näher in Paläographie und Diplomatik eingeführt zu werden. Sie werden einen frischen und strebsamen jungen Mann kennen lernen, der etwas Dauerndes verspricht[3].

Die Hoffnung uns diese Ostern in Berlin wieder zu sehen ist ja zu Schanden geworden, ich fürchte nicht zum Vortheil der Sache. Zunächst mag wohl die Verzögerung der Budgetfragen im Reichstag Schuld sein. Haupts Tod[4] ist aber jedenfalls auch ein Verlust, da er unter den Berlinern wohl am meisten wahres Interesse hatte. Dass auch Ihre Akademie Schwierigkeiten macht, ist mir nicht recht begreiflich, und hoffentlich doch zu überwinden.

Mir ist beim Überlegen der Dinge der Gedanke gekommen, ob es nicht am Ende doch besser sei die neuen Abtheilungen Diplomata, Epistolae, in dem kleinen Format zu publicieren. Dann würde man den 1. Band einfach in 2. Auflage neu bearbeitet herausgeben und so auch über diese Schwierigkeit hinwegkommen. Die Verlagshandlung ist auch bereit eine 2te Ausgabe der Scriptores in diesem Format zu geben, die Fortsetzung in beiden zu drucken. Es sind in der That nicht blos einzelne Bände vergriffen, sondern die ganze Auflage so gut wie verkauft, so dass ein Neudruck einzelner Bände ganz unthunlich wäre.

Vor längerer Zeit stellte Bayer eine Arbeit aus Ihrem Kreise über das Würzburger Herzogthum für die Forschungen in Aussicht. Eben ist ein Buch über den Gegenstand erschienen von einem Dr. Henner[5], das die Frage[6] jedenfalls nicht erledigt. Vielleicht giebt das Anlaß auf die Sache[7] zurückzukommen. Henner hat sich hier für nächstes Semester angemeldet.

Was den Gegenstand Ihres letzten Briefs betrifft, so begreife ich ganz, dass Sie nicht wohl für eine fremde Berufung sein

1) *Heller, „Über den Ursprung der sog. spanischen Ära", in der Hist. Ztschr. 31, 13 ff.*

2) *seine Dissertation, „Deutschland u. Frankreich in ihren politischen Beziehungen v. Ende des Interr. bis z. Tod Rudolfs v. H.", erschien 1874.*

3) *er war außerord. Mitglied des Wiener Instituts, dann Mitarbeiter der Mon. Germ., starb als Privatdozent in Berlin 28. Nov. 1880.*

4) *Moriz Haupt starb 5. Febr. 1874.*

5) *Theodor Henner geb. 1851 zu Würzburg, seit 1886 Prof. daselbst; seine Schrift über „die herzogliche Gewalt der Bischöfe von Wirzburg" erschien 1874.*

6) *verbessert statt* Gegenstand.

7) *verbessert statt* Frage.

oder gar wirken können, wenn in der Nähe geeignete Kräfte sich finden. Ich bin auch nicht blind gegen Schwächen die Arndt hat, glaube aber dass er diese Stelle wohl ausfüllen würde. Und zu Besorgnis wegen Mangel an Verträglichkeit ist wohl kein Anlass. Man hat ihm eher manchmal das Gegentheil vorgeworfen, zu viel Bereitwilligkeit nach verschiedenen Seiten. Dass mir übrigens Herrn Pangerls Ausgaben in den Fontes [1]) eine grosse Meinung für ihn beigebracht hätten, kann ich nicht sagen. Wie kann man jetzt noch Lateinische Urkunden mit moderner Orthographie publicieren?

Meine Tochter ist Ihrer und Ihrer Frau Gemahlin Freundlichkeit bestens eingedenk und bittet mit mir um eine Empfehlung an diese.

In freundschaftlicher Ergebenheit
ganz Ihr
G. Waitz.

Göttingen 12. April
1874.

[83] *1874 Juli 6.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 6 Juli 1874

Hochverehrter Herr College.

Es ist etwa zwei Wochen her daß ich erfahren habe, wie endlich hier die Monumenta-Angelegenheit zum Abschluß gekommen ist. Bis dahin hatte ich gegründete Hoffnung, daß die Regierung der Forderung der Academie (Parität mit Berlin) nicht beitreten werde. Hatte sie das doch der Academie selbst erklärt und diese zu nochmaliger Berathung aufgefordert, und hatten mir doch maßgebende Persönlichkeiten, als sie hörten daß die Academie bei ihrem ersten Beschlusse beharrte, die Forderung der Academie als unberechtigt und unbegreiflich bezeichnet. Ich habe nicht erfahren, was zuletzt den Umschwung im Ministerium herbeigeführt.

Ich greife in der Erzählung zurück. Als die Sache zum ersten Male in der Acad. zur Sprache kam, ward es mir klar daß die verkappten Czechen sie zu verschleppen und zu verderben suchten und daß bei vielen andern das Interesse nicht mächtig genug war, um die Bemühungen der principiellen Gegner scheitern zu machen. Allerdings fiel der weitgehendste Antrag: Oesterreich müsse ebenso viel Stimmen verlangen als das Reich (ursprünglich nannte man die Zahl 7, indem auch die alten Directoren mitgerechnet wurden, wollte dann bescheiden sein und sich mit 4 begnügen = Berlin und München). Aber nun wurde die Losung: die Würde der Academie erfordere Parität mit Berlin.

---

1) *Pangerl hatte in den Jahren 1865 und 1872 in Fontes rerum Austr. II, 23 und 37 die Urkundenbücher von Hohenfurt und Goldenkron herausgegeben; die Bemerkung von Waitz betr. die moderne Orthographie richtet sich gegen Fontes II, 37 S. II, wo Pangerl allerdings solche Wiedergabe ankündigt, aber „unter buchstäblicher Wiedergabe der Eigennamen u. der von solchen gebildeten Adjektiva sowie mit Bewahrung gewisser bei einzelnen Worten üblicher orthographischer Eigentümlichkeiten"; in Fontes II, 23 S. VI war nur Wiedergabe „mit größtmöglichster Genauigkeit" versprochen.*

Stumpf versuchte mich zu überreden, darauf einzugehn. Er meldete mir, daß auch Sie damit einverstanden seien [1]). Das alles konnte mich nicht umstimmen. Von all den Gründen die ich hatte, will ich nur zwei hier anführen. Hätte die hiesige Academie drei Vertreter zu entsenden, so würde bei dem jetzigen Verhältnisse in der Klasse aller Wahrscheinlichkeit nach als dritter ein Mann gewählt werden, der der Sache todtfeind ist und dabei eine wissenschaftliche Null ist. Wichtiger ist meine andre Erwägung. Berlin und München hatten bereits einfach dem Entwurfe zugestimmt. Nun rüttelt Wien an ihm und nötigt so zu neuen Unterhandlungen. Gewiß kommt Oesterreich dabei nicht besser fort. Bin ich recht unterrichtet, so wird nun vorgeschlagen, alle 3 Academien gleichzustellen. So erhält Wien die geforderte Parität. Aber sollte Berlin jetzt nicht noch andre Modificationen beantragen?

Ich habe mir hier, solange die Sache noch in Schwebe war, alle erdenkliche Mühe gegeben, ich habe es über mich ergehen lassen daß man meine politische Gesinnung und Haltung verdächtigt hat. Ich bin erst in der Academie unterlegen, ich bin dann in andern Kreisen noch getäuscht worden. Jetzt halte ich nur noch daran fest daß die Mon.-Angelegenheit endlich geordnet werde[n]. Ob und in welcher Form sich Oesterreich betheilige, ist mir nach solchen Erfahrungen gleichgiltig geworden; es ist ja doch darauf kein Verlaß.

Gründlich verstimmt über den schleppenden noch von Woche zu Woche wechselnden Verlauf habe ich auch Ihnen nicht schreiben mögen. Es wurde mir auch heute sehr schwer, um so mehr da ich noch nicht alles erzählen kann.

Andres zu schreiben behalte ich mir für den nächsten Brief vor. — Meine Frau läßt sich Ihnen und den Ihrigen empfehlen.

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr
ergebener
Th. Sickel.

[84] *1874 Juli 12* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

Verehrtester Herr College!

Für die nähere Mittheilung über den Verlauf der Monumenta-Angelegenheit in Wien danke ich bestens: einiges hatte mir Stumpf geschrieben. Wenn er Ihnen gesagt, daß ich mit der Forderung der Akademie einverstanden, so ist das freilich nur sehr beschränkt richtig. Auf ein Telegramm, das eben solche Rückantwort forderte,

---

1) *Stumpf hat, wie er am 21. April 1874 Sickel schreibt, die Mitteilung Sickels über die von der Wiener Akademiekommission aufgestellte Paritätsforderung (Breßlau a. a. O. 513) telegraphisch an Waitz weitergegeben und dessen Antwort auf ebensolchem Weg Sickel mitgeteilt; der Wortlaut dieses Telegramms liegt nicht vor, in dem Brief vom 21. April legt Stumpf Gewicht auf das Zusammengehen mit Waitz, ohne dessen Stellung genau zu kennzeichnen.*

erwiederte ich, daß ich persönlich nichts dagegen hätte, über Berlin und München, wonach er auch fragte, natürlich nichts sagen könnte. Wäre jenes Ihrer beider oder der österreichischen Regierung Forderung vorigen Herbst gewesen, gewiß hätte ich mich dafür erklärt, und es wäre ohne Zweifel durchgesetzt. Nun hat es die Sache sehr hinausgezogen, wenigstens ½ Jahr, und stellt eigentlich alles in Frage. In Berlin ist mit Haupt die treibende und zugleich einigende Kraft gestorben: was die Akademie jetzt thut, scheint mir sehr zweifelhaft. Auch München kann neue Schwierigkeiten machen, und man weiß gar nicht, wer eigentlich genehmigen soll, da die Commission ad hoc gar nicht mehr existiert. Aber Sie haben das ja Alles selbst angedeutet, und ich sage es nur, um zu bemerken, daß ich wahrlich nicht mit der Forderung jetzt einverstanden bin, vielmehr, je lebhafter ich mich für die Verständigung mit Österreich interessiert, je mehr diesen Ausgang beklage. Ich habe trotzdem die Berliner gebeten es nun zu acceptieren, habe aber keinerlei Kunde, wie die Sache steht, und ob bis zum Herbst irgend etwas in der Sache geschieht. Mir persönlich ist das wegen anderer Arbeiten ganz recht. Aber im Interesse der Monumenta ist es wahrlich nicht.

Für die freundliche Aufnahme, die Dr. Heller bei Ihnen gefunden, sage ich Ihnen den besten Dank.

Meine Tochter läßt sich mit mir Ihrer Frau Gemahlin bestens empfehlen. Hoffentlich sehen wir uns Ende September in München.

Hochachtungsvollst
ganz Ihr
ergebenster
G. Waitz

Göttingen 12. Juli
1874.

[85] *1874 Oktober, 30.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 30 Okt. 1874.

Hochverehrter Herr.

Vor allem will ich Ihnen berichten, daß v. Arneth mir gegenüber Recht behalten hat. Gleich bei meiner Ankunft in Wien erfuhr ich Folgendes. Die Berliner Zuschrift war sofort der betreffenden Commission der Academie überwiesen. In dieser (Fiedler ausgenommen, der sich consequent ablehnend verhielt) allgemeiner Jubel über die Nachgiebigkeit der Berliner bezüglich des Stimmenverhältnisses und gar keine Erwägung über die neuen Bedingungen. Auf Antrag der Commission beschloß die Klasse am 7 Oktober, ohne nur den Inhalt der Berl. Zuschrift zu beachten und ohne Discussion, das neue Anerbieten mit Dank anzunehmen[1]. Die gleiche Auffassung herrscht im Ministerium: man hat mir von dort

1) *über diesen in Abwesenheit Sickels gefaßten Beschluß der Wiener Akademie, durch den der Wohnsitz des Vorsitzenden der Zentraldirektion an Berlin gebunden wurde, s. Breßlau a. a. O. 516.*

aus Glück gewünscht, daß noch mehr als ich angestrebt habe erreicht worden sei. — Was wir zuvor in München berathen und beschlossen, hatte v. Arneth, wie er mir mittheilte, nur Fiedler erzählt und der hat davon weder in der Commission, noch in der Klassensitzung Gebrauch gemacht. Die Berliner werden sich vor Freude die Hände reiben.

Nun zu den Münchner Urkunden [1]). Bei unsrer ersten flüchtigen Einsichtnahme mußte ich sagen daß die Schrift von geübter Kanzleihand sei. Bei eingehender Prüfung am nächsten Montag kam ich dann doch zu anderm Ergebniß, und als ich die Stücke im Zusammenhang durchlas, tauchten mir auch wieder die Bedenken auf, die mir schon bei der Lecture der Bresslau'schen Drucke gekommen. Gewiß war der Schreiber beider Stücke mit den Kanzleibräuchen vertraut und auch in der diplom. Schrift geübt; dennoch läßt sich hie u. da die Künstelei erkennen, namentlich wo ein Buchstabe erst anders angesetzt u. dann nach einer Vorlage umgestaltet ist. Ferner kommen Abkürzungen vor, welche sich erst in Diplomen des XI Jahrhunderts eingebürgert haben. Ich habe mich auch überzeugt daß beide Diplome von derselben Hand geschrieben sind, die sich aber bemüht in dem einen Falle der Schrift aus der Zeit Otto I, in dem andern Falle der aus der Zeit O. III möglichst nahe zu kommen. Ja auch die Datierung in Bresslau n° 63 ist von derselben Hand, wie besonders die im Context u. im Datum sich wiederholende Verbindung ct beweist. Damit daß beide Stücke von einer Hand geschrieben, ist schon über die Originalität der Stab gebrochen. Ich füge gleich hier hinzu, daß auch Rieger, der es in der Schriftvergleichung sehr weit gebracht u. im August die sämmtlichen Wirzb. Urk. untersucht hat, zu demselben Ergebniß betreffs beider Urk. gekommen ist wie ich. Nach Rieger ist auch Stumpf n. 1310 von derselben Hand gefälscht und diese Hand weist er als Hand eines Wirzb. Schreibers zur Zeit K. Konrad II nach. — Wie gesagt, erregte mir auch die Fassung, als ich dieselbe im Zusammenhang las, Verdacht und zwar stiessen mir dieselben Ausdrücke u. Wendungen auf, die ich mir früher schon in meinem Bresslau-Exemplar angestrichen hatte. Es wird genügen daß ich aus Br. n° 63 einige Stellen hervorhebe. Correct ist: ut nullus iudex ... in ecclesias aut loca ... ad causas audiendas ... ingredi non praesumat, u. so etwa wird der Inhalt der Immunitäten auch da in der narratio angegeben, wo überhaupt der Inhalt der zur Bestätigung vorgelegten Urkunden resumiert wird. Davon weicht doch n° 63 stark ab: quatinus nullus iudex ... servos etc. Unerhört ist ferner cum pro d e i tum pro nostrae ... c o n i u g i s ... amore. — Diese vorläufigen Bemerkungen genügen wohl zur Begründung meines Urtheils daß Br. n° 63 u. 65 falsch sind. Ich werde übrigens

---

1) *es sind die Würzburger Fälschungen DO. I. 454 und DO. III. 432, die dann noch im selben Jahr auch von Stumpf eingehend untersucht wurden; ein mir vorliegendes Exemplar von Stumpf, Wirzb. Immunitäturkunden ist mit Widmung vom 12. Nov. 1874 versehen, Sickel konnte also Stumpfs Ergebnisse zur Zeit noch nicht kennen, u. Waitz erwähnt ihrer auch am 8. Nov. noch nicht.*

mit Rieger die Untersuchung der Wirzb. Diplome fortsetzen u. Ihnen weiteres mittheilen.

Der Brief an Dr. Rieger ist besorgt.

Mit hochachtungsvollem Grusse
Ihr
ergebenster
Th. Sickel.

[86] *1874 November 8.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 15/12.)

Verehrtester College!

Besten Dank für die Mittheilung über die Würzburger Diplome, die ja damit aus der Reihe der echten Zeugnisse scheiden, dafür wohl einen vordersten Platz in der Reihe mittelalterlicher Fälschungen erhalten. Denn geschickter werden wohl wenige gemacht sein. Und recht den Grund gerade dieser vermag ich nicht zu ersehen. Es freut mich sehr, wenn Sie die Sache da weiter verfolgen und helleres Licht in die immer noch — trotz Henner — dunkele Sache bringen.

Sehr interessirt hat mich natürlich der Verlauf der Monumenta-Angelegenheit in Ihrer Akademie. Ich halte es jetzt für ganz aussichtslos mit unserem Münchener Antrag [1]) durchzukommen und sehe die einzige Hülfe in einem Compromiß auf Grund der jetzt gegebenen Facta, wie es denn nur durch eine neue Conferenz möglich sein würde. Curtius schreibt mir, daß man dazu in Berlin auch geneigt sei, auch keine Schwierigkeit machen werde den Stellvertreter ganz fallen zu lassen und anderes zu modificieren, nur an dem Vorsitzenden in Berlin festhalte. Und dagegen glaube ich wird nichts zu machen sein: das wäre auch factisch doch der Fall gewesen, da die Akademie voraussichtlich gegen jede andere Wahl ihr Veto gebraucht hätte. Sie wissen, daß ich einen Vorsitzenden in dem Sinn wie die übrige Commission überhaupt nicht wollte. Auch jetzt glaube ich hängt das was er sein und bedeuten wird ganz davon ab, was er außerdem von den einzelnen Abtheilungen übernimmt, und wie viel Zeit und Kraft er der Sache widmen kann. Will man dauernd eine Stellung begründen, die es einem möglich macht das als Lebensaufgabe zu betrachten, so wird das doch nur in Berlin sein können; wenn anders, kann m. E. jeder von den dortigen Historikern auch die mehr formellen Functionen eines Vorsitzenden übernehmen; die Arbeiten gehen dann ganz an die Directoren der Abtheilungen über. So kann ich in dem einen oder andern Sinn dem Antrag nicht entgegen sein, und wünsche auf dieser Grundlage eine Einigung, um nur endlich aus den Formen zur Sache zu kommen. Denn das ist wahrlich nöthig. Wieder ist ein ganzes Jahr nutzlos verstrichen; die Hülfsarbeiter wissen nicht aus noch ein; K. Pertz zieht seine 1000 Thl. und arbeitet an Karolingischen

1) *Breßlau a. a. O. 516.*

Urkunden. Sonst ist für den Druck wenig vorbereitet, auch, wie Arndt meldet, für die Fortsetzung der SS. wenig in den Papieren gefunden. Ich bin der Meinung, die Conferenz müßte diesmal auch gleich auf materielle Fragen, die nächsten Arbeiten, den Neudruck, die Ordnung der Geldverhältnisse eingehen. — Schon sind 3 Mitglieder der vorigen Conferenz in Jahresfrist dahingegangen, mit Bluhme's sehr zu bedauerndem Tod[1]) auch wieder ein Platz in der künftigen Direction erledigt. — Wann die Conferenz berufen werden wird, sehe ich allerdings noch nicht; wahrscheinlich doch wohl erst wenn der Reichstag die höhere Dotation bewilligt hat. Vielleicht giebt die Wiener Akademie Ihnen und Stumpf dann gleich Vollmacht auf Grund, des gleichen Stimme in die übrigen Modificationen zu willigen. — Auch Grotefends Tod[1]) hat mir sehr leid gethan: er hat im Stillen die größten Verdienste um die Sache gehabt.

Ganz Ihr
ergebenster
G. Waitz

Göttingen 8. Nov.
1874.

[87] *1874 Dezember 15. Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 15 XII. 74.

Hochverehrter Herr College.

Mit einem eigenthümlichen Geständniß komme ich heute. Ich weiß nämlich nicht, ob ich es Ihnen Dank wissen soll oder nicht, daß Sie mich in München zu einer Untersuchung der streitigen Wirzb. Urkunden veranlaßt haben. Als ich Ihnen in Kürze schrieb daß ich beide Stücke aus innern und äussern Gründe(n) verwerfe, habe ich vielleicht auch schon gemeldet, daß mir die betreffende Frage so ganz geeignet scheine in diplomatischen Uebungen erörtert zu werden, daß ich sie deshalb auf die Tagesordnung meiner Institutsübungen setzen wolle. So geschah es und zwar waren es zunächst Rechtsinhalt und Fassung die ich mit meinen Schülern näherer Prüfung unterzog. Da traf nun Stumpfs Schrift ein und sie wurde nun zugleich mit den Arbeiten von Henner u. Bresslau eingehender Kritik unterworfen. Das ist nun für mich eine sehr mühsame Arbeit geworden. Denn Stumpf berührt ja da so ziemlich alles was über Diplome des X. u. XI. (Jhdts.) zu bemerken ist, greift da zwar nur einmal offen, aber an andern Stellen doch in einer mir sehr verständlichen Weise mich oder Bayer u. Rieger an (er hat ja mir und diesen wiederholt Vorstellungen gemacht, daß wir auf falschen Wegen wandeln), stellt eine ganze Reihe von dem Diplomatiker nicht unwichtig erscheinenden Sätzen auf, führt als Belege für dieselben Urkunden zu Dutzenden auf. Mußten nun schon bei

1) *Karl Ludwig Grotefend, der verdiente Korrektor der Mon. Germ. (Breßlau 256 f.), starb am 27. Okt., Friedr. Bluhme, der Leges-Herausgeber, am 5. Nov. 1874.*

der ersten Lecture in mir starke Zweifel gegen die Richtigkeit der St'schen Behauptungen auftauchen, so noch mehr als ich den Belegen Stück für Stück nachgehend, constatierte daß St. zuweilen auf gut Glück citirt, d. h. in Hülle und Fülle Urkunden, die entweder nichts für seine Behauptung oder auch gradezu gegen dieselbe beweisen. Da habe ich denn sehr viel Zeit darauf verwandt, seinem Buche in alle Einzelheiten nachzugehn, habe freilich dabei für mich sehr viel gelernt, bin aber an St. stark irre geworden. Ich weiß nun nicht, was ich mit den Ergebnissen dieser etwa vierwöchentlichen Arbeit machen soll. Bisher habe ich stets abgelehnt, Anzeigen über St's Publicationen zu schreiben. Auch jetzt habe ich dazu trotz seiner Provocation keine Neigung: einmal weil ich doch St.'s Verdienst als Sammler durchaus anerkenne und dem durch den Nachweis der Unzuverlässigkeit nicht nahe treten mag; dann auch weil es die Grenzen einer Anzeige weit überschreiten würde, die zu hunderten zählenden Fehler aufzudecken. Ich dachte zuweilen an anderweitige Verwendung, d. h. daran, mich auch meinerseits vernehmen zu lassen etwa über die Wirzb. Fälschungen oder über die Einrichtung der Kanzlei unter den Ottonen oder über das Formelwesen des 10. Jahrhunderts. Aber auch das könnte nicht ohne Polemik geschehn, die ich grade in diesem Falle vermeiden möchte. So habe ich denn eben das St'sche Buch zugeschlagen und werde diesen Streit vielleicht ganz auf sich beruhen lassen. Aber, wie ich mich auch nicht gescheut habe Ficker u. Dümmler meine Meinung über St's Arbeiten mitzutheilen, spreche ich sie auch Ihnen gegenüber aus und gehe sogar noch in Einzelheiten ein, die Sie wohl interessiren mögen, weil sie in Ihre eignen Arbeiten eingreifen.

Wenn St. doch beherzigen wollte, was Sie in V. G. 5, 119 über die Entwicklung im 10. Jhdt. sagen. Denn mir scheint, er kann sich von der Voraussetzung nicht los machen, daß das ganze Kanzleiwesen systematisch geregelt und daß alle Geschäftsführung musterhaft gewesen sei, wozu dann noch kommt daß er politische Tüchtigkeit und geschäftliche für identisch hält. So geht er gradezu darauf aus, Ordnung und Regelmässigkeit allüberall zu finden, z. B. S. 40—42. Da wird aus jedem Ausnahmsfall eine Unterregel gemacht, so daß dann allerdings keine Abweichung mehr bleibt. So soll der ursprünglich deutsche Kanzler Liudolf seit 3. I 965 auch die Geschäfte der ital. Kanzlei besorgt haben, was ausdrücklich nicht als Provisorium sondern als Definitivum bezeichnet wird: nach Ausweis der Regesten ist aber St. 346 die einzige ital. Urk. mit der Unterschrift des Liudolf u. dies erklärt sich wohl einfach daraus, daß der ital. Kanzler Liutgerus den nach Deutschland heimkehrenden Kaiser nicht begleitet haben mag. Oder St. läßt die deutsche Kanzlerstelle erledigt sein und deshalb den ital. K. Ambrosius durch 10 Monate hindurch die Geschäfte auch der deutschen Kanzlei besorgen. Nun erscheint aber der bisherige deutsche K. Liudolf noch in St. 560, ist also bei K. Otto II geblieben und nur aus diesem Grunde wurden die zwei während des damaligen Aufenthalts des Kaisers für Deutschland ertheilten Diplome von dem bei ihm

weilenden it. K. Ambrosius unterfertigt. In ähnlicher Weise erklären sich fast sämmtliche hier von St. angeführten Fälle. Da Sie die Kanzlei doch auch in der V. G. berühren werden, bitte ich Sie jedenfalls alle diese Angaben von St. erst selbst zu prüfen.

Ich gehe zu St's Abschnitt II S. 52 über. — In seinen Reichskanzlern I hat St. die Formeln nicht mit einem Wort berührt. Er hat deren Bedeutung für diplom. Kritik erst jetzt kennen gelernt, er hat sich auch die zum Theil von mir vorgeschlagenen Ausdrücke angeeignet — aber viel weiter hat er es in dieser Richtung nicht gebracht. Ich gebe zu daß bei dem Umfang der Aufgabe die er sich gestellt, ein Eingehn in diese Seite des Urkundenwesens kaum möglich ist; aber dann sollte sich St. auch nicht auf ein Gebiet begeben, auf dem er kaum orientiert ist, und sollte noch weniger Behauptungen wie S. 58 aufstellen. Hier steht wieder die vorgefaßte Meinung von regelrechtem Vorgehn der Kanzlei der Erkenntniß des Werdens u. der Mannigfaltigkeit im Wege. Die Uebersicht in N. 109 zeigt, daß sich St. nicht einmal klar gemacht hat, was für diese Zeit zu den Immunitätsurkunden zu zählen ist, daß er die Fortbildung des Instituts nicht kennt, die allerdings die Anwendung älterer Dictamina nicht ausschloß, aber doch in zahlreichen neuen Stilisirungen zum Ausdruck kam, daß er ebensowenig die mannigfaltige Modification der Verhältnisse kennt, die sich gleichfalls in mannigfaltigen Fassungen abspiegelt. So läßt sich bei jeder der S. 58 aufgestellten Kategorien (abgesehn davon daß sich St. [sich] selbst widerspricht, wenn er in der dritten u. vierten, von ihm durch entweder — oder geschiedenen Gruppen Korvei u. Pfeffers aufzählt) entweder die Unrichtigkeit der Beispiele darthun oder gegen seine Beispiele eine gleich grosse Anzahl widersprechender Fälle anführen. Ich habe mir wirklich die Mühe gegeben, sämmtliche auf Immunität bezüglichen Diplome bis in die Zeit Heinrichs II zu vergleichen, fast so eingehend wie einst die der Karolinger u. da bin ich zu dem gradezu entgegengesetzten Resultate gekommen: bei der Abfassung der Urkunden ist auf die besondern Verhältnisse und Umstände sehr viel Rücksicht genommen [1]). Und damit komme ich auf den einen die Wirzb. Urk. betreffenden Punkt. Natürlich verwerfe ich dieselben nach wie vor, ja jetzt mit besserem Recht als da ich Ihnen zum ersten Male schrieb. Aber ich kann nur einen einzigen von St. bezüglich des Inhalts u. der Fassung geltend gemachten Grund (daß imperavimus ungebräuchlich ist) unterschreiben, muß alle andern seiner Gründe bestreiten. Also vor allem was er von der Beständigkeit der Formeln sagt. Hätte es im Wirzburger Sprengel besondere Klassen wie bargilden usw. gegeben, so wäre eine Erwähnung derselben und eine Regelung ihrer Stellung in den Immunitäten ganz am Platze gewesen. Hier will ich übrigens mich selbst berichtigen. Ich nahm früher daran Anstoß daß in dem Satz der narratio „quatinus nullus iudex“ nicht die res ecclesiae folgen, sondern gleich von den homines die Rede ist. Nun habe

1) *Waitz hat sich diesen Satz am Rand durch zwei Striche hervorgehoben.*

ich aber gefunden, daß im 10 Jhdt. vielfach die familia in den Vordergrund tritt[1]) oder auch ausschließlich selbst in der dispositio genannt wird: cf. St. 67, 70, 891 (beiläufig: die Serie für Hamburg stößt auch das um, was St. vom Gebrauch der Formeln sagt). Ja auch daß servi zuerst, dann erst liberi genannt werden, ist nicht selten, begegnet in der echten Wirzb. Urk. St. 1563, in St. 984 für Essen, in den Werdener Urk. St. 30, 60, 887 etc., bis in St. 1853 es umgekehrt heißt liberi, servi (so recht traue ich freilich den Werdener Urk. nicht). Doch daran halte ich fest: in dem Satz (Bresslau nº 63) „quatinus nullus iudex — ullo umquam tempore praesumat" ist der Schreiber aus der Construction gefallen, wie das wohl Dictatoren der k. Kanzlei nicht widerfahren ist: Für cum pro d e i tum pro nostrae ... c o n i u g i s ... a m o r e habe ich nicht in einer Urk. ein Analogon gefunden. Sigilli nostri impressione wird von St. mit Unrecht beanstandet. Aus Bresslau nº 65 hebe ich noch als anstössig hervor: praesul m o r i b u s e t vita p r o b a t i s s i m u s n o b i s q u e o b s u a m e r i t a carissimus (Praedicate, die O. III. niemand giebt; dieser Wirzb. Heinrich wird sonst wie andre Bischöfe nur venerabilis, venerandus genannt; besonderes Lob wird ihm nur in St. 1224 gespendet, in einer Urkunde die auch noch eingehend geprüft sein will); avusque noster m a g n i n o m i n i s Otto (mir auch in Dipl. nicht begegnet); sub inmunitatis suae c l i p e o (wohl erst im 11 Jhdt nachweisbar) usw. Kurz je mehr ich mich jetzt in Ottonische Urkunden eingelesen, umso anstössiger sind mir beide Urkunden. Bresslau vertheidigt eine schlechte Sache, auch hat er doch noch nicht Originale genug gesehn oder dieselben doch nicht mit scharfem Blick geprüft. Aber darin wie er die Dinge angreift, scheint er mir selbst dem πολύτροπος St. voraus zu sein.

Recht lebhaft dachte ich, wie ich jetzt hunderte von Diplomen durchforschte, an die gratia regis, die Sie zu verfolgen mir erzählten, desgleichen an die intervenientes, die jetzt Ficker verfolgt. Beide Aufgaben erscheinen mir sehr dankbar.

Daß Ficker die Böhmer'schen Regesten neu edieren läßt (durch einen seiner früheren Schüler, der jetzt nach Wien übersiedelt ist), wissen Sie wohl schon. Wir streiten noch darüber, mit welcher Periode da begonnen werden soll. Dabei erörtern wir, da ich Rücksichtnahme auf die Diplome in den M. G. h. wünsche, auch die Frage der Abtheilungen für die M. Ficker verhält sich natürlich noch sehr abwehrend u. ungläubig, während ich, seit Bismarck dem Bundesrathe die Vorlage gemacht, doch die Hoffnung hege, daß die Centraldirection 1875 gebildet werden und sofort frisch an die Arbeit gehn wird. Darum halte ich jetzt auch retrospective Betrachtungen für überflüssig. Ich wünsche nur daß es Ihnen möglich gemacht wird als Vorsitzender nach Berlin zu gehn. Hier in Wien kümmert sich jetzt niemand um die M. G. h. Daß die Akademie St. und mir, die wir ja doch wohl gewählt werden müssen, zur rechten Zeit die rechte Vollmacht gebe, muß allerdings angestrebt werden.

---

1) *auch dieser Satz ist von Waitz am Rand mit zwei Strichen bezeichnet worden.*

Ich bitte Sie, wenn die Dinge soweit gediehn sind, Arneth zu schreiben. Von Seiten des hiesigen Ministeriums ist kaum ein Hinderniß zu befürchten. Soweit ich augenblicklich Fühlung habe, ist man stolz darauf die Parität doch erreicht zu haben.

Wir Professoren haben jetzt hier eine schwierige Stellung. Das Ministerium war im vollen Recht, gegen Uebelstände an der Universität einzuschreiten. Aber es hätte nur zunächst abstellen sollen, was durch seine eigne Schuld an Mißbräuchen eingerissen ist, und es hätte seine Beschwerden über einzelne Glieder der Universität nicht ausposaunen sollen. Nun wirft sich auch die ganze Meute der durch das Gesetz von 1873 aus der Universität vertriebenen Doctorencollegien auf uns, u. hinterdrein kommen auch noch die Kläffer der Journalistik. Ich sehe noch argen Conflicten entgegen. Mir ist das um so peinlicher, da ich an Vahlens Stelle [1]) zum Prorector erwählt sehr leicht in die Kämpfe hineingezogen werden kann.

Das ist ein langer Brief geworden. Aber, ich hoffe, der Hauptinhalt interessiert Sie. Daneben mögen Sie ihm entnehmen, daß ich mich wieder mehr in Urkunden vertiefe und mich auf die grosse Arbeit, die mir wohl bevorsteht, vorzubereiten suche. Hand in Hand damit geht daß ich mir auch ein paar neue Hilfsarbeiter heranzubilden suche.

Mit bestem Gruß, auch von meiner Frau

Ihr ergebenster

Th. Sickel.

[88] *1875 März 21.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 23/3.)

Verehrtester College!

Lange bin ich Ihnen den Dank schuldig geblieben für Ihren letzten ausführlichen und inhaltsreichen Brief, von dem ich mir so manches gleich für die V. G. angeeignet habe.

Aber der Winter ließ mich auch zu dem Aller Nothwendigsten kaum kommen. Nachdem meine Frau mir Anfang Januar einen kleinen Sohn geschenkt [2]), folgte Krankheit auf Krankheit aller Familienglieder, und ich selbst mußte einen ungeschickten Fall thun, der mich nöthigte 14 Tage steif zu liegen und noch jetzt den Gebrauch des einen Beins sehr genirt. Da sind alle Arbeiten, Briefe etc. ins Stocken gekommen.

Nun aber mahnt auch die erfreuliche Aussicht Sie bald persönlich zu begrüßen. Mommsen schreibt mir gestern daß man beabsichtigt die Zusammenkunft auf den 7. April anzuberaumen. Früher könnte Stumpf nicht, später will Giesebrecht nicht gern und würde es ja auch der Vorlesungen wegen nicht passen.

---

1) *der Philologe Joh. Vahlen nahm die Berufung nach Berlin an.*

2) *das am 8. Januar 1875 geborne Söhnlein, Hartwig getauft, starb 6. Febr. 1882, Eberhard Waitz a. a. O. S. 65 u. 72, vgl. unten Nr. 126.*

Zu thun werden wir wohl genug haben, Formalia und Materialia, da es doch dringend Noth thut daß nun ernstlich ein Plan der nächsten Arbeiten festgestellt und Hand ans Werk gelegt wird.

Mit den Wahlen, denke ich, können wir zufrieden sein[1]). Mich freut auch die Theilnahme von Hegel. Für Bluhme[2]), meine ich, wählen wir Wattenbach, so daß dieser gleich beitreten und an den Sitzungen theilnehmen kann. Dümmler wünscht selbst das nächste Jahr noch außen zu verbleiben[3]), wird dann aber wohl für eine Abtheilung zu gewinnen sein.

Eine Hauptschwierigkeit sehe ich in Karl Pertz, dessen finanzielle Stellung ja von dem Reichskanzleramt garantirt sein soll. Sonst habe ich in Beziehung auf die Diplomata sehr an das Expedium gedacht, mit einer neuen Ausgabe der Merovingica in kleinem Format zu beginnen und nur diese dann fortzusetzen. Die Verlagshandlung wird dabei keine Schwierigkeit machen.

Bleibt man bei der Absicht mich zum Vorsitzenden zu wählen, werde ich mich ja entschließen müssen Michaelis nach Berlin zu übersiedeln. Leicht wird mir der Entschluß in der That nicht. Gerne hätte ich Sie da als Director der Preussischen Staatsarchive zur Seite gehabt[4]); doch man sagt Sie würden es nicht thun.

Alles Weitere dann hoffentlich bald mündlich.

Ganz Ihr
ergebenster
G. Waitz

Göttingen 21. März
1875.

[89] *1875 März 23.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 23 März 1875

Hochverehrter Herr College.

Sehr erfreut über Ihren Brief, namentlich da ich höre daß es Ihnen wieder gut geht, will ich gleich einiges antworten. Daß wir

1) *d. h. mit den im Februar und März 1874 erfolgten Wahlen der Vertreter, welche die Akademien von Berlin, München und Wien in die Zentraldirektion entsandten; es waren Waitz und Mommsen, Giesebrecht und Hegel, Sickel und Stumpf, s. Breßlau S. 522*

2) *über Friedrich Bluhme, der seit 1822 mit G. H. Pertz in enger Freundschaft verbunden, seit 1866 in der Zentraldirektion saß, vgl. oben Nr. 86.*

3) *ich glaube freilich* ver zu bleiben *lesen zu müssen.*

4) *Sybel hatte nach Dunckers Rücktritt Arnold Schäfer für die Direktion der preuss. Staatsarchive empfohlen, nahm aber dann selbst an (s. Varrentrapp in der Hist. Bibl. 3, 136 und einen Brief von Nitzsch im Archiv f. Kulturgesch. 8, 351); daß vorher auch Sickel in Betracht gezogen wurde und nicht ganz abgeneigt war, anzunehmen, darf, trotz dieser Bemerkung von Waitz, aus persönlichen Erinnerungen von Prof. Wilhelm Sickel und aus der zurückhaltenden Antwort, welche Sickel im nächsten Briefe Waitz gab, geschlossen werden. Auch die am 4. Mai 1875 von Sickel in einem Brief an Sybel aufgeworfene Frage: „Wie steht es mit Schäfer?" deutet auf persönliche Anteilnahme Sickels an dieser Besetzungsfrage. In der (Berliner) National-Ztg. vom 27. Juni 1875 schrieb B(ernhard) S(imson) über das preußische Archivwesen; dabei nannte er als für Dunckers Nachfolge in Betracht gezogen auch Droysen und Treitschke, empfahl aber Sickel als Leiter einer in Berlin zu errichtenden Archivschule.*

uns in Berlin so bald als möglich durch W. verstärken, halte ich für selbstverständlich. Ueber K. Pertz' vertragsmässige Stellung, seine Absichten usw. muß ich erst vollständig aufgeklärt sein, um zu wissen wie ich mich verhalten soll. Damit hängt für mich aber auch die Frage zusammen, ob jetzt in erster Linie eine neue Ausgabe der Merov. DD. in Angriff zu nehmen ist oder nicht. Ich für meinen Theil wünsche, u. zwar ebenso im Interesse der neuen Direction wie im eigenen, daß die Serie der DD. mit einer ganz neuen und auf neuer Grundlage beruhenden Abtheilung beginne. Was hindert uns denn, wenn K. P. die Karolinger in Pacht genommen hat und nicht fahren lassen will, zu gleicher Zeit die Edition von DD. einer der folgenden Perioden in Aussicht zu nehmen? Doch wird jede Entscheidung auch davon abhängen, in welchem Zustande wir die Vorarbeiten finden. Ich meine, wir müssen, ehe wir einen Finanz- u. Arbeitsplan aufstellen, wissen was von dem vorhandenen Material brauchbar ist u. was nicht. Insofern mache ich mich auf lange u. tüchtige Arbeit in B. gefaßt. Ich hätte darum auch eine frühere Einberufung gewünscht. Hier, wo die Vorlesungen früher als bei Ihnen beginnen und nur bis Mitte Juli dauern, komme ich ohnedies schon in grosse Verlegenheit, wie ich mein starkes Pensum bewältigen soll. Weil ich in B. zahlreiche Sitzungen u. daneben andre Arbeiten erwarte, lasse ich, wenn auch ungern, meine Frau in Wien zurück. Um Ihnen allen näher zu sein, werde auch ich in das Thiergartenhotel kommen, ich müßte denn noch erfahren, daß Sie eine andre Wahl treffen.

Auf die leise Andeutung am Schluß Ihres freundlichen Briefes kann ich nur erwiedern, daß, wenn auch jeder von uns in solchen Fällen persönliche Vortheile u. Nachtheile abwägen muß, doch die wichtigere Frage ist, wo und womit man der Sache besser dienen zu können meint. Das hat auch vor zwei Jahren bei mir den Ausschlag gegeben. Ich habe damals unter anderm zur Bedingung meines Verbleibens in Wien die Betheiligung von Oesterreich an den MGh. gemacht, d. h. ich habe verlangt daß man eine schon erfolgte Ablehnung förmlich zurücknehme. Und hätte ich nicht eine Zusage in diesem Sinne erwirkt, so wären die dann aufgetauchten Schwierigkeiten wohl kaum überwunden worden. So habe ich damals der Sache gedient. Was diese in der Zukunft erheischt, kann ich dermalen so wenig als andre übersehn. Aber ich wünsche daß man in Berlin, was Vergangenheit und Zukunft anbetrifft, mein Verhalten im rechten Lichte betrachte [1]).

Mit einer Abhandlung über die Handschriften mit Alcuinbriefen bin ich eben fertig [2]); ich hoffe auch da einer Ausgabe in den MGh. vorgearbeitet zu haben.

Mit hochachtungsvollem Gruß und auf frohes Wiedersehn

Ihr

ergebenster

Th. Sickel.

---

1) *s. Anm. 4 zum vorigen Brief.*

2) *Sickels „Alcuinstudien I“ erschienen noch 1875 in den Sitzungsber. der Wiener Akad. 79, 461—550.*

[90] *1875 Mai 6.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 16/5)

Verehrtester Herr College!

Mit lebhaftem Bedauern habe ich von dem Unfall gehört der Sie betroffen und freue mich nur daß das Schlimmste vorüber ist. Hoffentlich läßt es keine schlimmen Folgen zurück.

Ich habe inzwischen einiges in Gang zu bringen gesucht. Wegen der Stempel hatte ich eben an Mommsen geschrieben, ob er sie besorgen wolle oder ich es hier thun solle. Hoffentlich schickt er Ihnen bald einen solchen. Auch mir wäre er erwünscht für die Papiere die ich hierhergenommen oder nachgeschickt erhalten habe für Dr. Heller, der mit Anfang Mai eingetreten ist — zunächst ja an Scheffers Stelle [1]).

Zu der Benützung der Papiere gebe ich die nach § 15 erforderliche Erlaubnis [2]) und werde in Betreff Mühlbachers es auch an Ficker melden, der sich an mich gewendet.

Leider lehnt er selbst jede Betheiligung an den Arbeiten ab, was man ja aber wohl erwarten mußte.

Auch Boretius machte anfangs einige Schwierigkeiten, hat dann aber die neue Ausgabe der Capitularien übernommen. Sohm die Lex Salica und Ribuaria. Dagegen will keiner von beiden etwas von den Formeln wissen. Vielleicht finden Sie Rath. Sollte nicht Ihr Vetter [3]) sich unter Ihrem Beirath dazu geeignet und geneigt finden? —

Die Buchhandlung hat im allgemeinen unsere Bedingungen acceptirt. Sie erhebt nur Einwendungen gegen den Druck von SS. XIV und XV, gleichzeitig in 2erlei Format, solange nicht die neue Ausgabe der ersten Bände in diesem erschienen. — Die Frage ist ja wegen der Formatfrage überhaupt wichtig, in der wir Ihre Vorschläge zu erwarten haben. Ohne denen irgend vorgreifen zu wollen, bemerke ich nur, daß das von mir selbst empfohlene Format der Hanserecesse sich jedenfalls nicht zu einem Paralleldruck eignet, überhaupt fast reichlich weitläuftig ist, wenigstens erheblich weniger bringt als der Foliodruck, so daß wir noch mehr oder dickere Bände als hier erhalten werden. Ein passendes Format für alle Publicationen zu finden, scheint mir in der That große Schwierigkeit zu haben. Jedenfalls wird es gelten Öconomie mit gutem Aussehen und Zweckmäßigkeit zu verbinden.

Könnte man nicht auf die Urkunden das Verfahren bei den SS. anwenden, daß wörtlich wiederholte Theile aus älteren Urkunden mit kleinerer Schrift gedruckt würden? Es hätte den Vortheil, daß man den ganzen Tenor hätte, zugleich sähe was formelhafte Wiederholung ist, kleine Abweichungen durch Sperren bemerklich machen könnte. Ich habe schon immer in diesem Sinn die Frage

---

1) *Scheffer-Boichorsts Mitarbeiterschaft (N. Archiv 42, 451ff., 542) endete zu Ostern 1875 mit dessen Ernennung zum ao. Prof. in Gießen.*

2) *s. den Abdruck der Statuten von 1875 im N. Archiv 1, 7ff., u. 42, 517ff.*

3) *der Rechtshistoriker Wilhelm Sickel, vgl. oben Nr. 48.*

der Authenticität (verschieden von Echtheit) auf Urkunden angewandt. — Für unechte würde noch ein dritter Typus zu wählen sein.

Vom Reichskanzleramt habe ich leider in meiner Angelegenheit noch nichts erhalten und kann also über meine Übersiedelung noch immer zu keiner Bestimmtheit gelangen, was anfängt recht unangenehm zu sein.

In dem Bericht für die Reichs- und kais. österreichische Regierung habe ich den Punkt wegen freier Benützung der Archive und Bibliotheken hervorgehoben. Gewissermassen in Anwendung davon habe ich neulich an Birk geschrieben und ihn gefragt, ob ich ohne diplomatische Vermittelung Handschriften der Hofbibliothek erhalten könne. Hoffentlich geht es.

Mit bestem Gruß
ganz Ihr
ergebenster
G. Waitz

Göttingen 6. Mai
1875.

[91] *1875 Mai 20.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(*Postkarte, gestempelt:* Göttingen 20/5, Wien 22/5).

An Herrn Professor Sickel
an der Universität
in Wien
I. Schottengasse 3.

Bei Ihrem vorgestern erhaltenen Briefe der nicht geschlossen war — fehlte die angekündigte Druckprobe, während die Bemerkungen dazu vorhanden waren. Ich habe sie etwa unter Kreuzcouvert besonders erwartet, aber bisher nicht erhalten, und melde es daher jetzt, zu gefälliger Ergänzung. Weitere Antwort später.

20. Mai 1875. Ergebenst G. Waitz

[92] *1875 Juni 2.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 8/6.)

Verehrtester Herr College!

Schon früher würde ich Ihre freundliche Zuschrift mit den nachfolgenden Proben beantwortet haben, wenn ich nicht die Absicht gehabt diese Woche nach Berlin zu gehen und gedacht da am besten die Druckfrage einmal mit Mommsen und den andern Mitgliedern besprechen zu können. Nun habe ich das bis nächste Woche aufschieben müssen und will da nicht zögern Ihnen wenigstens erst meine Ansicht zu sagen. — An sich finde ich beide Proben elegant und in vieler Beziehung ansprechend, würde übrigens die erste Schrift vorziehen.

Ein Bedenken das ich habe bezieht sich auf beide oder vielmehr ist unabhängig von beiden. Es ist die Vorfrage, ob an dem Beschluß festgehalten werden soll, Bd. XIV und XV in beiden

Formaten Seite auf Seite zu drucken. Das würde mit diesem Satz nicht möglich sein, da wenn auch ungefähr der Inhalt der Zeilen, nicht die Zahl derselben sich decken. Die Hahn-Grotefendsche Probe hat 33 Zeilen — 27 von Ihnen. Das würde sich ändern bei engerem Zeilendurchschuß, und ich möchte wohl bitten, wenigstens eine Seite so setzen zu lassen. Es ist selbstverständlich, daß engerer Satz weniger elegant ist; aber wir sollen ja auch auf Öconomie in den Kosten des Ganzen ausgehen.

Ich lege noch ein Probeblatt ein[1]), das Hahns für das Neue Archiv haben machen lassen und das mir nicht misfällt.

Jenen Beschluß wegen Bd. 14 und 15 kann man aufheben, der Localausschuß wenigstens, wie ich glaube, beschließen, sich bei der Wahl des Formats und Drucks nicht von ihm bestimmen zu lassen. Allein es ist nicht das Einzige das in Frage kommt.

Wir haben ja einen Neudruck der alten Bände im Auge. Bei Ihrem Satz würde der Umfang der neuen Bände, abgesehen davon daß manches hinzukäme, nicht dem der alten entsprechen können, oder sie würden ganz unverhältnismäßig stark werden. Einige müßte man geradezu in 2 (Bänden), oder in 2 Abtheilungen theilen. Das sind Übelstände über die ich noch nicht recht hinauszukommen weiß.

Allerdings bliebe noch die Möglichkeit, bei gleichem Format die Sachen verschieden, enger und weniger eng zu drucken. Aber so recht gefällt mir das auch nicht.

Sehr dringend möchte ich dann bitten, bei dem Verfahren der Monumenta, das auch in Reichstagsacten und Hanserecessen befolgt ist, zu bleiben und alle eigene Zuthat in Überschriften, Noten etc. cursiv zu geben (in den Mon. ist es nur unrichtiger Weise nicht auf die erklärenden Noten ausgedehnt). Sie haben das Gegentheil gewählt, das leicht stört. Ich wünschte auch die Angaben der Quellen und die literarischen Noten noch kleiner und enger gesetzt, schon um einen schärferen Unterschied von den erklärenden hervortreten zu lassen. — Der Petitsatz auf der letzten Probe für abgeleiteten Text entspricht ganz meinen Wünschen. — Bei Bezeichnung der Texte würde ich Zahlen den Buchstaben vorziehen; doch ist das von geringem Belang. — Für richtig halte ich das Notenzeichen vor der Interpunction zu setzen, also auf der 2. Probe nicht: presumat;[e] — sondern: presumat[e]; wie es anderswo beim . auch steht. — Druck mit Weglassungen wie Nr. 817 ist mir unbehaglich und möchte ich davon abrathen.

Nun einiges Allgemeine. Loersch in Bonn hat die Reichsgesetze übernommen und wird da wohl manchmal in die Lage kommen Ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen. — Behrend macht Hoffnung auf die Lex Wisigothorum. — Für die Formeln wird auch der junge Richthofen empfohlen, der die Lex Thuringorum bearbeitet hat[2]), und mit dem ich, wenn Ihr Vetter Bedenken hat, einmal sprechen werde.

---

1) *dieses Blatt (S. 100, das Vatikanische Archiv behandelnd) liegt dem Or. des Briefes bei.*

2) *über K. Fr. Frh. v. Richthofen u. Hugo Loersch vgl. Breßlau a. a. O. 445 f., 583 f., wo aber die Zusage von Loersch irrig zu 1877 gesetzt u. von Behrend nicht die Rede ist.*

Meine persönliche Sache steht jetzt so, daß ich wohl für den Winter zunächst mit Urlaub unter Vorbehalt meiner hiesigen Stellung nach Berlin gehen werde. Ich habe ihn noch nicht, aber die vorläufige Zustimmung des Ministers.

Darum werde ich mich nun ernstlich nach einer Wohnung umsehen und bei der Gelegenheit einiges mit dem Localausschuß besprechen; was namentlich das Verhältnis zu Hahns, die Octavausgaben welche fehlen u. a. betrifft. Können Sie uns bis dahin noch eine engere Probe resp. Ihre Bemerkungen zu obigen unmaßgeblichen Äußerungen mittheilen, wird es sehr willkommen sein, da es allerdings wichtig ist über Format und Druck so weit ins Reine zu kommen, daß der Druck der Deutschen Chroniken im Juli anfangen kann.

Den Stempel werden Sie erhalten haben.

Heller ist seit 1. Mai hier und in guter Thätigkeit zunächst bei staufischen Sachen.

Auf einen Brief an Birk wegen Benützung von Handschriften der Hofbibliothek habe ich gar keine Antwort erhalten. Mögen Sie vielleicht gelegentlich fragen wie die Sache steht.

Ganz Ihr
ergebenster
G. Waitz

Göttingen 2. Juni
1875.

[93] *1875 Juni 10.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 27/7.)

Verehrtester Herr College!

Einliegend sende ich Ihnen 4 nach einer Vorlage von Ihnen gemachte Probedrucke, die die Hahnsche Hofbuchhandlung in Hannover hat anfertigen lassen.

Als Preise für Satz und Druck bei Auflage von 750—800 (ich hatte vergessen die Zahl anzugeben) ohne Papier giebt sie an: 1.50 M. 2.52 M. 3.55 M. 4.57 M. den Bogen Quart zu 8 Seiten gerechnet.

Ich gehe Freitag Abend auf 2—3 Tage nach Berlin und würde mich ein Brief oder sonstige Mittheilung unter der Adresse des Thiergartenhotels oder Mommsens treffen.

Wenigstens über das Format und ob auf Paralleldruck mit der Folioausgabe zu halten müssen wir uns möglichst bald einigen, da der Druck der Deutschen Chroniken im Juli beginnen kann. Ich theile Ihnen und Giesebrecht sofort die Ansicht mit die in Berlin die Majorität gefunden.

Freundschaftlich und ganz ergebenst
G. Waitz

Göttingen 10. Juni
1875.

[94] *1875 Juni 16.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 20/7; *dann getilgt und ersetzt durch:* Antw. 27/7.)

Verehrtester Herr College!

Beiliegend das Resultat der Berliner Besprechung, so viel sie das Format betraf, das ja nun der buchhändlerische Ausschuß zu genehmigen, resp. zurecht zu stellen hat. Leider traf Ihre neue Probe erst nach der Sitzung ein, sonst würde ich mich für diese erklärt haben, will aber, da Sie ihr selbst nicht günstig sind, nicht darauf zurückkommen.

Was den Paralleldruck betrifft, so kam er freilich nie bei den Diplomata in Frage, war aber für SS. XIV und XV der Scriptores beschlossen, was bei dem nun gewählten Druck wegfallen muß. Außerdem wird es bei einem Neudruck der SS. nicht möglich sein die bisherige Bändezahl innezuhalten, wenn man nicht die einzelnen sehr viel stärker machen will, was sich gewiß nicht empfiehlt. Aber ich habe diese Bedenken fallen lassen, und halte nur an dem fest was die Hahnsche Hofbuchhandlung in Beziehung auf engeren Satz bemerkt. Ihre Probe I macht mit dem weiten Zwischenraum zwischen den Worten und dem vielen weißen Papier mir einen entschieden unruhigen Eindruck.

Die Bezeichnung der Quellen, Handschriften etc. ist zu den Dingen gerechnet, wo die Abtheilungen selbständig verfahren mögen. Ich halte bei den SS. entschieden Zahlen fest, aber so daß Buchstaben für verschiedene Recensionen bleiben, also A 1. 2. B 1. 2. möglich ist.

Von dem aus Florenz versprochenen Nachweis über die Italienischen Archive wußten die Mitarbeiter nicht daß er jemals eingegangen, glaubten es auch nicht; jedenfalls sei er nicht unter dem Apparat vorhanden. (Weiland wollte sich weiter erkundigen.)

Indem ich diesen generell für die Leges durchging, kam ich bald zu der Anschauung, daß manches für die Neubearbeitung und Fortsetzung der Reichsgesetze wichtige Material unter die Urkunden gelegt (sei). Es scheint mir demnach sehr wünschenswerth, daß Professor Loersch in Bonn, der jene übernommen, etwa Ostern während der Plenarversammlung nach Berlin komme und sich mit Ihnen über eine Ausscheidung verständige. Es trifft ja hauptsächlich erst die spätere Zeit. Überhaupt ist er ja wesentlich auf Urkunden und Briefe angewiesen. Aber auch Briefe liegen vielfach unter den Urkunden.

Für die Bemühung bei Birk danke ich sehr. Die Sache hat ja freilich keine große Eile; ich wollte nur gerne wissen, wie die Sache liege. — Zu meinem Schauder erfuhr ich in Berlin, daß mein gleich nach der Sitzung erstatteter ausführlicher Bericht von der Akademie noch nicht an das Reichskanzleramt befördert, während ich glaubte, daß er längst auch in Wien angekommen sein müsse.

Meine Angelegenheit ist jetzt so geordnet, daß ich für den Winter (resp. bis Neujahr) von dem Cultusministerium Urlaub erhalte und daraufhin nach Berlin übersiedele. Und so habe ich

denn auch jetzt eine — leider sehr theure, aber gut gelegene — Wohnung gemiethet.

Ganz Ihr

ergebenster

Göttingen 16. Juni 1875. G. Waitz

[95] *1875 Juli 23.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(*Postkarte, abgestempelt:* Göttingen 24/7, Wien 26/7 75).

An Herrn Professor Sickel
in Wien
I Schottengasse 3.

Heute den Umlauf erhalten. Werde wenn irgend möglich noch einen veranstalten und bitte um gefällige Nachricht, wie lange derselbe Sie in Wien trifft, oder wo sonst. Eile, glaube ich, hat die Sache allerdings, da ich nicht daran glaube, dass ein Band von c. 60 Quartbogen = 480 Seiten oder mehr bei späterem Anfang bis Ostern fertig wird, was doch alle wünschen. Ob ich nach München kommen kann ist wenigstens zweifelhaft. Mit bestem Gruss

Göttingen 23. Juli 1875 G. Waitz

[96] *1875 August 4.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 6/8.)

Verehrtester Herr College!

Besten Dank für Ihren Brief. Sie erhalten nun hierbei die neue Sendung, die hoffentlich die Sache zu einem Abschluß bringt. Mir ist selbst allerdings sehr wichtig die Sache streng nach den Beschlüssen der Plenarversammlung zu ordnen, da ich kein Präcedens der Abweichung ohne allerdringendste Noth mag: es gilt da vielleicht principiis obsta. Aber man muß in Zukunft auch so viel wie irgend möglich die Sachen hier zur Klarheit bringen; denn der Weg schriftlicher Abstimmung ist allerdings, wie die Erfahrung zeigt, sehr mühsam.

Ich persönlich habe den Sommer noch wenig für die SS. thun können, aber Heller in gute Thätigkeit gesetzt, und werde zum Winter, wo Arndt abgeht, einen 2ten Hülfsarbeiter anstellen, diesen hauptsächlich für die älteren Sachen, während ich mich wohl zunächst an die Ergänzungsbände mache.

Steindorff wird Sie nächstens in Wien aufsuchen und Ihnen Grüße bringen. Ich erwarte Wattenbach auf der Reise nach dem Süden. Wenn es irgend möglich ist komme ich nach München; es läßt sich aber nicht wohl im Voraus berechnen.

Mit bestem Gruß

ganz Ihr

ergebenster

Göttingen 4. August 1875. G. Waitz

Herrn Professor Sickel
Wien

[97] *1875 August 12.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 23/8.)

Verehrtester Herr College!

Für Ihre beiden Briefe den besten Dank. Von Giesebrecht habe ich die Missive noch nicht erhalten, hoffe aber jeden Augenblick darauf, da er mir vom 9. schreibt, daß er in Marienbad eingetroffen und Villa Schönbrunn wohnt.

In der K. Pertzschen Sache war ja das Ende ziemlich sicher vorauszusehen. Auf die paar Tage Differenz ist ja wohl kein Gewicht zu legen, zumal wie mir Wattenbach sagt, der Localausschuß ihm noch 14 Tage Frist geben wollte. Ich bin ja bei der Sache durchaus nicht betheiligt, sonst würde ich in jeder Beziehung um die schonendsten Formen gebeten haben. Dahin hätte ich auch gerechnet, wenn Sie überhaupt ein Gutachten für die Direction erforderlich halten, daß die Kündigung erst mit oder nach diesem Gutachten ausgesprochen würde. Auf ein oder ein paar Monate früher oder später kann ja am Ende nicht viel ankommen, und man hat, meine ich, jeden Schein vorgefaßter Meinung — so viel Grund auch zu solcher vorhanden war — zu meiden. Allein ich sage dies nur Ihnen ganz persönlich. Die Sache liegt ja wohl allein in Mommsens Händen, da Wattenbach und ich glaube auch Nitzsch verreist; auf einige Zeit wollte auch Mommsen fortgehen. Der August ist eben ein schlechter Geschäftsmonat.

Auch ich freue mich jetzt ein c. 14 Tage [1]) herauszukommen. Steindorff wird Ihnen Grüße gebracht haben, auch erzählt daß Wattenbach und Scheffer-Boichhorst hier waren. Dümmler ist nach Sangallen. — Mit München bleibt es für mich ungewiß, wohl bis zuletzt.

Hochachtungsvoll
ganz Ihr
ergebenster
G. Waitz

Göttingen 12. August
1875

[98] *1875 August 23.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*
Wien 23 August 1875

Hochverehrter Herr College.

Ehe ich übermorgen meine Reise antrete, will ich noch Ihre freundlichen Zeilen vom 12 beantworten. Zur Sache von K. P. bemerke ich, daß es mir peinlich war daß mir allein die Begutachtung übertragen war und zugleich die Befugniß eventueller Kündigung. Dieser Beschluß ließ nicht einmal mehr ein Gutachten oder einen Bericht an die Central-Direction zu. So habe ich die Verantwortung und auch das Odium auf mich nehmen müssen. Jedoch habe ich meinen Antrag auf Kündigung in dem Schreiben an den Local-

1) *so im Or., wohl statt* ein paar, c. 14, Tage.

Ausschuß kurz motiviert, zu einem Gutachten, falls dasselbe verlangt wird, habe ich alle Notizen zur Hand. Besser wird noch wirken, wenn ich das P'sche MS. vorlege: da kann sich jeder in einer Viertelstunde überzeugen, welcher Art diese Arbeit ist. Ich habe mir erlaubt Steindorff, damit er Ihnen berichte, das MS. zu zeigen. erspare mir deshalb jetzt Details anzuführen.

Sehr überrascht war ich dieser Tage, als ich aus ganz zuverlässiger Quelle hörte, was das Reichskanzleramt betreffs der Dotation der MG. beschlossen, nämlich fortan 39,000 RM. zu zahlen, nämlich ausser den bisherigen 24,000 die 6000, um die wir aus Mißverständniß verkürzt, und dann noch 9000, letztere damit aus der Kasse der MG. der Ihnen zugesicherte Gehalt ausgezahlt werde. Mir drängt sich da die Frage auf, ob das wohl mit Ihrem Wissen geschehn sein wird. Wäre das nicht der Fall, so glaube ich Sie auf den in Berlin beliebten Vorgang aufmerksam machen zu müssen. Sie werden gewiß (auch ohne mich zu nennen, der ich sonst beschuldigt werden könnte, mich unberufen in diese Dinge einmischen zu wollen) in Berlin leicht erfahren können, ob dem wirklich so ist, wie mir berichtet worden ist.

Indem ich jetzt selbst mit den Diplomen der ersten Karolinger beginnen muß, aber mich nicht so schnell auf das vorbereiten konnte, was die italienischen Sammlungen bieten, muß ich deren Ausbeutung bis zum Frühjahr verschieben. Ich gehe also zunächst nach Tirol und dehne meine Reise höchstens bis Verona aus, beeile mich dann aber nach München zu kommen, um dort für die MG. zu arbeiten. Selbst dort ist fast noch die ganze Arbeit zu thun.

An der Hoffnung auch Sie in München zu sehn, halte ich noch immer fest. Bis dahin haben Sie hoffentlich überstanden, was der Wohnungswechsel einmal mit sich bringt.

Es grüßt Sie

hochachtungsvoll und ergebenst

Th. Sickel.

[99] *1876 März 18.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(erledigt)

Verehrtester Herr College!

Sehr bedaure ich daß Sie zweimal gestern mich verfehlten. Ich meinerseits habe Sie in 3 Gasthöfen vergebens gesucht.

Die Exemplare Ihrer Abhandlung habe ich auf die Akademie bringen lassen und nur eines zurückbehalten, das ich hier beilege. Wünschen Sie mehrere vor der Sitzung, wird der Wart [1]) sie besorgen können.

Wenn Sie einige Minuten vor dem Anfang derselben auf der Akademie sich einfinden wollten, könnten wir wohl ein paar kleine finanzielle Punkte vorher in Ordnung bringen.

---

1) *unsichere Auflösung von* Wt., *mit der „Abhandlung" wird Sickels „Programm und Instruktionen der Diplomata-Abteilung" im N. Archiv 1, 429 ff. gemeint sein.*

Am Montag Abend hoffe ich Sie mit den Collegen bei mir zu sehen.

Auf Wiedersehen

Ihr ganz ergebenster

18. März 1876 G. Waitz

Morgens[1]).

[100] *1876 April 23.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

23. April Abends[2])

Leider haben wir Sie hochgeehrter Herr College in Sorrent nicht getroffen. Eben heimgekehrt theile ich gleich meine Pläne für morgen mit. Wir wollen um 8¼ nach Salerno fahren und von dort aus Amalfi besuchen. Ueberdies mache ich dort (wol Dinstag) meine Arbeit abmachen[3]). Von S. zurück halte ich mich in N. nicht mehr auf, sondern eile nach M. Casino.

So könnten wir nur morgen noch das Vergnügen haben, mit Ihnen zusammen zu sein. Sind Sie noch frei, so bitte schliessen Sie sich nach Sal. u. Amalfi an. Wollen Sie uns abholen, so sind wir um 7½ bereit. Oder wir treffen uns auf der Bahn. In der Hoffnung darauf und mit bestem Gruß

Ihr

Th. Sickel.

[101] *1876 April 24 (25?).* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

Verehrtester Freund!

Das Wetter hat unseren Plänen einen Streich gespielt. Da es gestern um 9 regnete, wagte ich nicht — vielleicht zu muthlos — auf's Schiff zu gehen, begab mich ins Museum und fuhr später nach Pompeji, wofür der Tag wohl ganz geeignet war. Der heutige Tag schien mir beim Erwachen und scheint mir auch jetzt gegen 8 noch weniger zu einer grösseren Tour angethan. Vielleicht sind Sie derselben Ansicht und haben es auch noch einen Tag aufgeschoben. Dann wäre ich morgen bei günstigem Wetter zum Anschluss sehr bereit. Ich versuche in jener Voraussetzung Sie oder Ihre Frau Gemahlin zu treffen, und gebe nur, wenn das mislingen sollte, jene Zeilen ab. Den Morgen widme ich noch kurzem Besuch des Archivs der Bibliothek. Können Sie mir Fickers Adresse geben.

Sollte ich Sie gar nicht wiedersehen, bitte ich Ihrer Frau Gemahlin die besten Empfehlungen und mein lebhaftes Bedauern so um das Vergnügen einen Tag mit Ihnen zuzubringen gekommen zu sein auszusprechen. Hoffentlich treffen wir uns dann noch in

1) *also kurz vor Beginn der zweiten Plenarversammlung der Zentr. Direktion, s. Breßlau a. a. O. 523.*

2) *Sickels Reisejournal von 1876 nennt als Aufenthaltsorte am 24. April:* Salerno, Amalfi, Pästum; *am 26. 27.:* Neapel, *mit Zusatz* nach M. Casino allein.

3) *so im Or.; Dienstag war der 25. April.*

Rom, wo ich eine Wohnung Monte Caprino 26, Casa Selli, neben dem Hause von Henzen und Helbig, gemiethet habe.

In freundschaftlicher Ergebenheit

Montag 23. April 1876[1]). G. Waitz

[102] *(1876 Mai 7.)* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

(auf halbem Briefbogen) Sonntag[2])

Werthester H. College.

Noch gestern mußte ich Dr. Ehrhardt rufen lassen. Heute stellt mir der die Alternative, mich zu legen oder sofort nach Wien heimzureisen. Bis jetzt habe ich noch keinen Entschluß gefaßt. — Bitte besuchen Sie mich.

Ihr

ergebenster

Th. Sickel.

[103] *1876 Mai 10.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

(Cartolina postale abgestempelt: Roma 11 Mag. 76)[3])

Al Signore Waitz

Monte Caprino 26

Roma

Grade schlechte Nacht (Fieberphantasien) treibt mich fort. Ich hoffe in einem Zuge bis Bozen fahren, mich dort erholen zu können. Ich gebe Ihnen einmal kurze Nachricht. — Will Heller sich nochmals in mein Hôtel bemühn, so findet er dort beim Portier unter seiner Adresse eine Rolle: darunter nützliche Permessi, ferner meine Alcuinstudien I für Cav. Rossi bestimmt wegen p. 15. Bitte um Zustellung. — Von uns beiden seien Sie u. H. bestens gegrüßt. Mögen Sie vor Krankheit verschont bleiben.

Ihr treu ergebener

Th. Sickel.

[104] *1876 Mai 18.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Bozen 18 Mai 76.

Verehrter Herr College.

Seit gestern stehe ich ein wenig auf, kann Ihnen also selbst wenn auch mit schwacher Hand schreiben. Meine Reise von Rom

---

1) *wenn der Wochentag zuverlässig ist, der auf den 24. weist, muß die Tagesangabe, die 23. oder 25. gelesen werden kann, irrig sein. Als Ort ist* Neapel *zu ergänzen.*

2) *daß Sickel sich am 6. Mai unwohl fühlte, am 7. Mai bettlägrig war, seine Frau dann ohne ihn am 8. das Colosseum, am 9. mit Heller die Villa Albani besuchte, ergibt sich aus dem Reisejournal von 1876. Hier heißt es weiter:* 10. früh abreise, leidlich bis Florenz ... besonders nachts in Bologna sehr belästigt. 11. früh in Verona genötigt zug zu überspringen. Nun ankunft in Bozen ... 22. Mai abgereist bis Lienz, 23. in Marburg, 24. in Wien.

3) *vgl. die Anm. zum vorigen Brief.*

hierher war qualvoll u. anstrengend. Dennoch habe ich nur einmal einen Zug überschlagen, um ans Ziel zu gelangen. Wie ich voraus wußte, fand ich hier bestes Unterkommen, zugleich meine Frau Gesellschaft [1]). Nach zwei Tagen hatte ich mich von den Strapazen der Fahrt erholt. Zugleich hatten Dank der Luftveränderung gewisse Fiebererscheinungen nachgelassen. Aber zu eingenistet um schnell beseitigt werden zu können war die Dissenterie. Der Arzt hier ist derselben Meinung wie Dr. Ehrhardt [2]), daß ich mich den Winter über abgearbeitet habe u. daher die Unregelmässigkeiten der Reise so schlecht ertragen habe. Jedenfalls hat mich diese Krankheit auffallend mitgenommen. Ich stehe jetzt wohl auf u. gehe an die Luft, aber ohne rechten Trieb dazu und ohne mich der Genesung zu freuen. Der Arzt meinte heute daß ich noch 14 Tage gebrauchen könnte, um mich wieder frisch u. rüstig zu fühlen. Nun so lange kann u. mag ich jedenfalls nicht hier bleiben. Nächste Woche gedenke ich nach Wien heimzukehren, sei es auch in kleinen Tagereisen.

Also bis ich daran gehen werde meine Ausbeute aus Italien zu sichten u. zu verarbeiten, bis ich wieder Monumentist sein werde, wird noch einige Zeit vergehen. Sie andern werden mich diesmal überholen. Möge Ihr Aufenthalt noch recht ergiebig u. angenehm sein. Meine Bestellung an Keudell bitte ich nicht zu vergessen. Vielleicht sehn Sie ja auch Dr. Erhardt [2]) noch. Der kam am Tage meiner Abreise nicht bis zur Stunde da ich aufbrechen musste. Ich konnte nur noch schnell das Honorar für ihn einsiegeln u. dem Wirth übergeben; ich hatte dabei nicht Zeit noch Besinnung, ein Wort des Dankes hinzuzufügen. Finden Sie Gelegenheit, so bitte richten Sie meinen Dank noch aus.

Mit bestem Grusse, auch an Dr. Heller

Ihr
getreuer
Th. Sickel.

[105] *1876 Juni 12.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

(Antw. 16/7)

Verehrtester Herr College und Freund!

Mit wahrer Freude habe ich hier die Nachricht von Ihrer völligen Wiederherstellung empfangen und komme nun auch dazu Ihnen für die frühere wenigstens etwas beruhigende Mittheilung aus Botzen zu danken. Wir hatten Ihrer in Rom oft und nicht ohne Besorgnisse gedacht; auch Dr. Erhardt schien nicht ganz frei davon zu sein. Um so mehr freuten wir uns, daß, wie schwer auch die Rückreise gewesen und wie unangenehm ja schwer das

---

1) *Sickel war seit 1855 mit der Familie Wendlandt, durch diese mit Kiene befreundet; beide Namen und der Arzt Dr. Breitenberger sind im Reisejournal genannt. Im Herbst 1876 schreibt er an Frau Wendlandt, ihr Haus sei ihm doppelt teuer geworden, seit dem er dort die Gesundheit wiedergefunden habe.*

2) *so im Or.*

Unwohlsein war, doch ernstere Krankheit abgewendet blieb. Nun wünsche ich dringend, daß Sie sich bald ganz gekräftigt fühlen mögen und keine weitern nachtheiligen Folgen der Italienischen Reise spüren.

Mir ist es in Rom im ganzen gut gegangen; nur gerade die allerletzten Tage fühlte ich mich etwas weniger wohl. Dann kam die Hitze der Rückreise, und obgleich ich mir einen Tag des Ausruhens am Comersee gönnte, bin ich doch etwas angegriffen und müde heimgekehrt — erst am letzten Sonnabend. Mit den Römischen Arbeiten kann ich wohl im ganzen zufrieden sein, so knapp die Arbeitszeit auch zugemessen war: wenigstens die wichtigsten zunächst nothwendigen Arbeiten sind vollendet[1]). Heller habe ich noch 14 Tage da gelassen, freilich nur mit der Aussicht in diesen 12 Stunden auf der Vaticana thätig sein zu können. Aber einiges mußte doch noch abgemacht werden. Mir wäre ein längerer Aufenthalt doch kaum möglich gewesen, wie viel des Anziehenden auch Rom, namentlich bei längerem Aufenthalt, hat, es ist doch auch sehr angreifend, und wäre bei größerer Hitze für mich jedenfalls nicht wohlthätig gewesen.

Ihre Empfehlungen und Bestellungen an Keudell[2]), Dr. Erhardt habe ich ausgerichtet. Wie beide nahmen auch Henzen und Mommsen an Ihrem Ergehen lebhaften Antheil.

Bei meiner Rückkehr fand ich einen Theil von Rieger's Aufsatz[3]) zur Revision vor und sende 2 Bogen gleichzeitig an ihn ab — mit Zusatz eventuell Ihrer Adresse, falls die früher angegebene nicht mehr stichhaltig sein sollte. Ich bitte um Rücksendung an mich. Hoffentlich ist er mit dem Beschneiden seines etwas auswuchernden Textes nicht zu unzufrieden.

Die Mittheilung an und von Arneth ist ja sehr erfreulich, und bitte ich ihm bestens zu danken. Dr. Roediger ist allerdings jetzt nach Strassburg übersiedelt[4]); doch wird man hoffentlich auf Verwendung des Reichskanzleramts die Hs. ebenso gern dahin wie nach Berlin senden.

Freund Steindorff, der die Pfingstferien hier verlebte[5]), traf ich noch vor der Abreise und läßt er herzlichst grüßen. Ich meinerseits ebenso Bayer.

Auch Ihrer Frau Gemahlin bitte ich die besten Empfehlungen zu sagen.

---

1) *Waitz hatte, wie Sickel in seinen „Römischen Erinnerungen" erzählt, auf der Durchreise nach Neapel in Rom für sich, seinen Mitarbeiter Heller und für Sickel Gesuche um Zulassung zu den vatikanischen Sammlungen eingereicht; nach Rom zurückgekehrt fanden sie zwar die Erlaubnis für die Bibliothek aber nicht die für das Archiv. — Waitzens Heimkehr war am 10. Juni erfolgt.*

2) *Robert von Keudell, seit 1873 ao. Gesandter, seit 1876 Botschafter des Deutschen Reichs am italienischen Hof. Sickel hatte ihn am 3. Mai besucht, war am folgenden Abend, ohne Zweifel mit Frau, bei ihm geladen.*

3) *Rieger, Ein Diktator aus der Zeit Ottos I. und Ottos II. im Neuen Archiv 1, 507—532.*

4) *der um Müllenhoffs Altertumskunde besonders verdiente Germanist Max Roediger, geb. 1850, gest. 1918, habilitierte sich 1876 in Straßburg: über ihn Steinmeyer im N. Archiv 41. 753—756.*

5) *über Steindorff vgl. die Anm. zu Nr. 74.*

Wegen eines von Ihrem Herrn Neffen vorgefundenen Briefes werde ich an Frensdorff schreiben.

Mit den besten Wünschen
Berlin 12. Juni 1876. ganz Ihr ergebenster
G. Waitz

[106] *1876 Juli 18. Georg Waitz an Theodor Sickel.*

(Antw. 24/8.)

Verehrtester Freund!

Damit meine Zeilen Sie noch in Wien treffen melde ich gleich in aller Kürze, daß ich bis Mitte September hier auszuhalten gedenke, um dann erst einen kleinen Ausflug mit der Fahrt gen München, Anfang October wie Giesebrecht meldet, zu verbinden. Bis dahin stehe ich also zu Geldsendungen, resp. zur Empfangnahme von Mittheilungen ganz zur Disposition. Höchstens daß ich wohl auf 2—3 Tage Frau und Kinder besuche, die im Seebad zu Misdroy sich befinden.

Mommsen hatte die Absicht Anfang August heimzukehren. Ob er sie aber ausführt, steht wohl dahin. In Capua ist er schon vor einiger Zeit gewesen, wird ja aber dort noch immer gute Freunde, resp. -innen haben, da er von 12 weißgekleideten Jungfrauen empfangen sein soll. So gut wird es uns nicht zutheil.

Wattenbach denkt daran den Dr. Ewald wegen der Briefe Gregor des G. nach Monte Cassino und Rom zu schicken[1]). Solchen Reisen kann doch wohl die Bestimmung der Statuten, daß die Plenarversammlung über Reisen beschließen solle, nicht entgegenstehen. Ich meine, das Recht muß der Leiter haben, wie Sie und ich es voriges Jahr geübt. Reicht das bewilligte Geld nicht, so wird er, auf sein Risico allerdings, Vorschuß leisten.

Ich bin mit den Langobardicis beschäftigt, deren Druck jedenfalls im October beginnen soll. Heller, der seit Anfang des Monats zurück ist, arbeitet an den Staufischen Sachen, Holder-Egger hilft auf beiden Gebieten und ich hoffe, dann bald der späteren Zeit mich zuwenden zu können.

Etwas laborire ich auch an den Folgen der Italienischen Reise. Ohne krank gewesen zu sein, fühle ich eine gewisse Angegriffenheit, bin auch, wie freilich öfter in den Sommermonaten, mit meiner Verdauung nicht ganz in Ordnung. Ich hoffe aber darüber hinweg zu kommen, ohne etwas besonderes zu thun.

Möge Ihnen der Landaufenthalt gut thun und ganz die frühere Frische wieder geben!

Mit bestem Gruß
Berlin 18. Juli 1876. ganz Ihr ergebenster
G. Waitz

Heft 3 von Archiv I ist fertig, II. 1 im Druck.

---

1) *über Ewalds Reise, die auch auf andere italienische Fundorte ausgedehnt wurde und von Okt. 1876 bis Mai 1877 währte, s. Breßlau a. a. O. S. 596.*

[107] *1877 Februar 12.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.* (Antw. 16/2.)

Verehrtester Herr College!

Beigehender Sendung füge ich die Notiz bei, daß Ranke am 20. d. M. sein 60jähriges Doctorjubiläum feiert. Er fühlt sich wohl genug, um die Einladung zu einem Festmahl anzunehmen. Vielleicht daß sich auch dortige Freunde und Verehrer mit einem Gruß betheiligen. Ich bitte namentlich, wenn Sie Gelegenheit haben, es Arneth mitzutheilen.

Ganz ihr ergebenster

12/2 77. G. Waitz

[108] *1877 März 8.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

Berlin 8. März 1877.
W. Bendlerstrasse 4.

Verehrtester Herr College!

... Die Abschriften für Foltz werde ich unter der angegebenen Adresse nach Paris senden, bemerke aber hier schon warum es sich handelt.

1) Vergleichung des Leciner Chron. Laetiense mit der Handschrift des Jacobus de Guisia in Valenciennes, die Heller gefunden (Ms. 578; Neues Archiv II, p. 313). ...

2) Vergleichung des letzten Theils der Chronik des Andreas Marcianensis [1]) mit der Handschrift T. 4. 25 (Archiv VIII, p. 442, ...). Eine andere gleichzeitige Hs. ist Arras 364, deren Vergleichung auch wünschenswerth wäre.

Ebenso wäre eine Ausbeutung der Handschrift 799 in Douai (Arch. VIII, S. 427) in Vergleich mit dem was Acta SS. Mai III. p. 89 ff. gedruckt ist von Wichtigkeit. Doch darf ich die Zeit des Dr. Foltz dafür schwerlich in Anspruch nehmen. .. Ich überlasse also Ihnen, wie weit Ihr Mitarbeiter hier Aushülfe gewähren kann.

Sehr wünschenswert wäre, wenn man eine Zusendung von Hss. aus den Provincialstädten Frankreichs erlangen könnte. Uns ist es neuerdings von Troyes abgeschlagen, während Zangemeister meldet, dass auf Vermittelung der Wiener Akademie er daher einen Codex erhalten. Ob in Paris etwas dafür geschehen kann, weiss ich nicht. —

Mein zweiter Sohn, Dr. med. und längere Zeit Assistent bei Esmarch [2]), ist in diesem Augenblick in Paris, um dort noch Kliniken zu besuchen. Vielleicht begegnen Sie ihn einmal bei Monod [3]). Er wohnt Boulevard St. Michel 3. Auch Dr. Schweizer, den wir in Zürich bei Meyer sahen [4]), ist in Paris; ebenda Nr. 17.

---

1) *vorher* Andrensis *durchstrichen.*

2) *dem Berliner Chirurgen Johannes F. A. v. Esmarch mochte Waitz schon wegen gemeinsamer Kieler Beziehungen näher getreten sein.*

3) *Gabriel Monod, in Göttingen Schüler von Waitz.*

4) *mit Paul Schweizer und Gerold Meyer von Knonau werden Sickel und Waitz im September 1874 in Zürich verkehrt haben; Sickel wollte nach einem am*

Mit den besten Wünschen für glücklichen Verlauf und Erfolg der Reise

ganz Ihr ergebenster
G. Waitz.

. . .

[109] *1877 Mai 29.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

W. 29. Mai 1877

Hochgeehrter Herr College.

In aller Eile will ich Ihnen melden, daß in der heutigen Wahlsitzung der k. Akademie Sie zum Ehrenmitgliede der ph. h. Klasse im Auslande gewählt wurden. Sie sind also auch hier der Nachfolger von Pertz. Neben Ihnen wurde auch Mommsen zum Ehrenmitgliede gewählt: wollen Sie es ihn gefälligst wissen lassen.

Die neuliche Anfrage betreffend Frensdorff beantworte ich natürlich mit ja.

Mit bestem Gruß
Ihr ergebenster
Th. Sickel.

[110] *1877 Juni 3.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

(Antw. 9/6.) Berlin 3. Juni 1877.

Verehrtester College und Freund!

Nicht blos für die freundliche Anzeige [1]), auch für das was der Anzeige zu Grunde lag habe ich Ihnen in Mommsens und eigenem Namen Dank zu sagen. Wir freuen uns, dass gerade Sie zu dieser Auszeichnung die Hand geboten, und hoffen gern dass Wien und Berlin in guter Gemeinschaft weiter vorangehn werden.

Frensdorff war hier [2]) und hat doch allerlei gefunden was ihm nützlich sein wird und was er vorläufig an sich genommen. Er ist aber nicht fertig geworden und hat gegen Heller zuletzt weitere Wünsche geäussert, die ich abwarten werde.

Ich plane nun doch mit Pauli nach England zu gehen [3]), namentlich wenn es gelingt bei Ashburnham Eingang zu erhalten. Auf der Rückreise würde ich Paris berühren, wo doch allerlei für den nächsten Band anzusehen. Sie sind ohne Zweifel über die dortigen Ferien genau unterrichtet. Ich meine dass jetzt im September offen ist — Ende September war ich selbst vor einigen Jahren da. Sie werden mich verbinden, wenn Sie mir per Karte sagen wollen was Sie wissen. Ich ginge dann wohl direct nach München.

---

3. Sept. 1874 aus Churwalden an Frau Wendlandt gerichteten Brief etwa vom 5.—17. Sept. mit seiner Frau in Zürich sein.

1) *vgl. Sickels Brief vom 29. Mai 1877.*

2) *über den von Ferdinand Frensdorff verfolgten Plan einer Ausgabe deutscher Stadtrechte s. Breßlau im Neuen Archiv 42, 576.*

3) *vgl. Breßlau im Neuen Arhiv 42, 560.*

Auxerre nimmt mir hoffentlich Dr. Peiper ab, der nach Lyon geht [1]).

Dr. Ewald ist mit guter Ausbeute von Italien zurück [2]).

Von Foltz, der mir aus Utrecht geschrieben und Quittungen geschickt, erwarte ich nähere Nachricht über die Zeit seines Aufenthalts in Köln oder Coblenz, um ihm das Geld zu schicken [3]).

Mit bestem Gruss und wiederholtem herzlichem Dank

ganz Ihr ergebnester

G. Waitz.

[111] *1877 Juli 8.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

(*Postkarte, mit Stempel:* Berlin 8., Wien 8. 7. 77)

An Herrn Professor Hofrath Dr. Sickel

in Wien

I. Schottengasse 3.

Die Sendung für Dr. Liebermann habe ich richtig erhalten und expediert.

Auf Beiträge VI verzichte ich eigentlich ungern, da es theils zur Fortsetzung gehört, theils der Gebrauch der Sonderabzüge so viel bequemer ist als in den Sitzungsberichten, wo man immer lange nach Band und Heft suchen muß [4]). Doch will ich es keinem andern entziehen.

8. Juli 77. Ganz Ihr ergebenster

G. W.

[112] *1877 August 13.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

(*Postkarte, mit Stempel:* Berlin 13/8 77, Ischl 15/8)

An Herrn Professor Hofrath Sickel

aus Wien

in Ischl (Egelmoos 47)

Hierdurch melde ich kurz, dass ich morgen nach Nürnberg, Ende der Woche über Brüssel nach England, von da über Paris nach München zu gehen gedenke, wo ich nun wohl erst im letzten Augenblick ankommen kann. Auch Dümmler kommt nach Paris, Wattenbach bleibt für die längste Zeit der Ferien hier und vertritt mich, soweit das nöthig sein sollte.

Mit den besten Wünschen für Ihre Cur und in der Hoffnung glücklichen Wiedersehens in München

ganz Ihr

G. W.

---

1) *über Peiper, der die 1883 in Mon. Germ. Auct. antiqu. VI, 2 erschienene Ausgabe des Avitus von Vienne besorgte, s. N. Archiv 42, 538. Den Hss.-Katalog von Auxerre teilte er im N. Archiv 3, 421 f. mit.*

2) *über Paul Ewalds italienische Reise, welche den Hss. der Gregorbriefe galt, s. Breßlau im N. Archiv 42, 596 und oben Nr. 106.*

3) *über den im August 1879 in den Ennstaler Gebirgen verunglückten Karl Foltz s. Mühlbachers Nachruf in den Mitt. des Instituts 1, 170—173.*

4) *Sickel, Beiträge zur Diplomatik VI in den Sitzungsberichten der Wiener Ak. Phil.-Hist. Kl. 85, 351—457.*

[113] *1879 Januar 21. Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 21 Jan 1879.

Verehrter Herr College.

Meine Antwort auf den Brief vom 18. zerlege ich in zwei Theile: dieser hier ist für Sie, der andere für den Localausschuß. Ich habe mich sehr gefreut daß Sie zwischen Ihren Bemerkungen einen Unterschied machen: so läßt sich über alles reden und ich würde, könnte ich vor Ihnen stehn, nicht verfehlen Punkt für Punkt mit Ihnen durchzugehn. Nur schriftliche Auseinandersetzung ist zu lang u. führt nicht leicht zu vollem Consens: deshalb mögen Sie mir erlassen auf jede Ihrer Bemerkungen hier einzugehn. . . . hier schalte ich erst ein Wort über Foltz ein. Sie werden stets von mir sein Lob gehört haben. Daß auch Sie ihn günstig beurtheilen, freut mich. Aber bei aller Anerkennung seiner Tüchtigkeit muß ich die Entscheidung in der Hand behalten. Als ich vorgestern von ihm einen Brief mit vielen Bemerkungen erhielt, habe ich einen Theil derselben scharf zurückgewiesen und habe ihm bemerkt daß man sich nicht nach 7 Fällen eine Regel machen darf, sondern daß man erst Ueberblick über die vielen Fälle gewinnen muß. Das gilt u. a. von den Regesten. Ich selbst habe in den Acta Karol. Gleichmässigkeit der Regesten gefordert u. angestrebt u. halte daran fest, wo es sich um gleichmässige Fassungen handelt. Aber der Mannigfaltigkeit der Stilisirungen im 10. Jahrh. entspricht auch grössere Mannigfaltigkeit der Regesten. . . . Bei Bestätigungen handelt es sich stets um frühere Verleihungen und somit könnte ein für alle Male entfallen „die von Vorgängern verliehenen Rechte, gemachten Schenkungen“ u. dgl. Warum habe ich das nun zu n° 4 gesagt u. nicht zu n° 5? Weil ein kürzeres Regest zu n° 4 (nämlich nur eine Zeile) sich mit den 3 Strichen, die sine loco anno die anzeigen sollen, sehr schlecht ausnahm. Das würde mich nicht bestimmen, wenn aus sachlichen Gründen überall Gleichmässigkeit anzustreben wäre, aber das ist wie gesagt bei diesem Stoff nicht der Fall. Konrad oder Conrad: das wäre mir an sich farcimen oder farcimentum. Ich hatte im MS. sogar Konrad. Aber nun galt es die Abkürzung für Diplome Konrad I zu bilden u. zwar so daß vorkommenden Falls zwischen D. Karls u. D. Konrads geschieden werden kann. Erst das brachte mich darauf mit Böhmer Conrad zu wählen, wofür sich bis zu einem gewissen Grade die Schreibweise der Zeitgenossen geltend machen läßt. Denn für den Namen Karl kommt bei den Alten neben C auch K vor (Kaiserdiplome K. d. Gr., dann die Monogramme), für Conrad aber stets nur C oder Ch. — Natürlich mache ich es mit solchen Entscheidungen dem einen recht u. dem andern nicht. Das erfuhr ich schon bei einem andern Punkt. Ich habe mich für den Genitiv Ludwig des Deutschen entschieden, stimme also da mit Ihnen überein. Das hat aber Dümmler so mißfallen, daß er eine ganze Seite voll dagegen schreibt und behauptet daß kein Mensch so spreche[1]). Letzteres

---

1) *Dümmler schreibt am 17. Jan. 1879 an Sickel: „Durchaus nicht befreunden kann ich mich mit Genitiven wie Ludwig IV., Ludwig des Frommen trotz der*

bestreite ich. Wir zweien da heutzutage in Rede und Schrift, also kann ich es nicht allen recht machen. . . . Nur zum ärgsten Versehn (Format) hier noch eine Erklärung. Wenn ich über mein Leiden und über alles was mir damit auferlegt wurde, so oft klagte, so war es hauptsächlich um der Erschwerung meiner Arbeit für die MG. willen. Unser Apparat von Abschriften, Zetteln usw. ist ein sehr complicirter, u. es ist keine kleine Aufgabe ihn zusammen u. in steter Ordnung zu halten, so daß er zu jeder Stunde zur Verfügung steht. Früher arbeitete ich erst stets im Institutslocal u. hatte alles zur Hand. Jetzt aber konnte ich mit Noth täglich zwei Stunden zur Arbeit ausser dem Hause erübrigen, habe oft deshalb den weiten Weg zwei Mal machen müssen. Kam ich auf das Institut, so waren Briefe zu lesen, zu excerpiren, zu beantworten, so wollten die Hilfsarbeiter Rath haben, so sollten ihre Arbeiten revidirt werden, kurz so stürmte alles auf mich ein. Endlich kam ich dazu mir das zusammenzustellen was ich für die Arbeit zu Haus mitnehmen oder durch den Diener tragen lassen mußte. Zu Hause fehlte mir dann doch allerlei, was bei dem nächsten Besuch des Instituts nachgetragen werden mußte. Kurz allerlei Erschwerung der Arbeit, die deshalb auch nicht nach Wunsch fortschritt und mich selbst nicht befriedigte. Daß Foltz mir in dieser Zeit fehlte, kam noch dazu. Das alles mag Ihnen erklären daß ich den neuen Satz nicht eiumal mit den auf dem Inst. befindlichen approbirten Probebogen verglichen habe. Selbst als meine Frau mit ihrem geübten Auge einmal einen Unterschied wahrnehmen wollte, habe ich geantwortet daß die Druckerei sich wohl genau an die Probe gehalten haben werde — und habe vergessen die Vergleichung anzustellen. So ist mir diese Abweichung ganz entgangen. Wer in der Druckerei den Fehler verschuldet, erfahre ich nicht. Aber er ist sofort eingestanden u. wieder gut gemacht worden. . . . Diese Woche über lasse ich nicht weiter setzen. Ich muß ohnedies allerlei Arbeiten für die Fakultät u. die Akademie abthun. Indessen erwarte ich Ihre Antwort und auch die Heimkehr von Foltz.

Mit bestem Gruß

Ihr ergebenster

Th. Sickel.

[114] *1879 Mai 22.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 21/6.) Berlin 22. Mai 1879.

Verehrtester Herr College!

Heute nehme ich die Feder nur zur Hand, um Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin ein Wort herzlicher Theilnahme zu sagen zu dem

---

Autorität von Waitz, der auch so zu schreiben pflegt. Kein Mensch spricht so u. ich kann es durchaus für keinen Fortschritt zum Besseren halten, wenn wir nach dem Beispiele der Romanischen Sprachen die Casusänderungen immer mehr fallen lassen, die doch sicher als Vorzug der deutschen Sprache gelten müssen. Manche Schriftsteller sind darin schon sehr unsicher geworden, während z. B. Goethe auch die Familiennamen noch vollständig declinierte, also warum nicht auch Ludwigs IV?"

schweren Verlust der Sie betroffen[1]). War auch in diesem Alter nach langen Leiden der Tod wohl in vieler Beziehung eine Erlösung zu nennen, so schneidet er nun doch auch Bande durch die immer noch gehalten und giebt ein Gefühl der Verlassenheit, das nicht leicht zu verwinden ist. Möge Ihre l. Frau denn darin eine Beruhigung finden, dass es Ihnen nun wieder so viel besser geht und sie ungestört ganz Ihnen leben kann! Das Andenken des Vaters bleibt ja in der Geschichte unserer Kunst ein gefeiertes für alle Zeiten, und dass er auf classischem Boden seine Ruhestätte fand, mag wohl als schöner Abschluss eines reichen Lebens gelten! —

Dass Ihnen auch die Reise hin und her[2]) und der Aufenthalt mit mancherlei Verhandlungen nicht schlecht bekommen, habe ich mit Freuden von Sybel gehört. Hier sind inzwischen die Beschlüsse der Versammlung zur Ausführung gekommen, der werthvollste Theil der Sammlungen ins Archivlocal gebracht, nach Wattenbach's Zustimmung die Petrus-de Vinea-Briefe zur Durchsicht und Auswahl für Winkelmann und Ficker nach Hiedelberg gesandt; auch einige officielle Dankschreiben ausgefertigt (Bormans[3]), Ruelens; Ceriani in Mailand: Bishop in London; Gottwald in Engelberg). Am Register von XXIV wird noch immer gedruckt, so dass wir kaum bis Pfingsten ganz fertig werden[4]).

Heut in 8 Tagen denke ich auf ein paar Tage nach Brüssel zu gehen, auf dem Rückwege die Hanseversammlung in Münster zu besuchen. Dagegen habe ich Paris aufgegeben und werde nach Pfingsten Heller hingehen lassen, der für eigene Arbeiten dort zu thun hat. Gleichzeitig geht Liebermann nach Cheltenham und London.

Mit den besten Grüssen

ganz Ihr ergebenster

G. Waitz

[115] *1879 Juni 20.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 20. VI. 79.

Hochverehrter Herr College!

Empfangen Sie vor allem meinen und meiner Frau Dank für die uns bezeugte Theilnahme. Obwohl wir seit lange vorbereitet waren, ist meine liebe Frau von diesem Todesfall schwer betroffen worden. Sie hatte immer noch gehofft, den Vater noch wiedersehn zu können. Fast ein Glück war es, daß die römischen Behörden einen Aufschub des Begräbnisses bis zum dritten Tag nicht gestatteten. Wir waren dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen schon reisefertig, als die Nachricht eintraf daß das Begräbniß am 17 stattfinden müsse. Da nützte die Abreise am 16 nicht mehr u. so blieben wir hier. Meine Frau erkrankte eine Woche später und hat

1) *Gottfried Semper, der Vater von Sickels Frau Anna, war am 15. Mai 1879, 75-jährig in Rom gestorben u. dort beerdigt worden.*
2) *vgl. aber Sickels Antwort vom 20. Juni 1879.*
3) *vgl. Bresslau im N. Archiv 42, 532.*
4) *beendet 13. Juni 1879, s. Bresslau a. a. O. 549 Anm. 1.*

seit dem das Bett noch nicht verlassen; doch ist das Leiden ganz ungefährlich, nur langwierig. Sie konnte mir also nicht beistehn, als dann alle Söhne und der Kieler Schwiegersohn hier zusammenkamen, die Verlassenschaft zu ordnen. Wir hatten da nicht geringe Mühe, den sehr bedeutenden literarischen und artistischen Nachlaß zu sichten und über ihn zu verfügen.
Mit Noth habe ich in diesen Tagen die alltägliche Arbeit verrichtet. Zum Glück war ich mit allen Correcturen für das Diplomata-Bändchen fertig. Daß dieses mir von der Druckerei erst heute abgeliefert wurde, ist lediglich durch allerlei Hin- und Herschreiben zwischen Hahn und Gerold veranlasst worden.

Am Tage nach Empfang der Todesnachricht hatte selbst ich eine Mahnung an mein altes Leiden, so daß auch für mich die Reise bedenklich gewesen wäre. Dann aber habe ich alle Aufregung, Sorge u. Arbeit recht gut überstanden. Ende Juli hoffe ich hier fertig zu werden. Uns beiden rathen jetzt die Ärzte nach Ischl zu gehn; meine Frau soll dort baden u. ich soll dort in der Gebirgsluft Marienbader Kreuzbrunn trinken. Haben wir gute Erfolge, so gehn wir im September nach Italien so weit als ich der Monumenta-Arbeit wegen muß; dazu aber auch ein kurzer Abstecher das Grab zu besuchen. Die Münchner Versammlung kann ich dann nicht besuchen.

Mit besten Grüssen von Haus zu Haus

Ihr

ergebenster

Th. Sickel.

[116] *1880 April 15.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

(*Telegramm*)

hofrath Sickel Wien maximilianplatz 12

die versammelte centraldirection sendet herzlichen grusz und beste wuensche auf wiedersehen im naechsten jahr. Waitz.

[117] *1880 Oktober 20* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

Monumenta
Germaniae.

Paris 20. October 1880.

Verehrtester Freund!

Ihr heute Morgen erhaltener Brief erfreute mich in vieler Beziehung: ich wünsche Ihnen und uns Glück zu der dauernden Besserung und zu der Aussicht, dass Sie eine längere Zeit zugleich Ihrer Gesundheit und den wissenschaftlichen Arbeiten widmen können. Was Sie weiter daran knüpfen interessiert mich ja auch nicht wenig, wenn ich auch nicht glaube irgendwie mit der Innsbrucker Angelegenheit [1]) in Berührung zu kommen.

---

1) *wohl ein Vorschlag zur Ernennung eines a. o. Prof. für historische Hilfswissenschaften, der die Ernennung von Mühlbacher in Wien und von Kaltenbrunner in Innsbruck zur Folge hatte.*

Mit Ihrem Brief ging ich nun gleich heute auf die Bibliothek zu Mr. Robert, der anfangs etwas zweifelhaft war, aber nach einer halben Stunde schon die Urkunde brachte. Es ist in Ms. Lat. 8837 Nr. 91, dem Ansehn nach unzweifelhaftes Original. . . .

Ich hoffe jetzt bestimmt Sonnabend fertig zu werden und gedenke dann noch nach Amiens, Cambrai und Tournai zu gehen, wenn das Wetter nicht gar zu schlecht wird. Nach einigen guten Tagen ist es heute abscheulich, und so ist wohl auch für die nächste Zukunft wenig Aussicht.

Mit bestem Gruss

ganz Ihr

G. Waitz

[**118**] *1880 November 27. Georg Waitz an Theodor Sickel.*

Monumenta Germaniae. (Antw. 3/12 80.) Berlin 27. Nov. 1880.

Verehrtester Freund!

. . . Dass Ihr Druck angefangen, freut uns alle. Auch Hahn's schreiben sehr befriedigt darüber. Bei Ihren guten Manuscripten kann ja auch die Correctur so grosse Schwierigkeiten nicht haben. Auf Aushängebogen verzichte ich aber, da ich ja doch die Stücke nicht einzeln lese.

Gegen eine Mittheilung der karolingischen Urkunden an Mühlbacher für die Zeitschrift habe ich keinerlei Einwendung.

Wir haben heute den Preis für SS. XXV, der endlich fertig ist, und Dümmlers erste Abtheilung (c. 50 Bogen) normiert. — Boretius wird in Halle drucken lassen.

Die Differenz mit Sybel scheint mir nach dem was dieser gelegentlich äusserte, nur daran zu liegen, dass wiederholte Einsicht der Originale manchmal Fehler in den Photographien, resp. Abschriften aufweist [1]). . . .

In der Angelegenheit der Nitzschen Professur [2]) scheint sich zunächst eine Einigung nur für Weizsäcker erreichen zu lassen. Das Ministerium wird ihn aber ungern von Göttingen fortnehmen, und ob er selber will, ist auch nicht sicher.

Auch aus Strassburg wird von Bayer Besseres gemeldet. Wenn er nur heirathen wollte oder könnte! Für eine Professur ist ja doch leider noch wenig Aussicht, da die Zahl der Docenten zu gross ist und nichts Bedeutendes literarisch vorliegt. Wird denn der Heinrich II. nicht endlich erscheinen. . . .

Mit den besten Wünschen für Ihr weiteres und stets besseres Wohlergehen

ganz Ihr ergebenster

G. Waitz

---

1) *in ausführlichem Schreiben hat Sybel am 12. Nov. 1880 allerlei von Sickel wegen Ausführung der Kaiserurkunden in Abbildungen aufgeworfene Einwendungen in freundlichen Worten beantwortet; sie bezogen sich z. T. auf des Staatsarchivars Gollmert Mitwirkung.*

2) *K. W. Nitzsch, seit 1872 Prof. in Berlin u. seit 1875 auch Mitglied der Monumenta-Zentraldirektion, war am 20. Juni 1880 gestorben.*

[119] *1880 Dezember 3.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Monumenta Germaniae Wien 3 Dec. 1880.
Abtheilung der Diplomata Z. 39

Verehrtester Freund.

Die Nachricht vom Tode Hellers hat mich und alle hier tief ergriffen[1]). Mit der Familie habe ich keinen Verkehr. Obschon Sie wohl derselben in aller Namen das Beileid ausgedrückt haben werden, bitte ich Sie doch die Angehörigen gelegentlich wissen zu lassen, wie sehr wir in Wien, wo er die besten Erinnerungen hinterlassen hat, sein frühes Hinscheiden bedauern. — Was Sie selbst verloren haben, weiß ich, der ich ja gleiche Erfahrung gemacht habe, zu ermessen. Möge Ihnen bald Ersatz werden.

Vor wenigen Tagen hatte ich mit Dümmlers hier verheirateter Tochter grade gesprochen, wie er wohl sich zu etwaiger Berufung nach Berlin verhalten werde; bei seiner Anwesenheit hier zeigte er sich sehr unentschlossen. Zu Hause fand ich dann zugleich von Ihnen und von ihm Briefe. Weder Sie bringen D. in Zusammenhang mit der Berliner Professur, noch lässt er in seinem langen Schreiben ein Wort fallen, so daß ich annehmen muß daß an D. überhaupt nicht gedacht wurde oder doch nicht mehr gedacht wird. Ich bedaure das. Unter solchen Umständen würde jedoch auch ich am ehesten Weizsäckers Berufung wünschen, obwohl sie wieder in Göttingen eine schwer auszufüllende Lücke schaffen würde. Es hält doch überhaupt recht schwer, trotz des zahlreichen Nachwuchses für die Hauptstellen die rechten Kräfte zu finden. Auch hier wird über kurz und lang eine wichtige Entscheidung zu treffen sein. Höfler in Prag hat das Alter erreicht, in dem nach hiesigen Gesetzen ihm ein Nachfolger gegeben werden muß. Schon zweimal wurde ich an maßgebender Stelle um meine Meinung gefragt und wusste nicht Antwort zu geben. An Bewerbern fehlt es natürlich nicht, aber keinem vermöchte ich das Wort zu reden. An eine Berufung aus Deutschland ist unter dem jetzigen Ministerium nicht zu denken, und wer wird wohl auch Lust haben, grade nach Prag zu gehn? Dennoch, wenn Ihnen ein Gedanke kommt, bitte ich ihn mir mitzutheilen. ...

Mit hochachtungsvollem Gruß

Ihr

treu ergebener

Th. Sickel.

[120] *1880 Dezember 31.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

(*Correspondenz-Karte, abgestempelt:* Wien 31 12 80)

An Geh. Rat Prof. Dr. Waitz, Bendlerstraße, Berlin W.

Da ich keinen besondern Stoff zu Brief habe, darf ich wohl auf offener Karte meinen bestgemeinten Neujahrswunsch Ihnen u. den Ihrigen senden. Ihr ergebenster

Th. Sickel.

---

1) *Johannes Heller, geb. 1851, seit 1875 Mitarbeiter der Mon. Germ. (s. oben Nr. 82, 84, 90) starb an Typhus 28. Nov. 1880.*

[121] *1881 Januar 2.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(*Postkarte mit Stempel:* Berlin 2/1 81; Wien 3/1 81).

An Herrn Hofrath Professor Sickel
in Wien
IX. Maximiliansplatz 14.

Den freundlichen Gruß und Glückwunsch erwiedere ich mit herzlichem Dank und den besten Wünschen für Ihr und Ihrer Frau Gemahlin Wohlergehen. Hoffentlich giebt uns das Jahr ein persönliches Wiedersehen.

Ganz Ihr ergebenster
2. Jan. 1881. G. Waitz.

[122] *1881 Dezember 6.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(*Postkarte mit Stempel:* Berlin 6/12 81; Wien 8/12 81).

An Herrn Hofrath Professor Sickel
in Wien
IX. Maximiliansplatz 14.

Verehrtester Freund. Ihren Brief mit Quittung erhalte ich im Begriff auf einige Tage zu verreisen . . .

Heute bemerke ich nur kurz, dass ich persönlich gegen die Ausgabe eines Hefts nichts einzuwenden habe. Die Direction wollte nur Einleitung zu den Urkunden Otto's überhaupt. Es ist gewiss gut, wenn bis Ostern etwas erscheint.

Riezler hat angenommen für die Commission nach Rom zu gehen und wartet mit Sehnsucht auf den permesso.

Vor einigen Wochen habe ich, nach längerer Zeit zuerst wieder, in gewohnter Weise um eine Hs. der Hofbibliothek gebeten, bisher weder den Codex noch Antwort erhalten. Können Sie vielleicht einmal anfragen, wie das zusammenhängt.

Mit bestem Gruss ganz Ihr ergebenster
6. Dec. 1881. G. Waitz

[123] *1881 Dezember 21.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*
Wien 21. XII. 81.

Verehrtester Freund.

Ehe ich uns gemeinsame Angelegenheiten berühre, mache ich Sie Ihrer Theilnahme sicher zum Vertrauten meiner jetzigen Erlebnisse.

Sie wissen längst daß meine liebe Frau von einem schweren Leiden heimgesucht ist. . . . Bis gestern war eine meiner nächsten Verwandten hier, von den andern geschickt nach uns zu sehn. Bald wird einer meiner Schwäger zu gleichem Zwecke eintreffen. Auch hier wird uns herzlichste Theilnahme von allen Seiten bezeigt. Einen gewissen Trost bietet das, aber es hält auch das Bewußtsein über die gefahrvolle Lage wach.

Einem der Freunde in Berlin mußte ich diese Lage schildern. Sie, Verehrtester, mögen es nun andern, die mich lässig oder

schweigsam finden, begreiflich machen daß ich schon seit Wochen allerlei versäumte und so noch einige Wochen lang mich verhalten werde.

Ich sende dieser Tage an Wattenbach uns geliehene Reisebriefe zurück [1]) mit kurzen Dankesworten, deren Ergänzung ich Ihnen überlasse. Ich bleibe trotz der besten Vorsätze mit den Arbeiten für Sybel im Rückstande: eine Mahnung würde jetzt vergeblich sein. — Für den Druck der Diplomata allein habe ich seit Wochen so vorgearbeitet, daß er nicht stille stehn wird. Im schlimmsten Falle wird für 1 oder 2 Bogen die Correctur von den Mitarbeitern allein besorgt werden, die sich um meinetwillen doppelte Mühe geben werden. — Von Plänen für Ostern kann jetzt noch nicht die Rede sein. Fügt es der Himmel daß meine Frau die Operation übersteht, so werde ich mit der Genesenden dort Aufenthalt nehmen, wo es die Ärzte am räthlichsten finden; hier in Wien kann ich mich sofort freimachen.

Zu Billroth, den meine Frau selbst gewünscht hat, haben wir volles Vertrauen. Und was sonst menschliche Vorsicht vermag, geschieht. Grade auf diesem Gebiete hat ja die Chirurgie grosse Fortschritte gemacht. Auf alles das vertraut meine Frau und vertraue ich. Nur die schwere Sorge lässt sich nicht verscheuchen. — Ich bin Ihrer aller Mitgefühl gewiß, ebenso Ihrer freundlichen Nachsicht.

Ihr Brief den ich noch überfliege, mahnt mich hinzuzufügen, daß ich das Geld richtig erhalten habe, desgleichen das Buch von Fioravanti, das Ottenthal gleich nach Weihnachten zurücksenden wird. — Beim Theaterbrand ist einer meiner ältern Schüler Listl ums Leben gekommen [2]). Ein jetziges Institutsmitglied hat sich gerettet. Wir wollten grade am 8. ins Ringtheater; aber die mir Vormittags vom Arzt gemachte Eröffnung hatte mich so ergriffen daß wir zu Hause bleiben mussten. Die Mahnung an den Tod machte es mir leichter, meine theure A. vorzubereiten. — Besten Gruß Ihnen und allen die freundlich unsrer gedenken.

Ihr schwergeprüfter

Th. Sickel.

[124] *1881 Dezember 25.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

(Antw. 3/1 82.) Berlin 25. Dec. 1881.

Verehrtester Freund!

Ihre Zeilen vom 21, für die ich Ihnen von Herzen danke, haben mich, wie Sie leicht denken können, schmerzlichst berührt. Gewiss ist das eine schwere Prüfung. Zu dem eignen Leiden das der ge-

1) *Wattenbach hatte auf Wunsch von Sickels Frau ein Paket mit „höchst unwissenschaftlichen Reisebriefen" gesendet; aus welcher Zeit sie waren, ist aus dem Brief vom 23. Okt. 1881, worin Wattenbach die Sendung ankündigt, nicht zu ersehen; vermutlich Briefe an seine vor ihm verstorbenen Schwestern.*

2) *Karl Listl, geb. 1846, 1869—71 ord. Mitglied des Wiener Instituts, Prof. am Mariahilfer Realgymnasium in Wien, verunglückte beim Ringtheaterbrand am 8. Dezember 1881.*

liebten Frau, und dies auf eine schwere Krisis gestellt. Aber dürfen wir doch denken und sagen: sie kann glücklich überstanden werden. Und der tapfere Muth Ihrer verehrten Frau lässt das Beste hoffen. . . . Gewiss nimmt es nicht die Sorge; aber ich denke es darf Muth und bei der erprobten Geschicklichkeit Billroths Vertrauen geben.

Ihre Bestellung an Sybel und Wattenbach richte ich aus, sowie ich sie sehe. Die Feiertage trennen hier mehr als sie verbinden, da jeder sich nur an seine Familie hält. — Von meinen Kindern [1]) ist keines von auswärts gekommen, der Hauptmann durch Verlobung, der Arzt durch schwere Kranke, der Theologe durch Predigt zurückgehalten. Nur der Jurist ist den Winter ganz hier, um das zweite Examen zu machen. Meine älteste Tochter feiert das Fest bei Steindorffs in Göttingen, wohin die Reise von Strassburg aus leichter auszuführen war.

Gott sei Dank sind alle, auch die Kleineren gesund, und so sind wir gestern dankbar vergnügt gewesen.

Ich habe eben den Druck von VG. II 3te Auflage begonnen; wo doch wieder recht viel nachzutragen, zu bessern oder abzuweisen war. Auch ein kleiner Nachtrag zu Caroline, den ich in den Sommerferien zusammengestellt wird gedruckt. — Von den Monumenta sind 2 Bände SS., der Gregor von Arndt (!), eine neue Octavausgabe des Widukind, die Fortsetzung von Zeumers Formeln unter der Presse. In Wattenbachs Abtheilung wird wohl der erste Band Papstbriefe bis Ostern fertig. Von Mommsen der Jordanes.

So dürfen wir ja der Plenarversammlung befriedigende Resultate vorlegen.

Möge bis dahin bei Ihnen alles glücklich verlaufen sein und wir uns beruhigt wiedersehen! In noch ganz anderem Sinne als gewöhnlich wünsche ich Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemalin ein gesegnetes Neues Jahr!

Freundschaftlichst

ganz Ihr

G. Waitz

[125] *1882 Januar 3.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 3. I. 82.

Sie haben mir, verehrter Freund, so herzliche Theilnahme bekundet, daß ich Ihnen nun noch folgendes zu berichten für meine Pflicht halte. Billroth wurde in einem Falle für den sich der russische Kaiser persönlich interessirte nach Petersburg berufen.

---

1) *von Waitzens Söhnen vermählte sich der älteste, der damalige Hauptmann Georg am 8. Okt. 1882 mit Johanna, Tochter des Prof. Hirsch, starb als Major in Arolsen 1894; der zweite, Heinrich, kurz vorher, Juni 1882, mit einer Hamburger Kaufmannstochter Elise Krogmann vermählt, starb als dirigierender Oberarzt in Hamburg 1912; der dritte, Friedrich, Landgerichtspräsident in Bielefeld ist der Besitzer des Briefnachlasses (s. oben S. 53), der vierte, Eberhard, seit 1884 Pastor an der Marktkirche zu Hannover, der Verfasser der 1913 erschienenen Lebensgeschichte des Vaters, ist 1925 gestorben. Vgl. diese S. 73f. und 86.*

Die Op. hier wollte er nicht zuvor vornehmen, weil er den Heilproceß überwachen will. So wurde Verschiebung beschlossen etwa bis Mitte Januar. Recht peinlich für uns, um so mehr da der Zustand unsrer Wohnung stündlich an das bevorstehende Ereigniß erinnert. Mein Zimmer wurde als am geeignetsten für Op. befunden: es herzurichten musste meine Bibliothek fortgeschafft werden. . . . Ich nehme heute meine Arbeiten wieder auf. Auf dem Institut habe ich ja alles was ich brauche. Nur muß ich mich daneben doch mehr wie sonst meiner Frau widmen, damit sie in Gleichmuth erhalten werde, worauf die Ärzte grossen Werth legen. Kommt nicht irgend Geschäftliches dazwischen, so erhalten Sie erst nach dem entscheidenden Tage neue, Gott gebe gute Nachricht von uns.

Mit besten Grüssen

Ihr

treu ergebner

Th. Sickel.

[126] *1882 Februar 10.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 10 Febr. 82

Verehrter Freund.

Vor allem um Ihnen unser aufrichtiges Beileid auszudrücken ergreife ich die Feder. Daß ich nach so ernsten Erlebnissen den Verlust welcher Sie jäh betroffen[1]) wohl zu ermessen weiß, brauche ich nicht zu versichern. — An mir ist allerdings der Kelch vorübergegangen. Aber wie lange habe ich Stunde für Stunde das schlimmste befürchten müssen. . . . Erst seit zwei Tagen habe ich den Eindruck daß meine Frau in der Reconvalescenz begriffen ist. In einigen Tagen wird sie zuerst aufstehn dürfen.

An das Krankenbett gefesselt, meiner Ordnung und meiner Bibliothek beraubt, habe ich wenig gearbeitet. Aber die Diplome sind bis Ende 961 gedruckt. Sobald ich Montag wieder in meinem Arbeitszimmer installirt sein werde, schreibe ich die Einleitung und lasse sie sofort drucken. Auch für Sybel werde ich in nächster Woche das Manuscript fertig haben. Den Druck der Diplome unterbreche ich dann auf einige Zeit. Die Herstellung der Photographien des Priv. Romanum schreitet nämlich langsam vor, so daß ich die betreffende Abhandlung noch nicht abschliessen kann, welche doch am füglichsten zu dem Stück citirt werden muß. Wir arbeiten weiter, um möglichst viel Manuscript in Bereitschaft zu haben, was sich auch deshalb empfiehlt, weil ich möglicher Weise um Ostern Ottenthal ausscheiden sehn werde.

In der Akademie schlug ich Maassen für die Monumenta-Direction vor. Erst stieß ich auf Widerspruch, den ich am wenigsten erwartet. Aber schliesslich wurde er einstimmig gewählt. Ich hoffe daß Sie alle mit der Wahl zufrieden sind. Uebrigens will Maassen

1) *Waitz verlor 6. Febr. 1882 seinen erst 7jährigen Sohn Hartwig, s. Eberh. Waitz S. 72.*

zu Ostern nach Rom, hofft aber früher oder später dem Rufe nach Berlin folgen zu können.

Meine ganze Correspondenz ist auch recht ins Stocken gekommen. Den ganzen Berliner Freundeskreis lasse ich durch Sie grüssen. — Sie u. Frau Gemahlin versichre ich nochmals unsrer innigen Theilnahme. Dazu beste Grüsse

Ihres ergebnen
Th. Sickel.

[127] *1882 Februar 20.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(Antw. 14/3.) Berlin 20. Febr. 1882.

Verehrtester Freund!

Vor allem den herzlichsten Glückwunsch zu der Genesung Ihrer verehrten Frau. Gewiss war es eine schwere Zeit und der Kampf zwischen Furcht und Hoffnung aufreibend. Aber nun ist auch hoffentlich alles überstanden und Sie brauchen für die Zukunft keine Sorge zu hegen. Da werden auch Sie gewiss sich bald erholen, können jedenfalls wieder Ihrer Pflege leben.

Wir kommen allmählich auch zu einer gewissen Ruhe. Die schmerzliche Lücke bleibt und macht sich alle Tage fühlbar. Aber wir müssen uns sagen, dass wohl dem Kinde so besser ist als wenn ihm ein längeres immer mangelhaftes Leben vergönnt gewesen wäre. Und sehe ich auf die Zukunft meiner Frau, so darf ich denken, dass ihr eine Sorge weniger obliegt, wenn ich einmal abgerufen werde. Es geht ihr leidlich; sie dankt mit mir für freundliche Theilnahme, die uns ja von nah und fern reichlich zu theil geworden ist.

Die Wahl von Maassen war in jeder Weise die erwünschteste welche die Akademie vornehmen konnte nachdem uns einmal unser trefflicher Stumpf so unerwartet genommen ist. Hoffentlich kann er nun auch der diesjährigen Versammlung gleich beiwohnen. — Vor allem freilich vertrauen wir dass Sie uns nicht wieder fehlen werden.

Für die Ansetzung der Tage habe ich kaum eine Wahl. Giesebrecht hat hier 1. und 3. April eine Conferenz in Schulangelegenheiten und will natürlich nicht 2 mal die Reise machen. So muss ich schon Dienstag den 4. April nehmen, obschon wir so bis unmittelbar an die Ostertage herankommen, vor dem Donnerstag nicht wohl fertig werden. Lieb wäre mir allerdings, wenn Sie vor Abgang der officiellen Einladung mir sagen könnten, dass die Tage Ihnen und Maassen einigermassen convenieren. — Mommsen wird nicht hier sein, da er eine schon länger geplante Reise nach Rom nächstens anzutreten gedenkt.

Dass Sie ein Heft Diplomata bis dahin fertig stellen, ist ja auch nur erwünscht. — Zeumer wünscht auch die erste Hälfte der Formeln auszugeben, und ich kann dem nicht entgegen sein. Wattenbach wird kaum etwas Fertiges vorlegen, obschon an den neueren Papstbriefen eifrig gedruckt wird.

Riezler und Grauert sind ja nun in Rom, und so steht ja wenigstens eine verständige Verwendung unseres Geldes in Aussicht.

Mit bestem Gruss

ganz Ihr ergebenster

G. Waitz

[128] *1883 Juli 13.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Z. 44 Wien 13. Juli 1883.

Verehrtester Herr College.

In aller Eile antworte ich: Ich danke zunächst für die Geldsendung.

Für Nürnberg schlage ich R. von Zeissberg vor u. zwar weil er in Wien ist und hier einflußreiche Stellung einnimmt [1]), was in Anbetracht der Sachlage hier wichtig ist. Es wird hier sehr stark an aller noch bestehenden Verbindung mit dem deutschen Reiche gerüttelt und es gilt für dieselbe einzutreten. Darin ist auf Z. durchaus Verlaß. Sehr gut angeschrieben kann er im Nothfall Einfluß nehmen. Seine Wahl wird auch beachtet werden.

Schwerer wird es mir Nachfolger für Sacken [2]) vorzuschlagen. Der Verstorbene hat mir ja noch erzählt, daß die Candidatur von Thausing [3]) keinen Anklang fand. Ich selbst muß sagen daß sein Leiden (Rückenmark) ihn oft behindert, daß es ihn schwer traitable macht. Ich rede da aus eigener Erfahrung. Aber wer dann? Ich sitze ja selbst in der Central-Commission für Erhaltung der Denkmäler, kenne alle hiesigen Mitglieder und die Conservatoren in den Provinzen. Aus dem einen oder dem andern Grunde nehme ich Anstand jemand aus diesen Kreisen zu empfehlen. Greife ich darüber hinaus, so scheint mir der geeignetste, wenn ich es auch nur ganz im Vertrauen Ihnen sage, mein Schwager Prof. Hans Semper in Innsbruck. Ich habe mich sehr gefreut, daß er sich aus seiner italienischen Art herausgerissen hat, daß er sich an der Universität und im Landesmuseum allgemeine Achtung erworben hat. Nur ist Innsbruck nicht der Ort, um alles burschikose Wesen abzustreifen. Doch hat er auch darin erfreuliche Fortschritte gemacht. Ich glaube also daß er in Nürnberg ganz am Platze sein wird. — Er wird auch bald in Oesterreich Conservator für Kunstdenkmäler werden, er muß nur eben die Vorstufe als Correspondent noch durchmachen.

Von München habe ich noch nicht einmal die Einladung erhalten. — Die Nachricht von den Metzer Urkunden interessirt mich sehr, und ich freue mich auf weitere Mittheilung. Geld zu etwaigem Ankauf hier könnte ich aber kaum herbeischaffen. Doch fragte ich schon heute ob Graf Hans Wilczek anwesend ist, welcher

---

1) *Heinrich v. Zeißberg (vgl. Anm. zu Nr. 63) war mit dem Geschichtsunterricht des Kronprinzen Rudolf betraut.*

2) *Eduard Freih. v. Sacken, gest. 20. Febr. 1883, war Mitgl. des Gelehrtenausschusses des Germanischen Museums in Nürnberg.*

3) *Moriz Thausing, geb. 1838, seit 1873 als ao. Prof., seit 1879 ord. Prof. der Kunstgeschichte am Wiener Institut tätig, im Herbst 1883 auch Sickels Vertreter am Institut in Rom, fand im August 1884, geistesgestört, einen freiwilligen Tod.*

mir im Nothfall stets beispringt. Seinem Famulus, auch alter Institutler[1]), mochte ich nichts sagen, bevor ich besser unterrichtet bin.

In Rom ist nun alles sehr nach Wunsch geordnet, was auch Forschern aus andern Ländern mit der Zeit zu statten kommt. Wir haben jetzt alles schwarz auf weiß. Bibliothek vom 15. Sept. an offen und Stundenzahl vermehrt. Desgleichen Archiv vom 1. Okt. an. Näheres darüber in München.

Könnten Sie sich nicht entschliessen, vor Nürnberg u. München eine Woche in unseren Gebirgen Erholung zu suchen? Dann vergessen Sie nicht daß man von Attnang (Westbahn) in drei Stunden über Gmunden u. Ischl nach Aussee gelangt.

Mit bestem Gruß

Ihr ergebenster

Th. Sickel.

[129] *1883 Oktober Georg Waitz an die Unterzeichner des Glückwunsches zu seinem 70. Geburtstag*[2]).

Wenn mehrere hundert durch wissenschaftliche Leistung und amtliche Stellung hervorragende Männer des In- und Auslandes, der hochverehrte Lehrer und Meister, werthe Collegen, Fachgenossen, Freunde, ehemalige Schüler, denen liebe Verwandte und Freundinnen sich angeschlossen, vereinigt mir an einem Tage, den ich in der Ferne stille zu verleben gedachte, ein reiches Geschenk und Worte freundlichster Theilnahme haben zugehen lassen, so ist das erste Gefühl das der Beschämung, so viel Güte und Anerkennung in keiner Weise verdient zu haben, das dann aber bald dem des innigsten Dankes gegen alle, die sich meiner haben erinnern, alte Bande der Freundschaft befestigen, neue anknüpfen wollen, Raum machen muss. Bei der Unmöglichkeit diesen Dank jedem einzelnen besonders auszusprechen und zu bethätigen, glaube ich ihn nur so abstatten zu können, dass ich mich bestrebe, in den Jahren die mir noch vergönnt sein mögen in der Weise weiter zu arbeiten und der Gesinnung getreu zu bleiben, denen eine so wohlwollende Beurtheilung zutheil geworden ist. Wie die dargebrachten Gaben mich daran mahnen werden, so bleiben sie meiner Familie allezeit ein werthvoller Besitz, an den sich die dankbarste Erinnerung knüpfte.

In hochachtungsvollster Ergebenheit und Verehrung

G. Waitz.

Berlin, im October 1883.

[130] *1883 Dezember 26. Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 26 Dec. 1883

Hochverehrter Herr College!

Grade am Weihnachtsabend erhielt ich Ihr vorzüglich gelungenes Porträt und Ihre herzliche Erwiederung auf unsern ge-

1) *ohne Zweifel Karl Schrauf, geb. 1835 gest. 1904, der 1871—73 dem Institut angehörte; über die beiden Metzer Urkunden s. N. Archiv 9, 251.*

2) *eigenhändiges Or. in Sickels Nachlaß.*

meinsamen Glückwunsch. Haben Sie sich seiner Zeit unsern Briefen entzogen [1]), so mögen Sie auch mir gestatten, nachträglich noch den persönlichen Gefühlen Ausdruck zu geben, welche auch mich an Ihrem Geburtstage beseelt haben. Nun Neujahr bevorsteht, wiederhole ich diese Wünsche, das Sie sich noch lange gleicher Gesundheit und Frische, zur Freude der werthen Ihrigen und Ihrer Schüler und Fachgenossen erfreuen mögen. Auch Ihrer Frau Gemablin bringen meine Frau und ich die besten Neujahrswünsche dar.

Geschäftliches berühre ich auf dem anderen Bogen [2]). So erzähle ich hier von persönlichen Erlebnissen. Ein Umzug zwar nur in das Nachbarhaus (Maximilianplatz 15), aber in eine Wohnung welche 6 Jahre lang ein Laboratorium barg und entsetzlich verwahrlost war, hat uns viele Wochen hindurch gestört. Gottlob hat meiner Frau die Arbeit und der Arger mit den Handwerkern nicht geschadet, obwohl sie noch immer grosser Schonung bedarf. Mir selbst, weil ich allerlei Bewegungen vermeiden muß, war es noch immer nicht möglich, meine Bibliothek vollständig in Ordnung zu bringen, was ich oft schmerzlich empfinde. Sonst bin ich gut bei Kräften, und nur weil ich zu viel auf mich genommen habe und doch nicht von mir abwälzen kann, bleibe ich mit den Leistungen hinter den eigenen Vorsätzen zurück. Es ermuthigt mich daß ich als Lehrer wieder wie etwa vor acht Jahren wirken kann. Dennoch werde ich mich wenigstens im nächsten Sommer noch ganz auf das Institut beschränken, obwohl ich sonst, wie sich die Dinge jetzt hier gestalten, allen Anlaß hätte auch die historischen Vorlesungen an der Universität wieder aufzunehmen. Nur wenn man den persönlichen Verkehr mit grösseren studentischen Kreisen pflegt, vermag man mit Erfolg auch auf deren Geist einzuwirken. Die traurigen Vorgänge der letzten Zeit [3]) machten es mir zur Pflicht, auch wieder über den kleinen Institutskreis hinaus einzugreifen; aber das wurde mir sehr schwer, da ich der Studentenschaft so gut als fremd geworden bin. Meine Bemühungen mussten sich auf Vermittlung zwischen den Collegen und andrerseits mit der Regierung beschränken. Lorenz war dabei nicht zu helfen, da er jedem Zuspruch unzugänglich blieb. Wie seine Angelegenheit endlich geordnet werden wird, ist noch nicht abzusehn. Er lebt in Illusionen, die ich nicht zu theilen vermag. Wer weiß ob er nicht in diesen Tagen, seit gestern weilt er wieder bei seinem Coburger Freunde, die ersten Enttäuschungen erleben wird. — Sehr peinlich wird mir der Aufenthalt in Berlin mit Maassen sein. Denen welche ihm früher näher standen, grollt er am meisten, und so weicht er auch mir so beharrlich aus, daß alle meine Versuche einen leidlichen

1) *über die Feier von Waitzens 70. Geburtstag, 9. Okt. 1883, s. Eberh. Waitz S. 73f.*

2) *dieser andere Bogen fehlt offenbar; zwar besteht der vorliegende Brief selbst aus zweien, aber der zweite enthält nicht das, was man hier unter Geschäftliches verstehen muß.*

3) *Maaßen, der als Rektor im niederoesterr. Landtag sich für die czechische Schule aussprach, verursachte eine Erregung der Wiener Studentenschaft, die sich, sobald Lorenz für Maaßen einzutreten versuchte, auch gegen Lorenz kehrte; die Folge war, daß Lorenz sich nach Jena berufen ließ.*

modus vivendi zu finden bisher ausgewichen ist(!). Im übrigen halte auch ich die Ruhe an unserer Universität jetzt für so lange gesichert, als nicht von aussen her der Nationalitätenhader wieder angefacht wird. Das Leben wird einem hier sauer gemacht. Ich suche trotzdem den Weg, den ich mir vorgezeichnet habe, ruhig fortzugehn und hüte mich vor allem vor dem hier immer mehr um sich greifenden Fehler, um des gespannten Verhältniß(!) zur Regierung willen im eigenen Berufe zu erlahmen. Die neueste Sorge, die ich mir aufgeladen habe, ist die um unser römisches Institut[1]). Dies von Wien aus zu leiten ist schwer und mühevoll. Bei Verleihung jedes Stipendiums Kampf mit Czechen und Polen. Trotz aller vorsichtigen Auswahl Reibungen der Stipendisten in Rom untereinander und Sträuben gegen die nothwendige Disciplin. Soweit die Arbeitsaufgaben gemeinsame sind, muß ich auf Grund der einlaufenden Berichte stets neue Weisungen geben. Dazu die immer neuen Verhandlungen mit den Autoritäten und Personen in Rom, wo so oft alles wechselt und wo man vor festen Abmachungen zurückscheut. Dazu noch das absonderliche Verhältniß zu den Ungarn. Thatsächlich ordnen sich deren zwei Stipendisten, deren einer mein Schüler ist, unter und gehn so ziemlich Hand in Hand mit den sieben augenblicklich in Rom weilenden Oesterreichern. Aber principiell soll doch die Sonderung gewahrt werden, und so muß ich stets von Fall zu Fall mit den Leitern in Ungarn, mit Haynald oder Fraknoy mich verständigen. Dann wird aber wieder die hiesige Regierung bedenklich, daß ich zu weit gehe. Kurz ein steter Eiertanz. Nur das eine kommt mir zu statten. Ich könnte mit unserem Unterrichtsminister kein Wort reden über die politischen Verhältnisse oder über die eben von der unseligen Politik beherrschten Unterrichtsangelegenheiten. Aber auf meinem speciellen Gebiet, Institut hier und in Rom, wird mir unbedingtes Vertrauen geschenkt und lässt man mich doch trotz einigen Achselzuckens schalten und walten. Ja da gebraucht man mich gern als Mauerbrecher gegen den in allen Dingen schwierigen polnischen Finanzminister. Einen Wechsel in diesem Amte muß ich abwarten, bevor ich das römische Institut ganz zu führen vermag. Dazu gehört ein Leiter in Rom, wenn nicht ein lebenslänglicher wie Henzen, so doch einer auf mehrere Jahre, wie ihn die Franzosen haben. Doch dazu reicht die bisherige Dotation nicht aus. Erwünscht wäre auch gemeinsame Wohnung. Die Baupläne lagen, schon als ich Ostern in Rom war, vor, desgleichen die Voranschläge. Da es sich dabei um gemeinsame Reichsangelegenheiten handelt, war alles mit den Ungarn vereinbart: das Ministerium in Pest und die Delegirten aus Ungarn stimmten zu, desgleichen die Delegirten aus Oesterreich. Aber Dunajewski hier hintertrieb die Sache, so daß für 1884 nichts vorgesorgt werden konnte. Und so wird, so lange hier

1) *der im August 1884 dem Ministerium erstattete Bericht Sickels über das römische Institut gelangte auszugsweise zur Veröffentlichung in Mitt. des (Wiener) Instituts 6, 203 ff.; vgl. auch 7, 197 f. usf. Ausführliche „Römische Erinnerungen" hat Sickel nach seinem Rücktritt, im J. 1906, niedergeschrieben.*

die Polen herrschen und nur für ihr Land sorgen, auch diese Angelegenheit nicht vorwärts gehn.

Was mich jetzt täglich beschäftigt, davon habe ich auch Sie so lange unterhalten. Ich glaube jedoch daß auch Sie sich für diese Dinge interessiren. Ich kann versichern daß wir in Rom auch für deutsche Reichsgeschichte gute Ausbeute in Sicht haben. Nur war es grade jetzt gerathen im Vatikan vorsichtig aufzutreten. Aber Hergenröther und D. Tosti haben schon jetzt neue Gesuche von mir in Händen, in denen ich um die Erlaubniß bitte, was wir unter der Hand aufgestöbert haben, auch benutzen und veröffentlichen zu dürfen. Ich hoffe ferner daß uns noch in diesem Jahre gewisse von der Forschung noch nicht berührte Archive erschlossen werden. Gelingt es, so werde ich auch die Frage anregen, ob etwa unsre Stipendisten zugleich Aufträge für die Mon. Germ. übernehmen und ausführen können.

Ich wiederhole meine Glückwünsche und füge hochachtungsvolle Grüsse an Sie und die Ihrigen wie an die Collegen hinzu.

Ihr

ganz ergebener

Th. Sickel.

[131] *(1884 Jänner)* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Hochverehrter Herr College.

Hier noch einige Nachträge privater Natur [1]). Empfangen Sie noch den besonderen Glückwunsch zur Vermählung Ihres Sohnes.

Dann nochmals unser Institut in Rom. Indem ich eine Zahl nannte, habe ich zu viel oder zu wenig gesagt. Um nicht übertriebene Vorstellungen hervorzurufen, erkläre ich den Sachverhalt. Unsre Philologen und Archäologen kamen vor langer Zeit ein, um für ihre Schüler gleichfalls Stipendien zu erwirken. Obgleich ich sie in jeder Weise unterstützte, erreichten sie noch nichts. Deshalb brachte ich in unsere provisorische Statuten die Bestimmungen betreffend ausserordentliche Mitglieder, welche kein Staatsstipendium erhalten, aber an allen Begünstigungen participieren. Jetzt weilen nun in Rom 2 Philologen auf Kosten der hiesigen Akademie und 1 Archäologe auf Kosten eines Privatmanns. Ausser diesen 3 kommen noch in Abzug 2 ungarische Stipendisten (Historiker), auf deren Arbeiten ich nur indirect Einfluß nehme. Sie beschäftigen sich mit Cencius und mit Nuntiaturberichten des 16. Jh. aus Wien und Warschau. Des weiteren befinden sich unter den Stipendisten der oest. Regierung zwei Kunsthistoriker. Diese jedoch sind verpflichtet auch an den archivalischen Arbeiten sich zu betheiligen.

---

1) *wohl zu einem anderen auf Mon. Germ. bzgl. Brief gehörig, der mir nicht vorliegt; daß Nr. 131 in den Jänner 1884 gehört, ergibt sich nicht blos aus den Eingangsworten, wo ohne Zweifel auf die am 4. Jänner 1884 stattgefundene Hochzeit des dritten Sohnes von Waitz, Friedrich (s. die Lebensbeschreibung, die Eberhard Waitz seinem Vater widmete S. 74) Bezug genommen wird, sondern auch aus dem Zusammenhang mit dem vorhergehenden Brief, dessen Angaben über das römische Institut hier ergänzt werden.*

Für letztere sind auschliesslich thätig Ottenthal (allerdings jetzt schon heimgekehrt), Werunsky u. Kaltenbrunner. Unter des letzteren Leitung ist seit 1881 das archivalische Material für 1270—1308 bereits vollständig aufgearbeitet. Die nächste Periode haben wir übergangen, da Wenck und die Münchener da eingesetzt haben. Werunsky hat die Zeit Karl IV in Angriff genommen. Ottenthal hat bei seinem letzten Aufenthalt sich an das 15. Jh. gemacht. Zunächst galt es die auch die Kanzlei und die Registratur umfassenden Reformen der Curie in der Zeit der Concile zu verfolgen und zugleich das Material für Reichsgeschichte seit dem Regierungsantritt Albrecht II. zu verzeichnen. Diese Arbeit setzt augenblicklich Kaltenbrunner fort. Nebenbei beuten wir, soweit es uns gestattet wird, das noch ganz ungeordnete Archiv der Engelsburg aus. Damit K. schneller fortkomme habe ich vorgestern noch Dr. Riegl nach Rom gesandt. Dieser betreibt allerdings in erster Linie kunsthist. Studien, hat aber, wozu er auf dem Institut vorbereitet worden ist, je drei Tage in der Woche unter K. auf dem Archiv zu arbeiten und wird dann auch im Sommer so lange in Rom bleiben, als uns das Archiv geöffnet bleibt. — Werunsky und K. müssen um im Sommer zu lesen, nach Ostern heimkehren. Also finden Sie in Rom wahrscheinlich nur noch Riegl. — Erst in den diesjährigen Heften unsrer Zeitschrift werden die inhaltreichen Berichte von Kalt. u. Ottenthal über die bereits ganz abgeschlossenen Arbeiten erscheinen. Ein Band Mon. Habsburgica wird wohl bis Ende 84 druckfertig werden.

Vom Engelsburg-Archiv verspreche ich mir noch manche Ausbeute für die frühren Jahrhunderte. Wir haben viele wichtige Stücke schon in Händen gehabt und verzeichnet. Aber diese Arbeit muß ganz systematisch betrieben werden. Ich bin grade jetzt mit Hergenröther u. Dom Tosti darüber in Unterhandlung, kann aber auf bestimmten Bescheid nicht eher mir Hoffnung machen, als bis die jetzt in Rom für Reorganisation der Archive und für Publicationen der Curie eingesetzte Commission (s. Münchner Allg. Zeitung vom 14. Dec. Nr. 347) ihre Berathungen beendet hat[1]). Sie in Berlin werden vollends gut thun zu warten, bis das Ergebniß dieser Berathungen vorliegt.

Mit freundlichem Gruß von Haus zu Haus

Ihr

Th. Sickel.

[132] *1884 Juli 10.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 10. Juli 1884.

Hochverehrter Herr College.

Inmitten der Unordnung und des Trubels nur wenige Worte. ... Sie suchen im September Erholung. Erfreuen Sie doch mich und Frau durch Besuch in Aussee, das wirklich lohnend. Melden

1) *Sickel verweist hiermit auf seinen eigenen Aufsatz „Die päpstl. Archive".*

Sie sich an (vom 20. an ist meine Adresse Aussee), so gebe ich Ihnen noch gute Rathschläge für Reise.

Mit besten Grüßen Ihr

Th. Sickel.

[133] *1885 Jänner 8.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 8. Januar 1885.

Hochgeehrter Herr College.

Dankbar für Ihre freundlichen Glückwünsche erwiedern ich und meine Frau dieselben in gleicher Gesinnung. ... Fast eine Woche lang habe ich dann, da ich an heftigen Gesichtsschmerzen litt, kaum zu schreiben vermocht. Als dann Ihr freundlicher Brief vom 3. eintraf, glaubte ich erst mit Birk sprechen zu müssen. Ich habe es heute gethan, leider ohne mehr als das Versprechen zu erwirken. daß er Ihnen jetzt antworten werde. Den Anon. Belae jedoch will er nicht senden. Er beruft sich auf Rücksichten welche er der Ungarn wegen nehmen müsse, u. ich erinnere mich gehört zu haben daß es einmal recht unangenehme Auseinandersetzungen zwischen den Hofämtern und den anspruchsvollen Ungarn gegeben hat — es wird dann nichts erwirkt werden können. Das andre MS. wird er senden, obwohl er eine Verwechslung betreffs der Signatur vermuthet.

Mit der neuen Auszeichnung welcher Sie[1]) gedenken, hat es seine Richtigkeit. Im Grunde handelt es sich nur um die Consequenz einer früheren. Doch die Umstände unter denen jetzt die Verleihung des Diploms erfolgte, waren immerhin erfreuliche. Bei der Eröffnung der neuen Universität besuchte der Kaiser mein Institut und sprach sich dabei sehr anerkennend aus, knüpfte namentlich an den von ihm gelesenen Bericht über unsre römische Filiale an (bei der Veröffentlichung habe ich einen besonders interessanten Passus auslassen müssen), und bekundete lebhaftes Interesse. Indem ich jüngst auch von Rom aus die besten Zusicherungen erhalten habe, ist mir um den Fortgang unserer auf oesterreichische Geschichte bezüglichen Arbeiten nicht bange. Ich wünschte nur daß aus der jetzt so günstigen Lage auch für die Monumenta Nutzen gezogen werden könnte. Doch darüber lässt sich nur mündlich verhandeln. Daß ich in dem Aufsatze über das Wormser Concordat (Bresslau wird Ihnen dieser Tage ein Exemplar überreichen) meinen Wünschen Ausdruck gegeben habe, wird Ihnen hoffentlich genehm sein. Wenn Sie erst Mittel und Arbeiter haben, glaube ich mit Erfolg secundiren zu können.

...

1) *im Or. verbessert aus* welche mir der, *gemeint ist die Erhebung in den Ritterstand, die sich aus der schon im April 1881 erfolgten Verleihung des Leopoldordens ergab.*

Nochmals beste Wünsche Ihnen und den Ihrigen und dazu hochachtungsvolle Grüsse

Ihr ganz ergebener
Sickel.

[134] *1885 Jänner 12.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*
(erledigt). Berlin 12. Januar 1885.

Verehrtester Herr College!

Für die Verwendung bei Birk meinen besten Dank. Der eine Codex ist angekommen; wegen des andern wird sich wohl dort eine Hülfe finden lassen. Diese fremden Historiker sind eben keine erfreuliche Aufgabe. Aber die Consequenz fordert doch, dass man auch die minder wichtigen berücksichtigt. Die Ungarn incl. des Thomas habe ich Heinemann übergeben; für die Polen will Smolka durch einen jüngern Sorge tragen. Wie viel Arbeit die Engländer gemacht, werden Sie aus SS. XXVII sehen; XXVIII bringt noch einen bedeutenden Rest, und dazu Dänen eben mit Polen und Ungarn als Anhang [1]). Inzwischen schreitet XV vor.

IV, 2 der VG. werden Sie in diesen Tagen durch die neue Verlagshandlung erhalten; ich hoffe jetzt eine Zeit lang hier Ruhe zu haben. Muss nun die neue Auflage der Jahrbücher besorgen und hoffe dann ernstlich an den Liber pontificalis gehen zn können [2]).

Für die Wormser Urkunde und den Römischen Bericht danke ich bestens [3]). Es wäre allerdings wohl ganz gut, wenn Weiland selbst einmal nach Rom ginge. Er scheint aber wenig reiselustig, vielleicht der Augen wegen, obschon diese besser sind; arbeitet übrigens jetzt eifrig an LL. II. — Dr. Holder-Egger wird im Frühling noch einmal nach Rom gehen, aber wohl erst im April, da ich vorher kaum Geld habe, ihn auch beim Druck schwer entbehren kann. ...

Mit bestem Gruss und nun nachträglichem Glückwunsch zur neuen Würde

ganz Ihr ergebenster
G. Waitz

[135] *1885 März 4.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*
Wien 4 März 1885

Hochgeehrter Herr College.

Indem ich vorgestern in aller Eile schrieb, da ich eine wenn auch nur vorläufige Rückäusserung für räthlich hielt, habe ich mir

---

1) *der Druck dieser fremden Quellenauszüge hat sich bis über Waitzens Lebensende hinausgezogen und die Ordnung wurde so geändert, daß die Dänen, Polen und Ungarn in den XXIX. Band kamen, s. Breßlau S. 559 ff., 666 ff.*

2) *über die von Waitz nicht mehr vollendeten Vorbereitungen zur Ausgabe des Liber pontificalis Breßlau S. 615 f.*

3) *Breßlau und Sickel, Die kais. Ausfertigung des Wormser Koncordats in Mitt. des Inst. 6, 105—139 und Sickels Bericht über die bisherigen Arbeiten des Instituto Austriaco in Rom, ebenda 203—223.*

ein Versäumniß zu schulden kommen lassen, das ich hiemit gut machen will. Ich habe Ihnen noch für den neuen Band der Verfassungsgeschichte verbindlichsten Dank zu sagen und meine Freude auszusprechen daß die neue Bearbeitung glücklich fortschreitet.

Verpflichtung nach Berlin zu kommen erkenne ich vollständig an. Aber für uns ferner wohnende sind das recht unbequeme Tage. Und da, soviel ich vom Hörensagen weiß, vor zwei Jahren dies zur Sprache gekommen war, hatte ich auf andre Tage gerechnet und hatte danach meine Einrichtungen hier getroffen. Jetzt wird es mir schwer mich frei zu machen, doch versuche ich es.

Mit hochachtungsvollem Grusse

Ihr
ergebenster
Sickel.

[136] *1885 März 8.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

MONUMENTA GERMANIAE (erledigt) Berlin 8. März 1885

Hochgeehrter Herr College!

So sehr ich bedaure dass die Zeit unserer Jahresversammlung Ihnen ungelegen ist, und auch begreife dass man sich zu der Jahreszeit schwer zu einer längeren Reise entschliesst, so habe ich es doch in der That diesmal nicht ändern können und werde auch kaum in Zukunft wesentlich abzuweichen im Stande sein[1]). Die Osterzeit ist einmal statutenmässig festgesetzt, und ich wüsste auch nicht welche andere an ihre Stelle treten könnte, da die hiesigen Mitglieder die einzige vielleicht denkbare Pfingsten, sich nicht werden nehmen lassen zu Ausflügen der einen oder andern Art zu benutzen; auch die Verlegung der Rechnungstermine manche Unbequemlichkeit hätte. Dazu kommt, dass Giesebrecht als Mitglied der Reichsschulcommission[2]) die Reise Ende März machen muss und sie nicht zweimal, am wenigsten kurz nacheinander, machen würde. Aus dem letztern Grunde habe ich auch darauf verzichten müssen die Tage nach Ostern zu nehmen, was mir persönlich und wegen Eulers lieber gewesen wäre[3]). Es wird eben nie, auch wohl diesmal nicht, gelingen einen allen bequemen Termin zu finden. Umsomehr hoffe ich, dass Sie die entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen und durch persönliche Theilnahme unsere Angelegenheiten zu fördern helfen werden. Ich habe von einem Schritte Rechenschaft zu geben[4]), zu dem ich durch die Reichsregierung genöthigt ward, und bei dem

1) *verbessert aus* abweichen können.
2) *verbessert aus* Reichsschuldeputation.
3) *der Frankfurter Jurist Ludwig Heinrich Euler, welcher seit 1863 der Zentraldirektion angehörte, hat in der That 1885 noch einmal ihrer Versammlung beigewohnt, starb schon im folgenden November, s. Breßlau im N. Archiv 42, 413 u. 524.*
4) *gemeint ist der von Waitz am 28. Nov. 1884 dem Staatssekretär v. Bötticher vorgelegte Bericht, s. N. Archiv 13, 259 ff. und 42, 613.*

mir besonders daran gelegen sein muss, dass er auch von den Oesterreichischen Collegen gebilligt wird, wenn ich auch nicht in der Lage war vorher auch nur den hiesigen davon Mittheilung zu machen.

Unsere Finanzen werden leider wahrscheinlich nicht ohne eine gewisse Schwierigkeit sein, da der Überschuss des Jahres geringer ist als in früheren Jahren und es also auf die Vertheilung ankommt.

Sehr erfreulich und auch meiner Frau besonders angenehm wäre, wenn Ihre Frau Gemahlin Sie begleitete, wozu sie wohl einige Hoffnung gemacht hat.

Hochachtungsvoll
ganz Ihr ergebenster
G. Waitz

[137] *1885 Juli 11.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Entwurf eines ausführlichen Berichtes in der Angelegenheit Pflugk-Harttung.

[138] *1885 Oktober 23.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

MONVMENTA GERMANIAE
ABTHEILUNG DER DIPLOMATA
zu Z. 104. Wien 23 Okt. 1885

Hochgeehrter Herr College.

. . .

Das Schriftstück welches Prof. E. ausm Weerth ausbietet [1]), hatte ich hier. Wir von unserm Standpunkte aus können in ihm eine Kanzleiausfertigung nicht erblicken. Wir sehn darin eine höchstens um 30 Jahr jüngere Copie in Diplomform. Das mindert den Werth des Stückes nicht. Ich rathe daher nach wie vor zum Ankauf desselben seitens der Archivdirection, selbst wenn der jetzige Besitzer auf dem Preise von 200 M. bestehn sollte, auch nachdem ich ihm das Ergebniß unserer Prüfung mitgetheilt habe.

Gestern traf Herzberg-Fränkel ein [2]), dem ich sofort die die Legendarien betr. Stelle Ihres letzten Briefes mitgetheilt habe. Er wird selbst darüber schreiben.

Leider hat Fanta aber wieder einen bösen Anfall gehabt. Ich habe mich seiner nach Möglichkeit angenommen. Leider ist jetzt seine Mutter verreist, so daß ich mit dieser nicht sprechen konnte. Seine Genossen, die ihn alle sehr schätzen und lieb haben, werden ein wachsames Auge haben. Im Nothfalle muß er eine Zeit lang Urlaub nehmen [3]). Natürlich leiden dadurch die Arbeiten der Abtheilung. Das habe ich schon jetzt sehr schwer empfunden. Ich

---

1) *vgl. Mon. Germ. DD. 2, 889 zu DO. I, 36 und Mitt. des Inst. 27, 156.*

2) *Sigm. Herzberg-Fränkel, geb. 1857, 1879—81 Mitgl. des Wiener Instituts, gest. 1913 in Wien als Prof. der Univ. Czernowitz.*

3) *Adolf Fanta, geb. 1856, 1879—1881 Mitgl. des Wiener Instituts, dann 1883 Mitarbeiter der Mon. Germ., Abtlg. Diplomata, starb 1887 nach langer Krankheit.*

wollte ja mit Uhlirz u. Fanta noch vor der Abreise eine Reihe von Fragen erledigen. Das ist vereitelt worden. Ob wir uns auf schriftlichem Wege über alles verständigen werden können, ist doch fraglich.

In diesem Augenblicke erhalte ich noch eine unliebsame Nachricht. Seit etwa 10 Tagen arbeitete Skodlar in meinem Auftrage in Venedig: wir bedurften für O. II. noch der Collationen der Verträge mit Venedig; zugleich sollten die späteren Pacta für Weiland verglichen werden. Nun ist aber Liber I. pactorum augenblicklich unzugänglich, weil er für Arbeiten der Archivverwaltung benöthigt wird. Skodlar konnte somit nur einen Theil der ihm gegebnen Aufträge ausführen. Ich werde also über Venedig fahren und einen Versuch machen, ob etwa ich selbst jenen Liber erhalte.

Trotz Aufenthaltes in Venedig gedenke ich spätestens am 31. in Rom einzutreffen. Bis ich Wohnung finde, steige ich doch wieder im H. Quirinale, Via Nazionale ab, was ich für den Fall bemerke daß Sie mir schon in nächster Zeit zu schreiben hätten. Anfang November gebe ich die stehende Adresse an.

Mit hochachtungsvollem Grusse

Ihr

ganz ergebner

Sickel.

[139] *1886 Jänner 24.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

Monumenta Germaniae

Berlin 24. Jan. 1886.

Hochverehrter Herr College!

Für die freundlichen Grüsse und Mitteilungen aus der historischen Metropole meinen besten Dank, und auch die guten Wünsche zum begonnenen Jahre erwiedere ich herzlichst, freue mich, dass Rom Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin wohl bekommt und bitte mit der meinen dieser bestens empfohlen zu sein.

Dass der Tod von Diekamp schmerzlich eingreifen musste, konnten wir uns wohl sagen. Ich persönlich wusste von dem eigentlichen Zweck seines dortigen Aufenthaltes nichts näheres; er war wohl ganz ohne Zusammenhang mit den Oesterreichischen Arbeiten? Dass aber im Nachlass manches Ihnen und vielleicht auch den Monum. von Wichtigkeit sein kann, nehme ich mit Ihnen an und werde für jede weitere Mittheilung dankbar sein. Wattenbach hat des Todes im N. Archiv kurz gedacht[1]).

Hier fehlt es auch nicht an einiger Calamität. Dr. v. Heinemann ist seit November krank, ging dann, wie wir glaubten, zur Erholung nach Hause, hat sich später aber in Halle bei Volkmann einer Operation unterwerfen müssen, die wohl gelungen ist, aber, wie der Vater schreibt, ihm noch einige Monate die grösste Schonung

---

1) *Wilh. Diekamp, geb. 1854 zu Geldern, 1882 Privatdozent in Münster, ao. Mitglied des Wiener Instituts, gest. in Rom 25. Dez. 1885, s. N. Archiv 11, 426.*

zur Pflicht macht, so dass vor der Plenarversammlung von seinem Wiedereintritt kaum wird die Rede sein können. Besonders das Register zu SS. XV wird dadurch verzögert. Dagegen geht der Druck hier und SS. XXVIII vorwärts: ebenso ist mit Fredegar und Kaiserchronik begonnen. Zeumer ist bis zum Register gelangt. — Weniger ist Wattenbach mit den Fortschritten seines neuen Mitarbeiters Dr. Gundlach zufrieden; und Dr. Ewald pausiert wohl leider ganz.

Da Maassen in Wien keinen geeigneten Hülfsarbeiter für die Concilien finden konnte, habe ich ihm einen von Prof. Arndt und Maurenbrecher empfohlenen Dr. Lippert proponiert, der aber erst im März eintreten möchte. Es liegen ein paar gute Arbeiten von ihm vor.

Der Arbeit über die Urkunden Otto II. sehe ich mit viel Interesse entgegen, und hoffe gern, dass dann auch der Druck bald nach Ihrer Rückkehr beginnen kann. Ich gehe eben den I. Band für eine neue Auflage der VG. 5—8 durch. Welcher Gewinn, wenn so einmal die Urkunden des 10. 11. Jahrhunderts vollständig vorliegen!

Sonst leben wir hier in alter Weise weiter, ich etwas von Erkältung geplagt, die nicht recht weichen will — wohl eine Zugabe des Alters. Nicht alle sind so glücklich 90jährige Geburtstage feiern zu können wie unser Altmeister Ranke!

Mit den besten Grüssen auch an die Herren in Rom die sich meiner erinnern

hochachtungsvoll
und ganz ergebenst
G. Waitz

[140] *1886 Mai 4.* *Theodor Sickel an Georg Waitz.*

Wien 4. Mai 1886.

Hochverehrtester Herr College.

Recht betrübt daß Sie noch über Ihr Befinden zu klagen haben, gebe ich vor allem dem aufrichtigen Wunsche Ausdruck daß Sie bald ganz genesen mögen. — Anbei sende ich die richtig lautende Quittung.

Betreffs des Dr. Fanta habe ich jetzt nur das eine erfahren, daß die Lunge nicht angegriffen ist, daß er ein Kehlkopfleiden hat, welches in Folge der Vernachlässigung recht hartnäckig ist, aber doch nicht unheilbar ist. Ich sende Ihnen zur Einsichtnahme den Brief den ich hier vorfand[1]). Endlich habe ich auch einen Freund des Meraner Arztes kennen gelernt, welcher es übernommen hat denselben um ein Gutachten zu bitten. Erst gestern eingetroffen, musste ich sofort die Institutsleitung wieder übernehmen und mich vorbereiten für die morgen zu beginnenden Vorlesungen. Daher fand ich noch nicht die Zeit mir von Maassen über Berlin und von

1) *dieser Brief liegt nicht bei.*

Uhlirz über die Monumenta-Arbeiten berichten zu lassen. Aber ich habe doch sofort Vorsorge treffen können, um einigen Ersatz für Fanta zu finden, den ich den Mai über noch ganz entbehren und auch dann noch schonen werden muß[1]).

Erst am 21. April Abends konnte ich Rom verlassen. Da von Tag zu Tag die Maßregeln an den Grenzstationen verschärft wurden und selbst Quarantäne zu befürchten war, eilten wir die Grenze zu passieren. Wir ruhten erst in Triest, dann in Abbazia aus. Letzteres kann sich in der That mit den Kurorten der Riviera messen und ist doch nicht so überfüllt wie Nizza oder Mentone. Die Temperatur dort fanden wir um fast 10 Grad höher als in Rom. Mit Ausflügen zu Lande und zu Wasser an den herrlichen Küsten des Golfs von Quarnero vergiengen die Tage sehr schnell. Aber ich mußte heimwärts eilen. Auf dem Karst schon empfanden wir den jähen Wechsel der Temperatur. Als wir schliesslich den Semmering passirten, erlebten wir argen Schneesturm. Hier in Wien frieren wir. Doch wir hoffen den Wechsel glücklich zu überstehn.

Mit dem römischen Aufenthalte bin ich sehr zufrieden. Früchte desselben glaube ich Ihnen bald vorlegen zu können. Zunächst kommen kleinere Mittheilungen und Berichte. Bald möglichst aber will ich eine Ausgabe des Liber diurnus und zwar in usum scholarum folgen lassen. — In Rom gibt es noch weit mehr zu arbeiten als ich selbst bisher annahm. Vor allem will erst die ganz absonderliche Entwicklung der Schrift in Rom studirt sein. Ich habe dort Originale von etwa 1150 gesehn, die ich den bisherigen Annahmen zufolge zu 1000 ansetzen würde. Nach 1200 eilt dann die Schrift der in andern Ländern sehr voraus. Bevor die Phasen der Entwicklung nicht festgestellt sind, lässt sich gar nicht mit Sicherheit entscheiden, ob z. B. die Register gewisser Päpste im Original vorliegen oder in Copien. Auch Denifle ist noch ganz unsicher in der Zeitbestimmung. Er hat daher meine Absicht eine ganze Reihe von Facsimiles zu veröffentlichen sehr willkommen geheissen und hat mich redlich unterstützt in der Auswahl von Schriftproben. Leider reichen meine Mittel nicht aus schon jetzt eine grössere Anzahl anfertigen zu lassen. — Für die paläographischen Vorarbeiten interessiren sich auch die Franzosen. Diese wollen jetzt auch für die Originalität der einen Cencius-Handschrift eintreten, haben mich aber noch nicht überzeugt. Ein ander Mal mehr über diese sehr wichtige Frage.

Meine Frau und ich senden Ihnen und Frau G. beste Grüsse. In Erwartung baldiger ganz gut lautender Nachrichten verbleibe ich

Ihr ganz ergebener

Sickel.

---

1) *so im Original.*

Nachtrag.

[38a] *1866 April 19.* *Georg Waitz an Theodor Sickel.*

(30/4 66.)

Verehrtester Herr College!

Mit dem besten Dank habe ich die Abschrift des Speculum erhalten und mich gleich durch nähere Ansicht und Collation der noch hier befindlichen Münchener Handschrift von der Sorgfalt der Arbeit überzeugt, für die ich Herrn Schmidt auf das beste verbunden bin. Sie ist allerdings ausführlicher und mühsamer geworden als ich denken konnte, namentlich durch die vielen Abweichungen und Glossen des Seitenstettener Textes. Beide sind recht sehr verdorben, wie der Vergleich der leider nur ganz einzeln [1]) verglichenen Edinburger zeigt.

In einiger Verlegenheit bin ich aber mit der Honorierung. Der Begriff der Arbeitsstunde ist nach Art und Persönlichkeit so verschieden, daß er nur einen wenig ausreichenden Anhalt gewährt. Mir wäre viel lieber Sie nennten die Summe. Oder soll ich die gemachte Werthdeclaration als Anhalt ansehen? Sonst muß ich die Sache entweder Pertz überlassen oder Pertz meinen Maßstab mittheilen. Ich wünsche natürlich daß Herr Schmidt erhält was er selbst als angemessene Entschädigung ansieht.

So schnell wie möglich will ich die Münchner Handschrift collationieren: dabei wird sich ergeben, ob ich noch Auskunft über einzelne Stellen bedarf. Ganz klar bin ich bisher nicht über die Randnoten, wie sie genannt werden. Es scheinen ebenso wie die zwischen den Zeilen geschriebenen Erklärungen des Gotfried Glossen des Autors zu sein, wie sie sich auch in Handschriften der Memoria saeculorum finden und die allerdings aufzunehmen sind.

Sachlich bedenklich ist mir der prosaische Theil, ob wirklich von Gotfried. Jedenfalls nicht sind es die Zusätze der Seitenst. Aber in den andern finden sich sehr merkwürdige Dinge: die Ceres habe in Aegypten Corngotin geheißen [2]) etc.

Für die deutsche Geschichte hat das Stück ja eigentlich keinen Werth, aber literarhistorisch ist es doch sehr interessant. Wenn nur die ganze Arbeit mir nicht so viel Zeit kostete.

Die Diplomensendung von Pertz hat wenig Sinn [3]) und kann ihm nur Unannehmlichkeiten bereiten.

Denken Sie noch die karolingischen Urkunden in diesen Band der Forschungen zu geben? Dann müßte ich bald darum bitten.

Bitte sagen Sie Herrn Schmidt auch vorläufig meinen Dank für seine Abhandlung. Ich schreibe ihm später selbst. Heute nur das in Eile besonders wegen des ersten Punkts, den ich nicht zu

---

1) *verbessert aus* nur sehr theilweise.
2) hodie vulgo in Egipto dicitur Corngotin *Mon. Germ. SS. 22, 35f. 30.*
3) *vgl. oben Nr. 38, Anm. 1.*

lange unerledigt wünsche. Wir sind im Beginn unserer Vorlesungen und daher vollauf beschäftigt.

Hochachtungsvollst
ganz Ihr
ergebenster
G. Waitz

Göttingen 19. April 1866.

[39a] *1866 Mai 10. Georg Waitz an Theodor Sickel.*

Verehrtester Herr College!

Da ich Herrn Schmidts Adresse nicht habe, bin ich so frei Ihnen die Einlage zuzusenden, in der ich mit meinem besten Dank für die sorgsame Arbeit ihm 40 Thl. Pr. Curant als das von Ihnen angemessen gefundene Honorar übersende[1]): als eine rechte Entschädigung für die aufgewandte Zeit und Mühe ist es ja kaum zu betrachten; allein das ist einmal das Schicksal aller gelehrten Arbeiten. Ich nehme nach Ihrem Brief an, daß es auch ihm so recht ist. Hoffentlich haben auch die Preussischen Zettel noch Curs, jedenfalls wohl nicht schlechteren als die eigenen.

Wir stehen in einer gefährlichen Krisis, und es scheint kaum möglich an den Frieden zu glauben. Und doch kann ich auch noch immer nicht an den Krieg glauben, und dasselbe schreibt doch auch Pertz aus Berlin, während andere Stimmen von da sehr kriegerisch lauten. Ich kann auf keiner Seite erfreuliche Aussichten finden.

Hochachtungsvoll ergebenst
ganz Ihr
G. Waitz

Göttingen 10. Mai 1866.

---

1) *der vom gleichen Tag datierte Dankbrief von Waitz an Schmidt u. ein früherer (vom 12. Febr. 1866) in gleicher Angelegenheit sind im Besitz von Frau Schulrat Marie Schmidt zu Schlittenau bei Fehring erhalten.*

[Zu Nr. 53] Waitzens Brief an Schmidt, datiert vom 18. Okt. 1868, und zwei weitere wegen der Druckkorrektur des Aufsatzes, vom 4. Juni u. 11. Juli 1869, im Besitz von Frau Schulrat Schmidt zu Schlittenau.

[Zu Nr. 57] statt Müller *lies* Meiller.

[Zu Nr. 58, 59.] Wegen Planck, Anecdota wandte sich Sickel im August oder September 1869, unter gleichzeitiger Überreichung der ersten Bogen seiner Arbeit über das Konzil von Trient, an Döllinger, der ihm am 2. Okt. 1869 das gewünschte Buch sandte.

Namenverzeichnis.

Die in den Briefen von Waitz und Sickel genannten Zeitgenossen mit Ausschluß der nur in Büchertiteln vorkommenden werden hier mit den Nummern der betreffenden Briefe angeführt. Erscheint ein Name nur in der Anmerkung oder auch in den Nachträgen, so wird der Nummer ein Stern bezw. ein a beigefügt.

Der kallimachische und der homerische Hexameter.

Von

Hermann Fränkel.

Vorgelegt durch Max Pohlenz in der Sitzung vom 26. November 1926.

Wilhelm Meyer [1]) hat für die erste Hälfte des kallimachischen Hexameters die Regel gefunden, daß der Trochaeus und der Daktylus im zweiten Fuße nicht durch den Schluß eines drei- oder mehrsilbigen, im 1. Fuße beginnenden Wortes gebildet werden dürfen. Die Regel bewährt sich auch für Nonnos [2]). Über ihren Grund hat sich Meyer nur vermutungsweise ausgesprochen: „Gründe für solche metrische Regeln aufzustellen, ist Geschmacksache. Mir scheint der trochaeische oder gar der daktylische Wortschluß im 2. Fuße gemieden zu sein, weil der Schluß eines längeren Wortes schwerer in das Ohr fällt als ein selbständiges trochaeisches oder daktylisches Wort (vgl. *μάρμαρον ἀντὶ γυναικός* mit *πάντα δ' ἔναλλα γένοιτο* und *θηλυτέρῃσι γυναιξί*, oder *δὸς δέ μοι οὔρεα πάντα* mit *πόλλ' ἐπικάμπυλα κᾶλα* und *ὅπλα δ' ἐπάρμενα πάντα*, oder *τίς τ' ἄρ σφωε θεῶν* mit *τόξ' ὤμοισιν ἔχων* und *τηλεθόωσα φύει* usw.), weil also durch den schweren Wortabschnitt im 2. Fuße die gesetzmäßige Caesur im 3. Fuße von vornherein ihrer Wirkung beraubt schien" (S. 983).

Daß diese Begründung nicht zutrifft, läßt sich leicht zeigen. Wenn das Wort, dessen Schluß die „gesetzmäßige Zäsur" bildete, nicht leichter sein sollte als das vorangehende: warum ist dann *οὔρεα πάντα* zulässig, *ἔναλλα γένοιτο* verboten? Wenn die Zäsur des dritten Fußes nicht durch einen schweren Einschnitt vorweggenommen werden sollte: müßten dann nicht Verse wie 3, 89: (ὃ *δὲ κρέα λυγκὸς ἔταμνε*) *Μαιναλίης,* | *ἵνα οἱ* | *τοκάδες κύνες εἶδαρ ἔδοιεν* viel eher verpönt sein als *μῆνιν* | *ἄειδε* | *θεά*? Und weiter: wie soll man

1) Münch. Sitz.-Ber. 1884, 980.

2) Doch sei gleich bemerkt, daß einige Verse bei Kallimachos und viele bei Nonnos beginnen wie *ἐστήξειν δὲ τὸ τεῖχος*, also der Regel eigentlich widerstreben; denn *ἐστήξειν δέ* ist im Sinne metrischer Regeln Ein Wort („Wortbild" nach Maas).

sich die gleichmäßige Behandlung der Nachbarstellen $\overset{2}{\text{—}}$⏑|⏑ und $\overset{2}{\text{—}}$⏑⏑| erklären, während doch der nach dem Hermannschen Gesetz verbotene Einschnitt im 4. Fuß zwischen zwei legitimen Einschnitten liegt, der Hephthemimeres und der Bukolischen Zäsur? Und schließlich: wie kommt man auf eine so komplizierte Regel? Wie kann man unter dem Druck dieses Verbotes Gedichte machen? Und wie konnte Nonnos, achthundert Jahre vielleicht nach Kallimachos, das seltsame Verbot wiederentdecken und befolgen?

Auf die letzte Frage läßt sich unschwer eine Antwort geben. Mit Hilfe einer einfachen Überlegung kann man Meyers Regel auch positiv formulieren. Verboten ist, daß der Trochaeus oder Daktylus des zweiten Fußes durch den Schluß eines im ersten Fuß beginnenden Wortes gebildet wird. Diesem Verbot kann auf dreierlei Weise genügt werden. Entweder, es greift überhaupt kein Wort vom ersten auf den zweiten Fuß über: Wortschluß vor der zweiten 'Hebung'. Oder zweitens, das übergreifende Wort schließt rechtzeitig vor dem zweiten Trochaeus und Daktylus: Wortschluß hinter der zweiten Hebung. Oder drittens, das übergreifende Wort endet noch nicht hinter dem zweiten Trochaeus und auch noch nicht hinter dem zweiten Daktylus, sondern reicht in den dritten Fuß hinein. Hier im 3. Fuß muß dann natürlich durch das Ende dieses Wortes die sog. Hauptzäsur gebildet werden. Andere Möglichkeiten gibt es nicht.

Das erste Meyersche Gesetz läßt sich also auch so formulieren: Vor oder hinter der zweiten Hebung liegt eine Wortgrenze, es sei denn daß ein einziges Wort, im ersten Fuß beginnend, bis an die Zäsur des dritten Fußes reicht. In der Sache ist damit genau derselbe Tatbestand festgelegt, den Meyer beobachtet hat. Und doch nimmt sich nun die Regel sehr anders aus. Vom zweiten Trochaeus und Daktylus handelt sie überhaupt nicht mehr; sondern sie ist eine Regel über Zäsuren geworden. Eine von zwei Zäsuren ist vorgeschrieben, und sie dürfen nur dann beide unterbleiben, wenn ihre Stellen durch ein langes Wort überdeckt werden, das erst mit der Zäsur des dritten Fußes zu Ende geht. In dieser Form ist die Regel zwar noch nicht kürzer, aber einfacher geworden. Und man kann sie nun leicht dem lebendigen Vers abhören, so wie Nonnos sie den Hexametern des Kallimachos abgehört und auf seine eigenen übertragen hat. Der Anfang des zweiten Hymnos z. B. hat im ersten Vers die Wortgrenze vor der zweiten Hebung (falls man nicht ὁ zum folgenden zieht, vgl. V. 12):

οἷον ὁ   τ' Ὡπόλλωνος   ἐσείσατο   δάφνινος ὅρπηξ,

dann achtmal hinter ihr:

οἷα δ' ὅλον   τὸ μέλαθρον·
καὶ δή που   τὰ θύρετρα
οὐχ ὁράᾳς;   ἐπένευσεν
ἐξαπίνης,   ὁ δὲ κύκνος usw. bis
ὅς μιν ἴδῃ,   μέγας οὗτος.

Der elfte Vers hat wieder den früheren Einschnitt:

ὀψόμεθ'   ὦ 'Εκάεργε.

Im zwölften fehlen zum ersten Mal beide Einschnitte, und Ein Wort, das bis zur Zäsur des dritten Fußes reicht, überdeckt sie beide; das Wort bedeutet 'schweigend': μήτε σιωπηλήν.

Durch diese positive Wendung sind die Erscheinungen nun auch einer positiven Statistik zugänglich geworden, die nach der Häufigkeit der verschiedenen Formen und nach der feineren Durchbildung fragen kann.

Von den ersten 100 Versen von Kallimachos' Hymnen haben 6 keine Zäsur vor oder hinter der zweiten Hebung. In ihnen erstreckt sich ein einziges Wort, stets $|\cup\overset{2}{-}\ldots$ beginnend, vom 1. bis in den 3. Fuß. Es endet fünfmal männlich (z. B. ὀξὺ δ' ἀνήβησας 1, 56) und nur einmal weiblich (Κρῆτες ἐτεκτήναντο 1, 9).

Von den 94 verbleibenden haben 9 Wortende vor und hinter der 2. Hebung zugleich. Bei den übrigen 85 überwiegt bei weitem die Zäsur hinter der 2. Hebung (70 : 15). Von diesen 70 Versen haben 54 weibliche Zäsur im 3. Fuß. Gleichfalls weibliche Zäsur im 3. Fuß haben von denjenigen, die vor und hinter der 2. Hebung Zäsur haben, noch 6 ($|\overset{2}{-}|\cup\cup\overset{3}{-}\cup|$); wir nehmen sie jetzt zu den 54 Versen $\overset{2}{-}|\cup\cup\overset{3}{-}\cup|$ hinzu. Innerhalb dieser 60 Verse bilden die stärkste Gruppe, und überhaupt die stärkste geschlossene Untergruppe, die 36 Verse, in denen der Raum zwischen beiden Zäsuren von Einem Wort ausgefüllt wird, z. B. 1, 37—42 sechsmal hintereinander: ἀπέτισε — ὀνόμηνε — πτολίεθρον — Νηρῆι — πίνουσι — ἀπέλειπεν. Der Typus πέσε δαῖμον ist 11 mal vertreten; andere Unterteilungen sind viel seltener.

Zäsur vor der 2. Hebung und weibliche Zäsur im 3. Fuß haben 8 Verse; in allen wird der Raum zwischen den Zäsuren von Einem Wort ausgefüllt (z. B. Ζεῦ σὲ μὲν 'Ιδαίοισιν 1, 6). Im ganzen haben 69 von den 100 Versen weibliche Zäsur im 3. Fuß; von diesen haben, wie gesagt, 54 die Zäsur hinter, und nur 8 vor der 2. Hebung (ferner 6 an beiden Stellen, 1 an keiner von beiden). Bei den 31 Versen mit männlicher Zäsur im 3. Fuß stellt sich das Verhältnis wesentlich anders: 10 hinter und 13 vor der 2. Hebung (wozu noch 3 mit beiden Einschnitten zugleich kommen, und 5 ohne beide Einschnitte). Der Unterschied ist wohlverständlich: bei

der weiter vorn liegenden Zäsur im 3. Fuß ist auch die früher liegende Zäsur vor der 2. Hebung relativ häufiger. Den Raum $|\smile\smile\overset{3}{-}|$ füllt 8 mal ein spondeisches Wort und 5 mal ein anapaestisches; den Raum $|\overset{2}{-}\smile\smile\overset{3}{-}|$ füllt 6 mal ein molossisches, 4 mal ein choriambisches Wort, und 3 mal $|\overset{2}{-}\smile|\smile\overset{3}{-}|$.

Wenn diese Statistik auch nur aus 100 Versen gewonnen ist, dürfte sie doch von den ty[p]ischen Haupterscheinungen ein ungefähr zutreffendes Bild geben. Aller Voraussicht nach würden die Verschiebungen, die sich aus einer vollständigen Sammlung und Zählung ergeben würden, im Allgemeinen ohne Interesse sein. Für einige Sonderfälle dagegen ist es nützlich, sämtliche Hexameter der Hymnen durchzusehn. Es sind rund 1000 (1010), sodaß die Zahlen ohne Umrechnung eine Vorstellung von der durchschnittlichen Häufigkeit geben können. Es ergibt sich dann, daß 95 (bzw. 100, s. u.) Verse die Zäsur vor oder hinter der 2. Hebung nicht haben. Von diesen lassen 93, der Regel entsprechend, ein langes Wort vom ersten Fuß bis zur Zäsur des dritten Fußes reichen. Dieses Wort beginnt in 82 Fällen (49 mit männlicher und 33 mit weiblicher Zäsur im 3. Fuß) hinter dem ersten Trochaeus (*τὰς δὲ τελεσφορέας* 6, 129; *φᾶ δὲ παραψύχοισα* 6, 45). Ferner zeigt sich, daß bei der Teilung $\overset{1}{-}\smile\smile|\overset{2}{-}\smile\smile\overset{3}{-}\smile|$ zwischen beiden Zäsuren fast dreimal so oft (89 : 31) ein einziges Wort steht, wie eine Wortgruppe. Die Unterteilung $|\overset{2}{-}\smile\smile|\overset{3}{-}\smile|$ kommt 13 mal vor, und $|\overset{2}{-}\smile|\smile\overset{3}{-}\smile|$ 18 mal.

Zweimal kommt eine regelwidrige Teilung vor: *πρῶκες ἔραξε πέσωσιν* 2, 41; *ὡς δὲ Μίμαντι χιών* 6, 91. Dreimal ist der eigentlich auch nicht korrekte Typus *ἐστήξειν δὲ | τὸ τεῖχος* vertreten (2, 15; 3, 77. 126). Der Vers 4, 144 beginnt mit *θερμάστραι τε βρέμουσιν*, 6, 61 mit *ἃ δ' ἄλλως μὲν ἔασεν*. — Indem wir die Beurteilung dieser ungewöhnlichen Verse auf später verschieben [1]), formulieren wir nunmehr die Regel nach den Ergebnissen der Statistik folgendermaßen:

Die Hexameter des Kallimachos haben meist hinter der zweiten Hebung, sonst vor ihr, eine Zäsur. Fehlt an beiden Stellen die Zäsur, so beginnt im ersten Fuß, und zwar meist mit seiner zweiten Kürze, ein bis zur Zäsur des dritten Fußes reichendes Wort.

Diese Fassung scheint uns nicht nur, sondern sie ist wirklich sinngemäßer als diejenige, die Meyer der Regel gab. Denn die beiden Einschnitte die wir durch die Umformung erhielten, und der dritte, der sich weiter aus dem Material ergab, fallen mit den

---

1) S. u. S. 201 [1]. 217, 227 [1].

drei Stellen zusammen, an denen Kallimachos in der ersten Hexameterhälfte starke Sinneseinschnitte zuläßt (Maas, Griech. Metrik § 98). Der Dichter hat also wirklich diese Stellen als die tektonisch gliedernden Stellen seines Verses empfunden, und er hat die innere Gliederung der Vershälfte durch eine stets an solcher Stelle eintretende Wortfuge durchgeführt.

Auffallend ist nun die Bestimmung, daß die Zäsur, wenn sie hinter dem 1. Trochaeus eintritt, stets ein langes Wort hinter sich hat, das bis zur nächsten Zäsur reicht. Man könnte sie darauf zurückführen, daß der Einschnitt, als der exzentrischste und seltenste, an sich am wenigsten ins Ohr fällt, und zum Ausgleich umso reiner und kräftiger gebildet würde[1]). Deshalb also würde jede weitere Wortfuge bis zur nächsten Zäsur vermieden.

Mag diese, etwas indirekte, Deutung auch zutreffen und gelten, so wird sie doch dem Tatbestand nur zum Teil gerecht. Es gibt ja 11 Verse unter den 1000, in denen das geforderte lange Wort schon früher beginnt, nach der ersten Silbe oder mit dem Vers. Die Länge des Wortes dient also in diesen Versen ganz gewiß nicht mehr zur Hervorhebung und Verstärkung einer seltenen Zäsur, sondern vielmehr als Ersatz für die fehlenden Zäsuren. Seine schwere Kraft schafft durch ihren breit ausladenden, prangenden Wohlklang einen Ausgleich dafür — einen überreichlichen Ausgleich sogar —, daß die gewohnten Einschnitte unterbleiben. Geradezu hören kann man, wie sie von der gleitenden Masse überströmt und niedergehalten werden (— wenn es erlaubt ist, so starke Ausdrücke auf so zarte Dinge anzuwenden): *ἡ δ' ὑποδινηθεῖσα*, oder: *καὶ πολυωνυμίην*.

Nunmehr ist auch die Frage nach dem Grunde der Regelung bereits erheblich geklärt. Sie stellt sich jetzt als eine doppelte: warum hat Kallimachos eine Binnengliederung der ersten Hexameterhälfte eingeführt? Und warum gerade diese?

Auf die erste Frage wird man antworten: weil er den Hexameter noch durchgreifender rhythmisch binden wollte. Vielmehr nicht den Vers, sondern das Gedicht; denn die Zäsuren werden erst durch ihre häufige Wiederholung vernehmlich, so wie die einzelnen Daktylen im Verse erst durch ihre Wiederholung zur Form werden. Nur durch ihre ständige Befolgung konstituiert sich die Regel des Baus. Der Vers *Μῆνιν ἄειδε θεά* brauchte nur dann

---

1) Wenn Kallimachos 2, 41 den Einschnitt ⏊ ⏑ | anwandte, ohne ihm ein langes Wort folgen zu lassen (malend? oder *ἔραζε πέσωσιν* Ein Wortbild wie *ἰθὺς πέτετο* X 143 s. u. S. 219[2]?), so werden wir den Vers nicht zu beanstanden brauchen. Das Auffällige ist die sonst geübte Konsequenz; die leichte Ausnahme ist viel weniger befremdend.

'schlecht' oder 'fehlerhaft' oder 'unvollkommen' zu heißen, wenn er bei Kallimachos stünde; weil er dort eine Gleichmäßigkeit stört, die im Homer nicht vorhanden ist und darum nicht gestört werden kann. Bei Kallimachos hat, so können wir vorläufig sagen, der Hexameter ein neues, in bestimmten Formen wechselndes Element rhythmischen Gleichklangs, und damit Wohlklangs, erhalten.

Somit sind wir der Notwendigkeit enthoben, für die gemiedenen Formen des Baus nachzuweisen, daß sie an sich rhythmisch schlecht sind. Sie brauchen nur aus irgend einem Grunde zur häufigen Anwendung weniger geeignet zu sein. Überhaupt mußten bei dieser 'Normung', wie bei jeder, die gängigsten und meistgebrauchten Formen, nicht ohne Gewaltsamkeit, zur Norm erhoben werden, und die an sich seltneren mußten, auch wenn sie unanstößig waren, ausgeschlossen werden. Gängig und naheliegend aber waren die Formen, die in der vorhandenen Poesie am häufigsten verwirklicht waren, gleichviel aus welchen Gründen. So sind die Wortfugen vor und hinter der 2. Hebung schon bei Homer weitaus die häufigsten; nur verhältnismäßig wenigen Versen (etwa $^1/_{12}$) fehlen beide Einschnitte. Als dritter Einschnitt kam dann — wenn wir das Prinzip der Regelung einmal als gegeben hinnehmen — nur die Stelle hinter dem ersten Trochaeus in Frage, da es ja ein Einschnitt innerhalb des ersten Fußes sein sollte. Natürlich aber spielt außer den allgemeinen und historischen Gegebenheiten, noch der absolute und der persönliche Geschmack, der Zeitstil und der Eigenstil des Dichters (seine 'Sprachmelodie') hinein; weniger bei der Auswahl der zugelassenen Formen — denn für diese gilt das überpersönliche Gesetz der absoluten Schönheit, der Tradition und der Entwicklung nahezu mit zwingender Gewalt — als bei dem Entschluß zur Fortbildung der rhythmischen Bindungen, bei der Bevorzugung gewisser Formen und der Durchführung im Einzelnen.

Diese Bevorzugung und feinere Durchbildung wurde wahrscheinlich selbst von dem gelehrten Alexandriner nicht mit 'bewußter Kunst' vollzogen, wie man zu sagen pflegt, sondern mit unbewußter, d. h. in diesem Falle mit dem Gehör[1]). So ist die

1) Sehr bezeichnend scheint mir das Folgende. Kallimachos hat verhältnismäßig selten, wie oben gezeigt wurde, bei der Gliederung |$\stackrel{2}{-}$ ⏑⏑ $\stackrel{3}{-}$ ⏑| eine Wortfuge zwischen den beiden Zäsuren. Für den Typus |$\stackrel{2}{-}$ ⏑⏑ | $\stackrel{3}{-}$ ⏑| hat er in den Hymnen 13 Beispiele. Von diesen lauten 6 so: *ἡνίκα νῆες* 3, 231; *ἡνίκα πλεῖστα* 4, 176; *εἵνεκα σεῖο* 4, 129; *οὕνεκα θυμόν* 3, 236; *ὁσσάκι κύκνοι* 4, 254; *ὁππότ' ἂν οἳ μέν* 4, 172. Auch die restlichen Fälle ordnen sich zu sprachlichen Gruppen: *οὔρεα πάντα* 3, 18; *ἤματα πάντα* 4, 190; *μυρία πάντα* 6, 88; — *γείνεο,*

Statistik nur ein rohes, wenn auch nicht ganz zu entbehrendes Hilfsmittel, um uns von den Erscheinungen Rechenschaft zu geben. Man kann sogar zweifeln, ob Kallimachos seine Regel auch nur in allgemeinen Zügen begrifflich deutlich war. Jedenfalls hat nicht die Überlegung Verse zugelassen oder verdammt; sondern abweichende Bildungen klangen dem Dichter 'anders', und darum hat er sie, wenn sie ihm überhaupt in den Sinn kamen, zurückgewiesen oder umgestaltet. Von seinem entschiedenen Willen, seine Dichtung 'rein' und 'fleckenlos' zu halten, legt ja Kallimachos selbst mit schönem Stolze Zeugnis ab. Dieser Wille zum Geschmack war ihm, wie gewiß überhaupt den führenden Künstlern jener Epoche, bewußt. Aber von formenstrenger Geschmackskunst ist es noch ein weiter Weg bis zu einer Pseudopoesie, die stets mit discursiver Überlegung bewußt 'Kunstmittel' handhabt.

Jedoch, wir kennen ja bisher vom Hexameter des Kallimachos nur die eine Hälfte, und so müssen wir uns zunächst über den ganzen Vers Klarheit verschaffen. Dabei wird sich auch sehr bald von selbst herausstellen, von woher Kallimachos gerade eine solche Regelung der Struktur für die erste Vershälfte nahe gelegt wurde.

Für den Bau der zweiten Vershälfte bei Kallimachos sind die folgenden 4 Regeln bekannt (vgl. Maas § 91. 93. 96. 97): (1) Einschnitt nach dem 4. Trochaeus fehlt. (2) Wortschluß hinter der 4. und 5. Hebung zugleich wird vermieden. (3) Verse mit männlicher Zäsur im 3. Fuß haben eine 'Nebenzäsur' entweder vor oder nach der 4. Senkung (oder an beiden Stellen). (4) Monosyllaba am Versschluß finden sich nur nach der Bukolischen Zäsur.

Die zweite von diesen Regeln scheint nun einmal wirklich einleuchtend zu sein. Aber Meyer, der sie fand, hat sofort selbst sein Erstaunen darüber ausgesprochen (S. 988), daß der doppelte männliche Einschnitt, der hier wie man zu glauben geneigt ist, eben wegen seiner hart klingenden Wiederholung gemieden wird,

---

γείνεο κοῦρε 4, 214; *ναὶ ναί, τεύχεο δῶμα κύον κύον* 6, 63; *Ἥρη, τοῦτό με ῥέξον* 4, 203. Nur 4, 287 bleibt isoliert, gehört aber eigentlich nicht hierher; denn *Ἱερὸν ἄστυ* ist als Name so gut wie Ein Wort. Es reproduzieren sich also dieselben sprachlichen Typen; einmal zugelassen, kehrt die Bildung mit ähnlichen Worten und ähnlichem Klange wieder, sodaß sich die Einzelfälle auch sprachlich stützen und gegenseitig als zulässig legitimieren. — Ebenso kann man sehr häufig beobachten, daß eine im Durchschnitt seltene Versform, wenn sie erscheint, gleich ein paarmal auftritt, sodaß sie für den Augenblick als normal und üblich empfunden wird. Z. B. | ⏑⏑ —̲ ⏑⏑ | kommt in 1000 Versen 60 mal vor, d. i. im Durchschnitt einmal auf 17 Verse; aber 4 mal in 16 Versen 4, 128—43; 4 mal in 9 Versen 4, 245—53; 5 mal in 21 Versen 3, 214—31; 5 mal in 13 Versen 3, 74—86. Die Beispiele ließen sich häufen.

an anderer Stelle unbedenklich zugelassen ist. Wortschluß hinter der 2. und 3. Hebung zugleich ist häufig (z. B. *λευκότατος ποταμῶν* 1, 19); nach der 3. und 4. zugleich ist er sogar gemäß der dritten der obigen Regeln, die gleichfalls von Meyer herrührt, unter Umständen gefordert; und so kommt er auch nicht selten hinter der zweiten, dritten und vierten Hebung zugleich vor (z. B. *ταῦτα δ' ἐμὸν θησεῖ στεγανὸν δόμον* 6, 54).

Vollends für die Hermannsche Regel (1), die Meidung des Wortschlusses mit dem 4. Trochaeus, läßt sich erst recht kein einleuchtender Grund finden[1]). Sie gilt bereits bei Homer, muß also aus homerischer Verskunst gerechtfertigt werden. Da ließe sich allenfalls wieder geltend machen, daß bei weiblicher Zäsur im 3. Fuß in zwei Nachbarfüßen weiblicher Schluß eintreten würde: *Πηλεύς θήν μοι ἔπειτα | γυναῖκα | γαμέσσεται αὐτός* *I* 394. Aber der Einschnitt hinter dem 4. Trochaeus unterbleibt ja auch nach männlicher Zäsur im 3. Fuß. Und außerdem gibt es bei Homer nach Belieben Verse mit weiblichem Wortausgang im ersten, zweiten und dritten Fuß zugleich, womöglich noch im fünften (und sechsten) Fuß dazu: *αὐτὰρ | ἔπειτα | Θόωνα* | *Λ* 422; *καί σε | τοσοῦτον | ἔθηκα* |, *θεοῖσ' ἐπιείκελ' | Ἀχιλλεῦ* *I* 485; oder *τὴν μὲν | ἔπειτα | θύελλα | διεσκέδασ', αὐτὰρ | ἐγώ γε* | *η* 275. Nein; es kann nicht so allgemeine, sondern es muß ganz besondere Gründe haben, wenn Ein bestimmter trochaeischer Einschnitt, immer derselbe, streng gemieden wurde, während alle Fünf anderen, womöglich zugleich, zugelassen waren; wenn Ein bestimmter Einschnitt kaum einmal in 1000 Homerversen erscheint, während die andern Sechzehn oft und sehr oft erscheinen. Und es läßt sich auch garnicht vorstellen, wie unter den Aoiden, noch weniger, wie nach Homer mehr als ein Jahrtausend lang, das geheimnisvolle Verbot des Wortschlusses an dieser einen Stelle als solches weitergegeben und weiter befolgt werden konnte.

Wir werden auch hier wieder vermuten dürfen, daß die beiden Verbote nur die Kehrseite einer positiven Regelung darstellen, nur die zufällige und vollkommen gleichgültige Folge einer Gliederung, die seit Homer galt und von Kallimachos weiter präzisiert wurde. Wir werden aber auch wieder an die, zunächst für Homer zu

---

1) K. Witte versucht (Glotta 4, 9) eine Erklärung aus der angenommenen Entstehung des Hexameters: für den Vierheber, der später mit dem nachfolgenden Adonius zum Hexameter verschmolzen worden sei, hätte die Regel gegolten, daß die letzte Senkung durch zweisilbige Wortformen gebildet werden müsse. — Cauer (Grundfragen[3], 194 f.) meint, die Silbenfolge (◡) ◡ — ◡ wirke unschön, wenn sie in der Mitte des Verses eine beherrschende Stellung einnähme.

suchende Regel den Anspruch stellen, daß sie hörbare Typen liefert. Aussagen die sich ohne Bleistift und Papier nicht realisieren lassen, haben noch nicht ihre sinngemäße Gestalt. Sie müssen so lange umgeformt und berichtigt werden, bis sie dem Gehör zugänglich werden — dem Gehör, das seinem unbewußten Gedächtnis die häufig vernommenen Formen einzuprägen vermag, und auf Grund dieser positiven Erinnerung gegen Abweichungen empfindlich wird.

Um nun die positive Norm nicht nur aufzustellen, sondern zugleich auch als identisch mit dem Hermannschen Verbot zu erweisen, muß ich sie aus diesem Verbot deduktiv ableiten. Von vornherein kann man voraussetzen, daß das Verbot mit der Lage der fraglichen Stelle zwischen zwei Zäsurstellen zusammenhängt, der Hephthemimeres und der Bukolischen Zäsur. Wir formulieren deshalb das Verbot so: Gestattet ist ein Wortende vor der 4. Senkung oder hinter der 4. Senkung oder an beiden Stellen, jedoch unter der Bedingung, daß in keinem dieser Fälle mit dem 4. Trochaeus ein Wort endet. Gestattet ist auch, daß weder vor noch nach der 4. Senkung ein Wort endet, jedoch unter der Bedingung, daß mit dem 4. Trochaeus kein Wort endet. Nun ist es aber unmöglich, daß in Verbindung mit einer wirklichen Zäsur vor oder hinter der 4. Senkung ein metrisch wirksamer Wortschluß hinter dem 4. Trochaeus eintritt. Alle Wörter, die nur eine Kürze umfassen, schließen sich metrisch mit dem vorangehenden oder folgenden Wort zusammen, so wie sie auch inhaltlich unselbständig sind [1]). Also gilt für die Verse mit Hephthemimeres oder Bukolischer Zäsur das Hermannsche Verbot von selbst; man braucht es für sie nicht zu formulieren und auszusprechen. Selbständige Geltung hat es nur für den Fall, daß diese Zäsuren beide fehlen. In diesem Falle muß, nach dem Verbot, die Wortfuge hinter dem 4. Trochaeus, also zwischen den Zäsurstellen, gleichfalls fehlen. Die positive Regel, in welcher der 4. Trochaeus garnicht mehr genannt zu werden braucht, lautet demnach:

Alle homerischen Verse werden durch eine Wortfuge vor oder hinter der vierten Senkung gegliedert (*ψυχὰς | Ἄϊδι προΐαψεν* oder *Ἀχαιοῖς | ἄλγε' ἔθηκεν*); es sei denn, ein schweres Wort überdeckt beide Einschnittstellen zugleich (z. B. *διαστήτην ἐρίσαντε* — *ἐυκνήμιδες Ἀχαιοί*). Dies Wort hat (das wollen wir gleich hinzusetzen) vorwiegend die Form ⏑–⏑⏑–(⏑) = *Ποσειδάων(α)*.

1) Die Sprache duldet keine Wörter mit selbständigem Inhalt bei so geringem Umfang (Ausnahmen: *δός* u. ä., *σός* u. ä., wenn sie durch folgenden vokalischen Anlaut gekürzt werden); vgl. Wackernagel, diese Nachr. 1906, 147 ff.

Diese Regelung[1]) fand Kallimachos für die zweite Hexameterhälfte bei Homer vor; er übertrug sie auch auf die erste Vershälfte, die bei Homer hinsichtlich der Wortfugen noch ungeregelt war, und alle denkbaren Typen, wenn auch natürlich in verschiedener Häufigkeit, aufwies. Man braucht ja nur die 'zweite Hebung' an Stelle der 'vierten Senkung' zu setzen, und man hat genau die Norm, gemäß der, wie wir vorhin sahen, Kallimachos die erste Hälfte seines Hexameters gestaltet hat. Das Prinzip ist genau das gleiche, es stammt aus Homer.

Bei Homer gilt nun aber dieses selbe Prinzip auch noch ein zweites Mal, nämlich für die Zäsuren des dritten Fußes. Alle homerischen Verse ohne eine Wortfuge im dritten Fuß überdecken die Stelle der unterdrückten Zäsuren durch ein schweres (mindestens choriambisches oder molossisches) Wort, das in der Hephthemimeres endet. Es steht also nicht nur die Hephthemimeres als Ersatz, sondern es fehlt auch stets die, an sich mögliche, Wortfuge zwischen dem dritten und vierten Fuß[2]), auf die ein Monosyllabon folgen würde (*κείμενα δή*, um ein Beispiel zu fingieren). Ferner aber lehrt eine Prüfung dieser Verse[3]), daß nur 17 Prozent, also

1) Dafür daß die obige Fassung der Regel sinngemäßer ist als die Verbotsform, spricht auch die Tatsache, daß sich die Mehrzahl der Verstöße gegen das Hermannsche Verbot, nach unserer Regel entschuldigen, wenn auch nicht rechtfertigen läßt. Weitaus die meisten nämlich der abweichenden Verse sind so beschaffen, daß ein Monosyllabon im Spiel ist, sodaß trotz dem Wortende hinter dem 4. Trochaeus die Hephthemimeres oder die Bukolische Zäsur zur Not anerkannt werden kann, oder gar regelrecht vorhanden ist; z. B. *ἐπεί | σφι φίλος περὶ κῆρι* Ω 423, oder *ἐμοὶ δὲ μέγ' | εὖχος ἔδωκας* E 285, oder *μάτην δὲ σὸν | ἦτορ ἀμύσσου* Paul. Sil. Anth. Pal. V 262 (261), 5 (dagegen ist Nonnos 38, 212 auch im Inhalt unsinnig und von Maas, Metrik § 137 glänzend geheilt). Besonders viele der homerischen Ausnahmen von dem Hermannschen Gesetz kommen dadurch zu Stande, daß wie in dem ersten Beispiel, auf *ἐπεί* ein Enklitikon folgt. Solches *ἐπεί κε, ἐπεί σε* usw. war in der Sprache sehr häufig, im Hexameter aber kaum unterzubringen, weil es seiner Bedeutung nach an den Versanfang oder hinter eine Sinnesfuge, also hinter eine Zäsur gehört, und nach dem Wackernagelschen Stellungsgesetz das Enklitikon dem *ἐπεί* sofort folgen muß. Deshalb hat man sich mit *ἐπεί* einige Freiheiten erlaubt; man hat es den Vers beginnen lassen (W. Schulze, Quaest. epicae 380, mit anderer Erklärung), oder man stellte *ἐπεί κε* usw. hinter die Zäsur des 3. Fußes, nnd ließ *ἐπεί | κε* als Einschnitt gelten. Danach hat auch Kallimachos in gleicher Verlegenheit *σκῶλος ἐπεί | μιν ἔτυψε* gewagt (Fgt. 7, 1 Pf.).

2) Wie Lehrs (De Aristarchi studiis Homer.[3] 387) gesehen hat. — In dem Vers Α 179 (= γ 323) *οἴκαδ' ἰὼν σὺν νηυσί τε σῇς (νηί τε σῇ) καὶ σοῖς ἑτάροισιν* ist *νηυσί τε σῇς (νηί τε σῇ)* als Ein Wort behandelt.

3) Sie wurde an den ersten 200 Beispielen (aus Α 1—Ψ 395) der Liste vorgenommen, die Lehrs aaO. gibt.

ein Sechstel dieser Verse, sich mit dem choriambisch-molossischen Mindestumfang des überdeckenden Wortes begnügt [1]). Fünf Sechstel der Beispiele haben ein noch längeres Wort oder Wortbild, woraus wir eine Bestätigung dafür gewinnen, daß wirklich das Schwere Wort angestrebt ist. Die relativ stärkste Gruppe, die Hälfte aller dieser Verse umfassend (48,5 Prozent), wird wieder durch den Umfang ⏑–⏕– = *Ποσειδάων* gebildet. Der Umfang *ἐπιπείθηται* ist unter 100 Beispielen 32,5 mal vertreten.

Zweimal also, für die Zäsuren im 3. Fuß wie für diejenigen zu beiden Seiten der 4. Senkung, gilt bereits bei Homer das gleiche Prinzip des überdeckenden Schweren Wortes, als Ersatz für fehlende Zäsuren. Tönende Klangfülle entschädigt den Hörer für die Störung des gewohnten, melodisch gegliederten Ablaufs. Indem ein gewichtiges Wort mit breitem Schwall über die Doppelmauer des Zäsurenpaares hinwegrauscht, wird die sonst geachtete Form nicht umgangen und nicht zerstört, sondern hörbar gebändigt und kraftvoll überwunden. Es kann und darf nicht so klingen, als sei der sonst gepflegte Rhythmus versehentlich nur eben um eine Kleinigkeit verfehlt worden. Und weiter wird man fast durchweg finden, daß es nicht beliebige lange Wörter sind, denen die anspruchsvolle Rolle zugemutet und die auffallende Verwendung angewiesen ist; sondern starke und in ihrem Zusammenhang bedeutsame Wörter, oder feierlich rühmende, oder das festliche Gepränge der Götter- und Heldennamen:

> *ἤυσεν δὲ διαπρύσιον* ... P 247,
> (*χειρὶ δὲ τῇ ἑτέρῃ μὲν ἕλε χθόνα πουλυβότειραν,*)
> *τῇ δ' ἑτέρῃ ἅλα μαρμαρέην* ... Ξ 273,
> *ὁππότερος δέ κε νικήσῃ* ... Γ 71,
> *κυανοχαῖτα Ποσειδάων* ... Ξ 390,

um einige Beispiele für den dritten Fuß zu nennen [2]).

So ist aus der Verletzung der Form eine neue Form geworden, ein neues Ausdrucksmittel und ein neuer Schmuck. Entstanden ist dieses Prinzip gewiß nicht plötzlich, sondern durch eine Entwicklung. Primitivere Vorstufen werden die Gelegenheit geboten haben, das Empfinden für die stolze Schönheit der formüberwindenden neuen Form zu wecken und auszubilden. Auch diese Vorstufen werden wir noch kennen lernen.

---

1) Selbst wenn man, was nicht richtig ist, die Fälle wie *ὑπ' αἰθούσῃ* — *ἐπὶ Πατρόκλῳ* — *καὶ Μηριόνης*, zu den choriambisch-molossischen rechnet, sind es auch nicht mehr als 44 Prozent.

2) An solchen Versen ist mir, wenn ich das berichten darf, bei der Lektüre zuerst die Bedeutung des Schweren Wortes rein akustisch aufgegangen.

Zunächst aber müssen wir noch ein wenig auf die Struktur der zweiten Vershälfte bei Homer eingehen.

Die häufigste Gestalt dieser zweiten Hälfte ist die Gliederung durch die Bukolische Zäsur, die sich bisweilen auch mit der Hephthemimeres verbindet (z. B. ξανθῆς δὲ κόμης | ἕλε | Πηλεΐωνα *Α* 197). Für diese häufigste Form bestehen keine weiteren Vorschriften [1]) über sonstige Wortfugen.

Ebensowenig gibt es Regeln über die auf die Hephthemimeres folgenden Wortfugen [2]). Wenn die Bukolische Zäsur fehlt, schließt nach der Hephthemimeres entweder Ein Wort den Vers: *βίην Ἡρακληείην*; oder zwei Wörter in beliebiger Teilung: *προσέφη νεφεληγερέτα Ζεύς*, oder *θεὰ λευκώλενος Ἥρη*, oder *θεὰ γλαυκῶπις Ἀθήνη*, oder *βοὴν ἀγαθὸς Μενέλαος*. Auch mehr als zwei Wörter können folgen: *ὅ με πρότερος κάκ' ἔοργε Γ* 351 — kurz alles nur denkbare scheint tatsächlich vorzukommen.

Fehlen schließlich sowohl die Bukolische Zäsur wie die Hephthemimeres, so werden ihre Stellen beide von demselben Wort überdeckt. Dies Wort muß darnach mindestens choriambisch oder molossisch sein (z. B. *τὸν ἠύκομος τέκε Λητώ Α* 36, oder *ὅτε κινήσῃ Νότος ἐλθών Β* 395). Es kann aber bereits in der Zäsur des dritten Fußes beginnen (*ἀριστῆες Παναχαιῶν*, oder *ἐπεπωλεῖτο στίχας ἀνδρῶν*); und es endet oft erst hinter dem 5. Trochaeus (*δολοφρονέουσα παρέστης Γ* 405, *πυρὶ λαμπετόωντι ἐίκτην Α* 104), selten mit dem 5. Fuß (*φιλοκτεανώτατε πάντων Α* 122). Wie das Schwere Wort an dieser Versstelle in der lebendigen Dichtung klingt und wirkt, wie es stets auch schwer von Inhalt oder feierlicher Würde ist, mögen die ersten Beispiele der Ilias zeigen:

Α 1 *Μῆνιν ἄειδε θεὰ Πηληιάδεω Ἀχιλῆος* ...
6 *ἐξ οὗ δὴ τὰ πρῶτα διαστήτην ἐρίσαντε* ...
17 *Ἀτρεΐδαι τε καὶ ἄλλοι ἐυκνήμιδες Ἀχαιοί* ...
22 *ἔνθ' ἄλλοι μὲν πάντες ἐπευφήμησαν Ἀχαιοί* ...
34 *βῆ δ' ἀκέων παρὰ θῖνα πολυφλοίσβοιο θαλάσσης* ...
36 *Ἀπόλλωνι ἄνακτι, τὸν ἠύκομος τέκε Λητώ* ...
45 *τόξ' ὤμοισιν ἔχων ἀμφηρεφέα τε φαρέτρην* ...

---

1) Daß vor Wortschluß der fünfte Fuß stets und der vierte meist mit zwei Kürzen ausläuft, hat mit der Versstruktur, die den Gegenstand dieser Untersuchung bildet, an sich nichts zu tun. Vielmehr beruht dies auf einer Empfindlichkeit gegen die Verbindung der den Rhythmus nicht ausprägenden Ersatzform (Spondeus statt Daktylus) mit einer Wortfuge; derselben Empfindlichkeit, die der Porson-Maasschen Regel und dem Verbot des 'zerrissenen Anapaestes' zu Grunde liegt.

2) Auch vor der Hephthemimeres kann eine Wortfuge stehn, z. B. *παντοίων ἀνέμων, ὅταν | ἔνθ' | ἢ ἔνθα γένωνται Β* 397.

49 *δεινὴ δὲ κλαγγὴ γένετ' ἀργυρέοιο βιοῖο ...*
57 *οἱ δ' ἐπεὶ οὖν ἤγερθεν, ὁμηγερέες τ' ἐγένοντο ...*
70 *ὃς ᾔδη τά τ' ἐόντα τά τ' ἐσσόμενα πρό τ' ἐόντα ...*
75 *μῆνιν Ἀπόλλωνος ἑκατηβελέταο ἄνακτος ...*
81 *εἴ περ γάρ τε χόλον γε καὶ αὐτῆμαρ καταπέψῃ,*
ἀλλά τε καὶ μετόπισθεν ἔχει κότον ...
85 *θαρσήσας μάλα εἰπὲ θεοπρόπιον ὅτι οἶσθα.*
οὐ μὰ γὰρ Ἀπόλλωνα Διὶ φίλον, ᾧ τε σὺ Κάλχαν
87 *εὐχόμενος Δαναοῖσι θεοπροπίας ἀναφαίνεις ...*
94 *ἀλλ' ἕνεκ' ἀρητῆρος, ὃν ἠτίμησ' Ἀγαμέμνων ...*
100 *τότε κέν μιν ἱλασσάμενοι πεπίθοιμεν ...*
104 *ὄσσε δέ οἱ πυρὶ λαμπετόωντι ἐίκτην·*
105 *Κάλχαντα πρώτιστα κάκ' ὀσσόμενος προσέειπε.*

— also im letzten Beispiel zweimal hintereinander. Ebenso auch in dem wuchtigen Verspaar, das von den stärkeren Helden einer noch wilderen Vergangenheit berichtet:

267 *κάρτιστοι μὲν ἔσαν καὶ καρτίστοις ἐμάχοντο,*
φηρσὶν ὀρεσκῴοισι, καὶ ἐκπάγλως ἀπόλεσσαν [1]).

Von der Häufigkeit der verschiedenen Spielarten dieses Typus wird die folgende Statistik, die den ersten 100 Beispielen der Ilias entnommen ist (*Α* 1—*Β* 119), einen Eindruck geben.

Im Durchschnitt befindet sich unter 7 bis 8 Versen einer, der weder Hephthemimeres noch Bukolische Zäsur hat [2]).

Nur ein Viertel (24) dieser Verse hat männliche Zäsur im 3. Fuß. Bei diesen 24 Versen kommt in 17 Fällen (= ²/₃) der erforderte Anlaut (⏑⏑–́ ...) durch ein vorangeschicktes kurzes Wort zustande, das inhaltlich zur zweiten Vershälfte gehört (⏑|⏑–́ viermal, ⏑⏑|–́ dreizehnmal); dagegen bei denen mit weiblicher Zäsur nur in einem Viertel (20) der Beispiele (⏑|–́ ...). Daraus folgt, daß die Bevorzugung der weiblichen Zäsur bei diesem Typus keinen me-

1) Gelegentlich respondieren die Schweren Wörter an dieser Versstelle mit einander inhaltlich: Z 341/363. — Im *γ*, das in Mustern höfischen Anstands und korrekter Verkehrsformen schwelgt, stehen in dieser auffallenden Verwendung geradezu gehäuft die Ausdrücke für zeremonielle Aktionen: *γ* 35/37/41/49/69: *ἑδριάασθαι* — *ἵδρυσεν* — *δειδισκόμενος* — *ὁμηλικίη* (Rangverhältnis, die Form der Zeremonie motivierend) — *μεταλλῆσαι*. Ebenso 339/40/41/45: *ἐπεστέψαντο* — *ἐπαρξάμενοι* — *ἀνιστάμενοι* — *καθαπτόμενος*. — Überhaupt gewinnt man fortwährend Anregungen zu einem richtigeren und frischeren Textverständnis, wenn man rezitierend die Schweren Wörter mit vollem Ton erklingen läßt.

2) Natürlich ist die Verteilung wieder ganz ungleich; z. B. *Α* 313—22 in 10 Versen 7 Beispiele.

trischen Grund hat, sondern einen sprachlichen: es gibt nur wenige anapaestisch oder spondeisch anlautende Wörter von der erforderten Länge[1]). Bei den 76 Versen mit weiblicher Zäsur im 3. Fuß wird die stärkste Gruppe (35) durch die Wörter vom Umfang *Ποσειδάων* gebildet; dazu kommen noch 13 Fälle mit einem Monosyllabon hinter der Mittelzäsur (*τὸν ἠύκομος*), also i. G. 48. Der Typus *Ποσειδάωνα* ist 23 mal vertreten (davon 6 mal mit einem Monosyllabon am Anfang); auffallend ist an diesen Versen die große Zahl von Beispielen mit spondeischem Bau des 4. Fußes (18, d. i. drei Viertel). In den übrigen Fällen (5) schließt das Schwere Wortbild mit dem 5. Fuß (*ἐρητύσειέ τε*). Hinter männlicher Zäsur im 3. Fuß sind die späteren Schlüsse des Schweren Wortbildes verhältnismäßig häufiger, weil die einheitlichen Wörter meist erst mit der 4. Hebung beginnen: 9 mal wie *Πηληιάδεω*, 14 mal wie *ἑκατηβελέταο*, 1 mal *καὶ νοσφιζώμεθα*.

Im Sinne der Gesamtregelung, die wir nunmehr für Homer kennen, bilden somit die beiden Zäsuren vor und hinter der 4. Senkung in ähnlicher Weise ein Paar, wie die beiden Zäsuren im 3. Fuß, und wie bei Kallimachos die Einschnitte vor und hinter der 2. Hebung. Und grundsätzlich wird im alten Epos das Zäsurenpaar zu beiden Seiten der 4. Senkung genau so ernst genommen wie das im 3. Fuß: für beide Paare ist, nach dem umgedeuteten Lehrsschen und Hermannschen Gesetz, der gleiche Ersatz vorgeschrieben wenn sie fehlen; mit dem Unterschied allerdings, daß bei den Zäsuren um die 4. Senkung die Ersatzform viel häufiger erscheint. Der homerische Hexameter hat also in der Regel zwei Zäsuren, der des Kallimachos drei. Dann kann man aber den Zäsurenzwang schon bei Homer nicht mehr auf die Notwendigkeit von Atempausen oder Rezitationspausen zurückführen. Warum hat der Hexameter Zäsuren, und warum diese?

Eine Erklärung aus der angenommenen Vorgeschichte des Verses kann schon darum nicht genügen, weil in der historischen Epoche, wie wir sahen, die Zäsuren erst recht gefestigt und vermehrt wurden. Sie sind also nicht das bloße Rudiment einer überwundenen praehistorischen Stufe. Und ferner fanden wir, daß als Ersatz für die Zäsuren im 3. Fuß das Schwere Wort mit Hephthemimeres üblich ist, während im Allgemeinen die Hephthemimeres vielmehr mit der Bukolischen Zäsur ein alternierendes Paar bildet. Alle vier Stellen stehen in regelmäßiger Wechselbeziehung zu einander, und dokumentieren so die Einheit des

1) Vgl. auch Drexler, Philol. Wochenschr. 1924, 25.

Ganzen. Wollten wir eine der Zäsurstellen für eine ehemalige Versfuge erklären, an der früher einmal zwei selbständige Verse zusammen stießen, so müßten wir uns immer noch für die übrigen Stellen um eine anderweitige Erklärung bemühen.

Sehen wir auch zunächst vom Aesthetischen ab, so gibt es doch für das alte Epos ein Moment, durch das die Herausbildung fester Fugenstellen sehr begünstigt wurde. Das ist der improvisatorische Vortrag, im Verein mit der davon untrennbaren Formelhaftigkeit der Rede [1]). Wenn die formelhaften Elemente aneinandergefügt werden sollten, mußten sie 'genormt' sein: sie durften nicht einen beliebigen Umfang haben, sondern sie mußten sich auf gewisse Normaltypen beschränken. Nur so konnte man sie zu Versen oder Versteilen zusammensetzen, ohne durch Überdeckungen oder Lücken ständig zur Umgestaltung genötigt zu sein. Der formelhafte Versteil τὸν δ᾽ ἀπαμειβόμενος (oder -μένη) προσέφη ... sollte ebensogut zu der formelhaft feierlichen Benennung des Zeus wie der Here, des Menelaos wie des Hektor passen. Und so ist es auch wirklich; es gibt nur wenige epische Götter und Helden, wenige Göttinnen und Heroinen, für die nicht eine feste Bezeichnung von dem erforderten Umfang bereitläge: νεφεληγερέτα Ζεύς — Διὸς υἱὸς Ἀπόλλων — λευκώλενος Ἥρη — κορυθαίολος Ἕκτωρ — ξανθὸς Μενέλαος — πόδας ὠκὺς Ἀχιλλεύς — Θέτις ἀργυρόπεζα — und so fort. Andrerseits kann auch das vordere Stück ausgewechselt werden: ἡ μὲν ἄρ᾽ ὣς εἰποῦσ᾽ ἀπέβη ... Noch viel häufiger sind die formelhaften Halbverse, die im 3. Fuß endigen oder beginnen: τὸν δ᾽ ἠμείβετ᾽ ἔπειτα ... — εἰ μὴ ἄρ᾽ ὀξὺ νόησε ... — ὣς ἔφατ᾽, οὐδ᾽ ἀπίθησε ... —, und andrerseits: Διὸς θυγάτηρ Ἀφροδίτη — Ποσειδάων ἐνοσίχθων — βοὴν ἀγαθὸς Μενέλαος — die Reihen ließen sich sehr lange fortsetzen. Manche dieser Glieder werden durch leichte Umgestaltung für verschiedene Verwendung brauchbar: προσεφώνεε neben προσέφη, ἀπεβήσετο neben ἀπέβη gewinnt den Anschluß an die Bukolische Zäsur; entsprechend ist (εὐρὺ) κρείων Ἀγαμέμνων — (θεὰ) γλαυκῶπις Ἀθήνη nach Bedarf kürzer oder länger.

Wenn in dieser Weise die Zusammensetzung von Formeln mit Formeln geradezu notwendig zur Normung des Umfangs und zur Festlegung von Gliederungsstellen führen mußte, so waren doch auch für die Zusammenfügung von formelhaften Wendungen mit

1) Den Zusammenhang zwischen der Formelhaftigkeit und den Zäsuren hat K. Witte, Glotta 3, 120; 4, 1; 5, 8 klar erkannt und durch viele anschauliche Beispiele erwiesen. Er begründet ihn freilich anders. Th. Stifler (Phil. 79, 651 f.) macht die Folge zur Ursache.

frei gestalteter Rede feste Gliedpunkte dem Improvisator erwünscht; besonders wohl dann, wenn die Formel als Abschluß folgen sollte. Es galt dann, die Rede richtig einmünden zu lassen und den Anschluß nicht zu verfehlen; und dies gelang leichter, glatter und sicherer, wenn der Anschluß an vertrauter und geläufiger Stelle erfolgen konnte, als wenn immer wieder auf einen anderen Punkt abgezielt werden mußte. So wird also auch der feste Umfang so vieler das letzte Versdrittel füllender Formeln dem Improvisator seine Arbeit erleichtert haben, obwohl diese formelhaften Versschlüsse seltener mit anderen formelhaften Wendungen zusammenstoßen.

Jedenfalls darf man wohl, aus diesen technischen Erwägungen, die besonders energische Zäsurenregelung gerade der zweiten Vershälfte damit in Verbindung bringen, daß dort längere und kürzere Formeln (in den drei Umfängen: *θεὰ γλαυκῶπις Ἀθήνη*, *γλαυκῶπις Ἀθήνη*, und *Παλλὰς Ἀθήνη*) besonders häufig sind. Zäsuren und Formeln stehen in ständiger Wechselwirkung. Daß aber die Formeln, namentlich die kürzeren, gerade am Versschluß so häufig sind, hängt wieder mit der eigentümlichen Ausdrucksbewegung des homerischen Hexameters zusammen. Er liebt es in solchen Fällen, den einmaligen und besonderen Vorgang, das jeweilig verschiedene und wechselnde, am Anfang des Verses zu berichten, bis zur Mitte und darüber hinaus, und den Vers mit dem Ausdruck von feierlicher Würde und ruhiger Typik zu beschließen. Mit dem Geschehnis beginnt gerne der epische Hexameter, um mit der Gestalt und dem Bleibenden auszuklingen; mit der Benennung von Göttern oder Heroen oder ewigen Dingen und Werten, deren unabänderliches Wesen durch ein Beiwort preisend umschrieben wird: die breite Erde etwa, oder das Heimatland, das meerwandernde Schiff, die 'ragende Vernichtung' des Todes — oder mit dem rühmenden Epitheton selbst.

Für diese und andere Ausdrucksbewegungen nun waren in vielen Fällen die Zäsurstellen die Wendepunkte, an denen sich nicht nur Wörter und Formeln schieden, sondern auch der Inhalt und der Ton umschlagen konnte; oder wo ein bisher noch Unbestimmtes eine entscheidende Richtung erhielt: *Τὸν δ' ἀπαμειβόμενος προσέφη* ... — wer wird es sein, der erwidert? An der Zäsurstelle tritt die neue, die andere Gestalt auf den Plan.

Von Anfang an also hatte die Regelung der Gliederungsstellen nicht nur eine technische Bedeutung. So ist schon die Lage dieser Stellen nach dem aesthetischen Gesichtspunkt harmonischer Versteilung (d. h. Teilung nach einfachen Zahlenverhältnissen) ge-

ordnet. Die Teilung in zwei genau gleiche Hälften vermied man allerdings, weil sie aus den Hexametern Trimeter machen würde. Statt dessen legte man — und gerade die leichte Unsymmetrie hat ihren besonderen Reiz — Zäsuren an die drei Stellen, die der Mitte zunächst liegen; keine von ihnen ist um mehr als zwei Moren von ihr entfernt: $\overset{3}{-}$|◡|◡$\overset{4}{-}$|[1]). Die Bukolische Zäsur gliedert das letzte Versdrittel ab, die Trithemimeres das erste Viertel; die Zäsur vor der 2. Hebung das erste Sechstel, diejenige hinter dem ersten Trochaeus das erste Achtel[2]). Und gleichfalls war es die Aesthetik, die in doppeltem Sinne die geltenden Zäsuren streng verbindlich machte: Sinnesfugen dürfen ausschließlich an den Zäsurstellen vorkommen[3]), und in jedem Vers müssen an allen, oder bestimmten gültigen Zäsurstellen Wortfugen vorhanden sein — mit geregelten Ausnahmen.

Versucht man, sich die Entstehung dieser Doppelvorschrift vorzustellen, so wird man etwa das folgende Entwicklungsschema entwerfen. Nachdem von Anbeginn an das Versende die Inhaltseinschnitte an sich gezogen hatte, beginnt auch innerhalb des Verses der Rhythmus den der Inhaltsablauf ausprägt, sich mit dem rhythmischen Ablauf des Verses auseinanderzusetzen. Zunächst sind es die starken Sinneseinschnitte, dann auch die leichteren und leichtesten Umbrüche und Fugen in Inhalt und Ton, die sich erst vorzugsweise, dann immer regelmäßiger an bestimmte Stellen harmonischer Versteilung legen. Auch da wo keine Sprechpausen eintraten, hörte man diesen Inhaltsrhythmus aus der ausdrucksvollen, Wort und Vers voll durchkostenden Rezitation, die wir den alten Sängern zuschreiben dürfen — ohne

---

1) Gemäß dem Streben nach einem weithin ungebrochenen Ausklang des Verses haben die Stellen vor der Mitte den Vorrang vor denen hinter der Mitte. Die steigende Bevorzugung der weiblichen Zäsur im 3. Fuß hat vermutlich ihren Grund darin, daß es die der Versmitte zunächst liegende Stelle ist.

2) Alle diese Teilungen beziehen sich unmittelbar auf den Vers als Ganzes. Es ist ja nicht etwa so, daß bei weiblicher „Hauptzäsur“, also weiblicher Zäsur im 3. Fuß, auch die Hephthemimeres um eine Kürze weiter rücken würde, was doch an sich denkbar wäre. Die jeweils angewandten Zäsuren beziehen sich nicht unmittelbar aufeinander, sondern sie gliedern gemeinsam den ganzen Vers. Den Vers, nicht seine Füße: männliche und weibliche Zäsur und Diaerese haben genau die gleiche Funktion. Es gibt im Hexameter, soviel ich sehe, keinen Unterschied im Gebrauch von Zäsuren und Diaeresen, oder im Gebrauch von 'betonten' und 'unbetonten' Wortschlüssen. Sie werden auch ganz beliebig miteinander kombiniert; Gesichtspunkte wie Häufung von Gleichartigem oder Abwechslung spielen keine Rolle. Ferner kommt es ebensosehr auf den Wortanfang — vielmehr Kolonanfang — hinter der Zäsur an, wie auf den Wortschluß vor ihr.

3) Dies wird gleich nachgewiesen werden.

eine solche Rezitation wären keine Zäsuren entstanden, übrigens auch keine Ilias und Odyssee. Man hörte den Tonumschlag: *ἦ, καὶ ἐπ' ἀργυρέῃ κώπῃ | σχέθε χεῖρα βαρεῖαν* —, oder die klare, messerscharfe Gedankengliederung im Drohwort:

ἢ νῦν | δηθύνοντ' ‖ ἢ ὕστερον | αὖτις ἰόντα.

Erst nachdem diese Regelung sehr weitgehend durchgeführt war, konnte der letzte Schritt geschehen. Man ließ an bestimmten Stellen (bei Homer sind es zwei, jede in zwei Varianten) in sämtlichen Versen Sinneseinschnitte eintreten. Wobei dann das Zugeständnis gemacht wurde, daß der schwächste Inhaltseinschnitt, nämlich die Wortgrenze, genügen dürfe. Denn inzwischen hatte sich das Gehör auch auf die feinsten Sinnesfugen eingestellt, und andererseits hatte es sich so sehr auf diese Versstellen eingespielt, daß es an solcher Stelle sogar für die inhaltgliedernde Wirkung bloßer Wortfugen empfindlich und empfänglich geworden war, z. B. *ἰφθίμους | ψυχάς*. Damit ist erreicht, daß sich nunmehr durch die ganze Dichtung hin in jedem Vers, mit gewissen Varianten, der gleiche Inhaltsrhythmus wiederholt. In jedem Hexameter wird die rhythmische Bindung der Wortkörper an das Metrum überlagert von einem auf sie abgestimmten Rhythmus der Wortinhalte.

Historisch hätten sich also die Zäsuren, d. h. die ständige Wiederkehr von Wortfugen an bestimmten Versstellen, aus der Ordnung und Regelung der Sinneseinschnitte entwickelt.

Das ist nun freilich bloße Theorie; aber es braucht nicht Theorie zu bleiben. Wir können es unternehmen, festzustellen ob für die Zäsurenregelung der ersten Hexameterhälfte, wie Kallimachos sie hat, bei Homer die zu erwartende Vorstufe wirklich vorliegt. Das wäre die folgende Regelung: Sinneseinschnitte liegen, wenn sie innerhalb der ersten Vershälfte erscheinen, meist hinter der 2. Hebung (*ὣς ἄρ' ἔφη·*), sonst vor ihr (*ὣς φάτο·*); seltener hinter dem ersten Trochaeus (*ἦ ῥα·*), gelegentlich auch wohl hinter der ersten Länge (*ἦ·*); aber nie später, d. h. hinter dem 2. Trochaeus oder Daktylus. — Da die Zäsur des 3. Fußes oft ohne einen eigentlichen Inhaltseinschnitt verläuft, darf man erwarten, daß bei ungeregelten Versen hier und da einer der beiden verbotenen Einschnitte mit unterlaufen müßte [1]).

---

1) Falsch wäre z. B.:

ἦ οἱ ῥῆξεν | ἱμάντα βοὸς | ἀπαλῆς ὑπὸ δειρῆς,

oder: *τὸν δ' ἠμείβετο | δῖα φιλομμειδὴς Ἀφροδίτη.*

Statt dessen heißt es wirklich:

ἦ οἱ ῥῆξεν ἱμάντα | βοὸς ἶφι κταμένοιο Γ 375,

τὸν δ' ἠμείβετ'· ἔπειτα | . . .

Um nun auch den Grad von Genauigkeit zu ermitteln, mit der die angenommene Regelung durchgeführt ist, habe ich bei der Untersuchung der Bücher *Α*, *Β*, *Γ* auch sehr schwache Sinnesfugen mit gelten lassen. In allen Zweifelsfällen, in denen überhaupt die Möglichkeit vorlag daß eine leise Sinnesgliederung fühlbar war, habe ich die Einschnitte anerkannt die stärker oder ebenso stark waren wie der Sinneseinschnitt in der Zäsur des 3. Fußes, z. B. *ἐκπέρσαι* | *Πριάμοιο πόλιν Α* 19; *βῆ δ' ἀκέων* | *παρὰ θῖνα πολυφλοίσβοιο θαλάσσης* 34; *τῷ δ' ἅμα* | *τεσσαράκοντα μέλαιναι νῆες ἕποντο Β* 545. Es wurden also selbst die feinsten Einschnitte in Betracht gezogen. Und selbst für diese hat die Regel sich bewährt; freilich mit einer gleich aufzustellenden Modifikation.

Allerdings können die Zahlen einer Statistik die sich auf so feine Dinge mit erstreckt, als absolute Zahlen nicht auf Exaktheit Anspruch machen. Aber es kommt ja auch nur auf die relative Häufigkeit der verschiedenen Einschnitte an [1]), und diese wird ungefähr stimmen. Am häufigsten war danach der Einschnitt *ὣς ἄρ' ἔφη·* (158), es folgt *ὣς φάτο·* (114), dann in weitem Abstand *ἦ ῥα·* (29) und *ἦ·* (7). Eine Vergleichszählung für *Α* 1—596 ergab etwas andere Verhältnisse: *ὡς ἄρ' ἔφη* 64, *ὡς φάτο* 55, *ἦ ῥα* 16, *ἦ* 10; wahrscheinlich ist dies ein altertümlicherer Typus.

Nur scheinbar widerspricht der Regel der erste Vers der Ilias; denn kurze Vokative die nicht den Satz beginnen, wurden ohne Pause unmittelbar an das vorangehende Wort gehängt [2]). So werden sie wahrscheinlich nie hinter einer Zäsur vorkommen; jedenfalls ist das Komma das in unseren Ausgaben steht, hier wie z. B. auch *Α* 218, 287, 314 (*ἀλλ' ἄγε δεῦρο πέπον*) falsch, und die Verse sind korrekt.

Aus den wirklich widersprechenden Versen bildet sich sofort eine geschlossene Gruppe. In allen diesen Fällen geht dem Einschnitt im Verse nur Ein inhaltsschweres oder feierliches Wort oder Wortbild voran:

---

1) Die Statistik berichtet über den Anfang der Ilias bis zum Schiffskatalog, d. s. etwa 1100 Verse.

2) Vgl. Wackernagel, Idg. Forsch. I 424 (Enklise der Vokative im Latein, mit Hinweis auf Griech. und Aind.). Kieckers Idg. Forsch. 23, 361 geht auf diese Frage nicht ein; ebensowenig Loewe KZ 54, 103. — Im Veda sind Vokative, außer am Satzanfang, tonlos (Whitney § 314 c d). Auch im Deutschen sind die Vokative, außer im Satzanfang, enklitisch: *Ich kánn nicht mehr éssen Mutter: Komm mal hér mein Junge* — es ist völlig unmöglich, *Junge* zu betonen oder hinter *her* eine Pause eintreten zu lassen. (Ebenso hat das Deutsche — und Russische — gewisse andere Enklisen treu bewahrt: *Komm zú mir*, mit dem zurückgeworfnen Akzent auf dem sonst immer tonlosen *zu*).

Α 7 Ἀτρεΐδης τε | ἄναξ ἀνδρῶν
17 Ἀτρεΐδαι τε | καὶ ἄλλοι ἐυκνήμιδες Ἀχαιοί
53 ἐννῆμαρ μὲν | ἀνὰ στρατὸν ᾤχετο κῆλα θεοῖο
78 ἦ γὰρ ὀίομαι | ἄνδρα χολωσέμεν, ὃς μέγα πάντων ...
154 οὐ γὰρ πώποτ' | ἐμὰς βοῦς ἤλασαν οὐδὲ μὲν ἵππους
306 Πηλεΐδης μὲν | ἐπὶ κλισίας καὶ νῆας ἐίσας ...
308 Ἀτρεΐδης δ' ἄρα | νῆα θοὴν ἅλαδε προέρυσσεν ...
356 ἠτίμησεν· ἑλὼν γὰρ ἔχει γέρας ...
(Ὣς φάτο· μείδησεν δὲ | θεὰ λευκώλενος Ἥρη,)
596 μειδήσασα δὲ | παιδὸς ἐδέξατο χειρὶ κύπελλον

(die gespannte Stimmung löst sich in diesem befreienden Lächeln; gleich darauf wird sie sich im ἄσβεστος γέλως vollends Luft machen [1]).

Β 1 ἄλλοι μέν ῥα | θεοί τε καὶ ἀνέρες ἱπποκορυσταί ...
ὅτ' ἐς Αὐλίδα νῆες Ἀχαιῶν
304 ἠγερέθοντο, | κακὰ Πριάμῳ καὶ Τρωσὶ φέρουσαι
329 τῷ δεκάτῳ δὲ | πόλιν αἱρήσομεν εὐρυάγυιαν
494 Βοιωτῶν μὲν | Πηνελέως καὶ Λήιτος ἦρχον (814 s. u. S. 24)
Γ 271 Ἀτρεΐδης δὲ | ἐρυσσάμενος χείρεσσι μάχαιραν
403 οὕνεκα δὴ νῦν | δῖον Ἀλέξανδρον Μενέλαος
νικήσας ἐθέλει στυγερὴν ἐμὲ οἴκαδ' ἄγεσθαι,
405 τούνεκα δὴ νῦν | δεῦρο δολοφρονέουσα παρέστης [2]);

Die Regel ist, wie man sicht, streng eingehalten, und es fällt bereits auf, wenn *Α* 488 das αὐτὰρ als ein 'Praepositivum' (Maas § 135) behandelt ist, durch das die Einheit des Wortbildes nicht zerrissen wird — des Wortbildes αὐτὰρ ὁ μήνιε, dessen Inhalt die Ilias beherrscht:

αὐτὰρ ὁ μήνιε, νηυσὶ παρήμενος ὠκυπόροισι.

Die stärkste, und doch noch leichte, Ausnahme in diesem Abschnitt ist *Β* 588 ἐν δ' αὐτὸς κίεν | ᾗσι προθυμίῃσι πεποιθώς.

---

1) Vgl. auch diese Nachr. 1924, 91 [1].

2) Aus den von Gerhard, Lect. Apollonianae 208 ff. gesammelten Homerversen mit Interpunktion an diesen Versstellen schreibe ich aus, was vor dem Einschnitt steht: ἠὲ γυναικός *Η* 236, ἦ ἀπέειπε *Ι* 675, κοιμήσωνται *Κ* 99, ἀσθμαίνοντα, *Κ* 496, ἥδεα μὲν γάρ *Ξ* 71, στήμεναι ἄντα *Ρ* 167 (leichte Ausnahme), καί μ' ἐπέρασσας *Φ* 78, ὡς ἐρέουσιν *Χ* 108 = ξ 285, ποιήσειεν α 387 (κ 292 gehört ἐσθλόν praedikativ zum Folgenden = ὅ τοι δώσω ἐσθλὸν ἐόν), οἷα πάρεστι ξ 444 (leichte Ausnahme), ἱκνεύμεσθα ω 339, τὰς διαπέρσαι *Δ* 53 (Ausnahme), μόρσιμόν ἐστι *Τ* 417, χωρήσαντες *Σ* 244, ἀμφ' Ὀδυσῆι ε 287 (κ 517 ist die Sinnesfuge vor ὀρύξαι ebenso stark wie hinter diesem Wort: das Verbum unterbricht einen geschlossenen Zusammenhang; ebenso ν 89; σ 53 kann man γέροντα auch zum folgenden ziehn), καὶ σέθεν εἵνεκ' τ 377, ῥοίζησεν δ' ἄρα *Κ* 502, ὡς ἄρ' ἐμέλλετε *Λ* 817, ἀλλ' ὅ γ' ἄρ' ἔτρεσε *Ο* 586, οὐ γάρ πως ἦν *Ρ* 464, γῆ φυσίζοος *Φ* 63 (leichte Ausnahme).

So war also die Zäsurenregelung, die Kallimachos für die erste Vershälfte einführte, schon in der Sinnesgliederung vorgebildet, die er bei Homer vorfand. Und in der Sinnesgliederung waren auch bei Homer schon fünf kallimachische Versanfänge vorgebildet, die uns vorhin (S. 4) als regelwidrige Ausnahmen von Meyers erstem Gesetz auffielen[1]): *ἐστήξειν δέ* | 2, 15; ebenso 3, 77. 126[2]); 4, 144; 6, 91 (*ὡς* ist Praepositivum). Denn bei Homer galt das Prinzip des Schweren Wortes, wie sich nun herausstellt, auch für die Sinnesgliederung; in der Weise, daß die Sinnesfuge auch auf eine spätere Stelle verschoben werden durfte, wenn sie unmittelbar hinter einem Schweren Wort eintrat. Das ist wohl die älteste, primitivste und einfachste Form, in der dies Prinzip auftrat, die Urform die wir suchten. Man hört es dem Verse an, wie der Einschnitt durch das gewichtige, lange Wort gewaltsam zurückgedrückt wird: (*ἦ γάρ μ' Ἀτρείδης εὐρὺ κρείων Ἀγαμέμνων*) *ἠτίμησεν· ἑλὼν γὰρ ἔχει γέρας, αὐτὸς ἀπούρας*. Der Einschnitt kommt zwar zu spät, aber doch an der ersten Stelle des Verses, hinter dem schweren ersten Wort: das ist die hörbare Rechtfertigung für die Verschiebung. Erst Kallimachos hat, soviel wir wissen, die Umkehrung erfunden, bei der die seltene vorn gelegene Zäsur dem langen Wort vorangeht. Das konnte geschehn, nachdem das primitive Prinzip der Zurückschiebung in ein Prinzip der Überdeckung umgedeutet und umgewandelt war[3]).

---

1) Vgl. hierzu u. S. 227[1]. Der sechste Vers (6, 61) bleibt Ausnahme.

2) Bei Nonnos ist dieser Typus sehr häufig; J. Arnolds (Diss. Bonn 1918) gibt auf S. 80 ff. eine lange Liste. Er hat daraus die Regel abgezogen, daß wenn *δέ* die erste Kürze des 2. Fußes füllt, nur Ein Wort (oder, selten, zwei eng zusammengehörige Wörter) vorangeht.

3) Wenn die Stelle einer gewohnten Wortfuge durch ein Schweres Wort überdeckt wird, so hörte man offenbar zunächst heraus, daß die Wortfuge verspätet erscheint, nach dem Muster der zurückgeschobenen Sinneseinschnitte. Später stellt sich das Gehör mehr darauf ein, daß die Fuge an ihrer richtigen Stelle nicht erscheint; allmählich wird demgemäß die Verschiebung der Sinneseinschnitte eingeschränkt und aufgegeben. — In diesen Zusammenhang darf wohl noch das folgende gestellt werden. Jacob Wackernagel hat beobachtet (diese Nachr. 1906, 148), daß einsilbige Verbalformen wie *δῦ*, augmentlos, nur im Vers- oder Satzanfang vorkommen, sowie in den Satzanfängen *ὣς φάν* und *αὐτὰρ ὁ βῆ*. Von dieser Regel gibt es 9 Ausnahmen. Nun haben 7 von diesen vor dem Monosyllabon ein langes Wort(bild) (mindestens —◡◡—): *βέλος δ' εἰς ἐγκέφαλον δῦ* Θ 85; *ἔνθ' οὔτ' Ἰδομενεὺς τλῆ μίμνειν* Θ 78; *ἀλλ' ἄρα μιν φθῆ* (*Τηλέμαχος*) χ 91; *τρὶς μὲν ἐπ' ἀγκῶνος βῆ* Π 702; *ὄπιθεν δὲ κορυσσάμενος βῆ Ἀχιλλεύς* Τ 397; *ἔκ ῥ' ἀσαμίνθου βῆ* γ 468 = ψ 163; *ἔν τ' ἄρα οἱ φῦ χειρί* 11 mal. Es widersprechen nur 2 Beispiele: *ἐκ δὲ Χρυσηὶς νηὸς βῆ ποντοπόροιο* Α 439; *ἡ δ'*

Daß eine ebenso strenge Regelung der Sinneseinschnitte auch für die zweite Vershälfte gilt, ist eigentlich selbstverständlich. Zunächst waren, soweit die Wortfugen geregelt sind, die Sinnesfugen erst recht geregelt; und es bedarf keiner Untersuchung, um festzustellen daß in der Hephthemimeres und der Bukolischen Zäsur Sinneseinschnitte häufig sind, daß sie dagegen vor der 4. Hebung nur ganz vereinzelt vorkommen[1]) und hinter dem 4. Trochaeus völlig fehlen. Dagegen ist das ganze letzte Versdrittel noch frei und der Prüfung zugänglich. Hier müßte, wenn es keine Normen gäbe, ziemlich oft ein Sinneseinschnitt vorkommen, so wie sehr häufig einer innerhalb der ersten zwei Füße des Verses liegt, mit oder ohne ein Übergreifen des Sinnes auf den Nachbarvers. Wenn am Anfang des Verses oft kurze Glieder stehn, deren Inhalt sich gegen das übrige, viel längere Stück abgrenzt, so wäre dasselbe auch am Schluß möglich.

Prüft man daraufhin die ersten drei Bücher der Ilias (fast 2000 Verse), so findet man nur selten leichte, niemals schwere Sinneseinschnitte innerhalb der letzten beiden Füße[2]). Wo sie vorkommen, geht ihnen nie eine Wortfuge in der Hephthemimeres oder der Bukolischen Zäsur voran; sondern der Einschnitt folgt dann stets unmittelbar auf das Schwere Wort, das die beiden Zäsurstellen überdecken, und — das zeigt sich nun — auch hier den Sinneseinschnitt zurückdrücken darf:

Α 70 ὃς ᾔδη | τά τ' ἐόντα | τά τ' ἐσσόμενα | πρό τ' ἐόντα
125 ἀλλὰ τὰ μὲν πολίων ἐξεπράθομεν, τὰ δέδασται
459 αὐέρυσαν μὲν πρῶτα | καὶ ἔσφαξαν | καὶ ἔδειραν
Β 371 αἲ γὰρ Ζεῦ τε πάτερ | καὶ Ἀθηναίη | καὶ Ἄπολλον
665 ἀπείλησαν γὰρ | οἱ ἄλλοι
υἱέες υἱωνοί τε βίης Ἡρακληείης.
684 Μυρμιδόνες δὲ | καλεῦντο | καὶ Ἕλληνες | καὶ Ἀχαιοί
801 ἔρχονται πεδίοιο | μαχησόμενοι | προτὶ ἄστυ
806 τῶν δ' | ἐξηγείσθω κοσμησάμενος | πολιήτας
839 Ἄσιος Ὑρτακίδης, ὃν Ἀρίσβηθεν | φέρον ἵπποι
αἴθωνες μεγάλοι.

ἂρ' ἐφ' ὑψηλῆς σανίδος βῆ· φ 51. Also auch hier hat das Schwere Wort die Befugnis, eine Wortfuge zurückzuschieben; das (ἕ)δυ usw. beginnt hinter ihm um eine Silbe zu spät.

1) Z. B. der leichte Sinneseinschnitt δεινὴ δὲ κλαγγὴ | γένετ' | ἀργυρέοιο βιοῖο *Α* 49. Die wenigen Verse mit Interpunktion an dieser Stelle hat Gerhard aaO. 218 f. zusammengestellt.

2) Vgl. auch die Interpunktionsstatistik von Ludwich in Westphals 'Metrik'[3] 64 f.

Γ 386 γρηῒ δέ μιν εἰκυῖα παλαιγενέι | προσέειπεν
403 οὕνεκα δὴ νῦν δῖον Ἀλέξανδρον | Μενέλαος νικήσας
439 νῦν μὲν γὰρ Μενέλαος ἐνίκησεν | σὺν Ἀθήνῃ.

Ferner, mit leichteren Einschnitten, sodaß man nicht sicher ist ob man sie überhaupt als solche anerkennen soll, Α 85, Β 201 u. a. Die einzigen Ausnahmen, soviel ich sehe, in diesen drei Büchern sind die folgenden. Γ 172 ist das eingeschobene φίλε ἑκυρέ als Ein Wortbild behandelt: αἰδοῖός τέ μοί ἐσσι φίλε ἑκυρέ, δεινός τε. Ferner

Ζεῦ πάτερ Ἴδηθεν μεδέων κύδιστε μέγιστε,
Ἠέλιός θ' ὃς πάντ' ἐφορᾷς καὶ πάντ' ἐπακούεις,
Γ 278 καὶ Ποταμοί, καὶ Γαῖα, καὶ οἳ ὑπένερθε | καμόντας
ἀνθρώπους τίνυσθον ὅτις ἐπίορκον ὀμόσσῃ . . .

Die Verletzung ist aber nicht schwer, und zudem dadurch gerechtfertigt, daß die viel kräftigere Gliederung, die durch die feierlich gewaltige Aufreihung aller Eideshelfer ausgeprägt wird, den schwachen Einschnitt übertönt [1]). Vollends möchte ich nicht zu den Ausnahmen stellen

Γ 242 αἴσχεα δειδιότες καὶ ὀνείδεα πόλλ' ἅ μοί ἐστιν,

sondern vielmehr mit Hilfe des metrischen Arguments das πολλά dem Relativsatz zurechnen: ἅ μοί ἐστι πολλά. Dies empfiehlt sich schon darum, weil der Relativsatz sonst zu inhaltsarm wäre. Wirkliche Ausnahmen dagegen gibt es zwei; eine leichtere:

Β 317 (= 326) αὐτὰρ ἐπεὶ κατὰ τέκνα φάγε στρουθοῖο | καὶ αὐτήν

und eine schwerere:

Β 529 ὀλίγος μὲν ἔην, λινοθώρηξ,

gebildet vielleicht nach dem Muster des korrekten Verses

Β 830 καὶ Ἄμφιος λινοθώρηξ.

Es gilt somit auch hier die Regel, die wir ja entsprechend schon von den Wortfugen her kennen: daß nur ein Schweres Wort den Einschnitt bis in den 5. Fuß zurückdrücken darf [2]).

---

1) Zwischen zwei durch τε—τε verbundenen Wörtern wurde offenbar kein Einschnitt empfunden; daher kommen Schlüsse wie ἠΰς τε μέγας τε vor (Β 653 u. ö.). Ebenso werden zwei durch καί verbundene Wörter dadurch zu einem fugenlosen Ganzen, daß ihnen ein Adverbium, ἀπὸ κοινοῦ geltend, vorangeht: πολὺ πλεῖστοι καὶ ἄριστοι Β 577 = 817, ὁ δ' ἅμα πρότερος καὶ ἀρείων Β 707, ἅμα πρόσσω καὶ ὀπίσσω Α 343. Β 775 ist οἷσιν ἕκαστος eine Einheit wie lat. *suum cuique*. Vor kurzen Vokativen (Α 86. 159; Β 761) ist kein Einschnitt anzusetzen, s. o. S. 215.

2) Ich schreibe wieder die der Interpunktion vorangehenden Wörter aus Gerhards Verzeichnis (S. 221 ff.) der Homerverse mit Interpunktion im 5. Fuß oder

Von diesen geregelten Ausnahmen abgesehen, hat also jeder epische Hexameter einen ruhigen Auslauf und Schluß von mindestens zwei Füßen Länge. Hier soll keine neue Handlung einsetzen, ja möglichst nicht einmal eine neue Erscheinung oder Gestalt auftreten und den stetigen Ausklang stören. Wenn z. B., wie es gern geschieht, ein Götter- oder Heldenname den Vers mit seinem feierlichen Klang beschließt, wird ihm meist ein Epitheton vorangeschickt, dazu bestimmt und geeignet, die neue Gestalt schon vorher, schon rechtzeitig anzumelden und einzuführen. Der Vers schließt also nicht mit *Ἀφροδίτη*, sondern mit *δῖ' Ἀφροδίτη* oder *φιλομμειδὴς Ἀφροδίτη* — und so fort.

Alle die geläufigen Formeln dieser Art ließen sich hier anführen. Sie sind an dieser Versstelle nicht nur ein stilistischer Schmuck (um diese Bezeichnung anzuwenden), sondern eine stilistische — oder metrische (dies verschmilzt ja nun beides miteinander) — Notwendigkeit. Ebenso kann z. B. von einem Heros nicht am Versschluß gesagt werden: *τὸν τέκετο Ζεύς*, sondern es heißt (*B* 741): *τὸν ἀθάνατος τέκετο Ζεύς*. Auch ein Tier — eine Schlange — muß am Schluß des Verses durch ein solches Beiwort eingeführt sein: *ἕλκει μοχθίζοντα κακῷ ὀλοόφρονος ὕδρου* (*B* 723); ja sogar eine Pflanze: *λωτὸν ἐρεπτόμενοι ἐλεόθρεπτόν τε σέλινον* (*B* 776). Bezeichnend ist auch eine Stelle wie:

τὴν ἤτοι ἄνδρες Βατίειαν κικλήσκουσιν,

B 814 *ἀθάνατοι δέ τε σῆμα πολυσκάρθμοιο Μυρίνης* —

wo doch natürlich nichts anderes gemeint ist, wie daß die Götter den Baum *σῆμα Μυρίνης* nennen, ohne das Beiwort. Ebenso wird am Versschluß nicht leicht das düster kräftige Wort *ὄλεθρος* erscheinen, ohne durch *αἰπύς*, oder anders, eingeführt und aufgeweitet zu sein; oder das Verbum *ὄληαι*, ohne daß etwa *κακὸν οἶτον* (*Γ* 417) vorangeht. Überhaupt scheinen starke, inhaltsvolle Wörter, ohne die Aufweitung durch ein sehr nahe dazugehöriges Wort, an dieser Stelle nur dann vorzukommen, wenn ihnen das Schwere Wort unmittelbar voraufgeht, also z. B. entweder ... *μακρὸν Ὄλυμπον*, oder *ὑποστρέψειας Ὄλυμπον* (*Γ* 407). Der Vers *Γ* 436 schließt nicht mit *δαμήῃς*, sondern mit *δουρὶ δαμήῃς*. Dagegen sind durch das vorangehende Schwere Wort gerechtfertigt Versschlüsse wie: *λιλαιομένη πόσιν εἶναι* (*α* 15); *καπνὸν ἀποθρῴ-*

---

hinter ihm heraus: *ταννσσάμενος* *Δ* 112, *ὁμαρτήσαντ'* *M* 400, *ἀλειψαμένη* *Ξ* 175, *χαριζόμενος* *O* 449 = *P* 291, *ἰθὺς πέτετο* (leichte Ausnahme) *X* 143, *ἐπηετανοί* *ξ* 86, *ἰαύεσκον* *ι* 184, *ἀπειλήτην* *λ* 313, *ἀνασχοίμην* *λ* 375, *τιταινόμενος* *λ* 599, *ὑποκρίνονται* *β* 111.

σχοντα νοῆσαι (ἧς γαίης) α 58 [1]). Die Beispiele ließen sich in beliebiger Fülle häufen.

Die Regelung der Sinneseinschnitte ist also mit der Ordnung der Zäsuren (der vorgeschriebenen Wortfugen) wesenhaft identisch. So kann man in einer gemeinsamen Beschreibung beides zusammenfassend darstellen:

1. Im homerischen Hexameter kommen Sinneseinschnitte, auch sehr schwache, nur an folgenden Stellen vor:

A) $\overset{1}{-}\smile\smile|$ oder $\overset{1}{-}\smile\smile\overset{2}{-}|$. Weniger häufig ist $\overset{1}{-}\smile|$, noch seltener $\overset{1}{-}|$.

B) $\overset{3}{-}|$ oder $\overset{3}{-}\smile|$.

C($\overset{4}{-}|$ oder $\overset{4}{-}\smile\smile|$.

2. Ein B- und ein C-Einschnitt muß in jedem Vers vorhanden sein, mindestens in Gestalt einer Wortfuge.

3. Die Einschnittstellen dürfen auch durch ein Schweres Wort oder Wortbild (mindestens $-\smile\smile-$) überdeckt werden, an dessen Ende ein Sinneseinschnitt eintreten darf; und zwar

die A-Stellen durch ein den Vers beginnendes Wort(bild),

die B-Stellen durch ein in der Hephthemimeres endendes Wort(bild),

die C-Stellen durch ein im B-Einschnitt oder mit dem 4. Fuß beginnendes Wort(bild).

Diese drei Regeln umfassen in Kürze wohl alles Wesentliche, was sich über die Struktur des homerischen Hexameters sagen läßt. Übrigens gelten ähnliche Regeln auch für den lateinischen Hexameter [2]).

Dies also ist die homerische Struktur des Hexameters. Kallimachos übernahm sie [3]), verringerte aber die Zahl der Varianten, und bildete die wenigen beibehaltenen Typen in strenger Klarheit. Im einzelnen sind seine Abweichungen von Homer die folgenden.

(1) Er läßt nie einen Sinneseinschnitt verspätet eintreten. Bei ihm drückt also das Schwere Wort nicht mehr Einschnitte zurück, sondern es unterdrückt nur die sonst vorgeschriebenen Wortfugen.

---

1) α 2 ἱερὸν πτολίεθρον ἔπερσε ist ἱερὸν πτολίεθρον als Ein Wort empfunden.

2) Wie ich bald zu zeigen hoffe. Auch über den griechischen Trimeter werde ich eine Untersuchung vorlegen.

3) Schematisierend setze ich hier Kallimachos in direkte und ausschließliche Beziehung zu Homer.

(2) Kallimachos ist unempfindlich gegen das Auftreten von neuen Momenten innerhalb des letzten Versdrittels. Seine gedrängte und lebhafte Sprache pflegt nicht wie die homerische, den stetigen, gelassenen, würdevollen Versausklang.

(3) Er läßt, wie wir sahen, in jedem Vers auch einen A-Einschnitt eintreten, mindestens in Gestalt einer Wortfuge; mit Ausnahme der Fälle, in denen er die Einschnittstellen durch ein Schweres Wort zudeckte. Dies Schwere Wort beginnt aber selten den Vers; sondern es endet statt dessen in der Zäsur des 3. Fußes.

(4) Er läßt keine Überdeckung der Zäsuren des 3. Fußes zu.

(5) Bei den Versen mit Hephthemimeres ohne Bukolische Zäsur gab er von den 4 homerischen Varianten: *κρατερὸς Διομήδης, γλαυκῶπις Ἀθήνη, λευκώλενος Ἥρη*, und *νεφεληγερέτα Ζεύς* (nebst Unterteilungen) den ersten und letzten auf; diese beiden sind schon bei Homer weitaus die seltensten. Offenbar wollte er nur zwei Varianten dieses Typus zulassen; ebenso wie

(6) die Verse ohne Hephthemimeres und ohne Bukolische Zäsur bei ihm auch nur in zwei Varianten vorkommen: *ἐπερχομένην ἐδέχοντο* und *Ποσειδάωνος ἑταίρη*. Also um der Gleichmäßigkeit willen, um die Form seiner Verse straffer zu binden, schränkte er die Mannigfaltigkeit der Ablauftypen ein; nicht aber, weil er an dem doppelten männlichen Einschnitt Anstoß genommen hätte [1]). Wenn er trotzdem in ein paar Fällen eine sonst verschmähte Variante anwandte (*ἕδος σκολιοῦ λαβυρίνθου*, und bei dem andern Typus: *πολυχρονιώτατον αἷμα*), so dürfen wir daraus nur schließen, daß er die Gleichmäßigkeit ohne Pedanterie durchgeführt hat.

(7) Meyer hat festgestellt (S. 993 ff), daß Kallimachos auf eine männliche Zäsur im 3. Fuß fast immer Hephthemimeres oder Bukolische Zäsur folgen läßt. Er schloß daraus, daß die Penthemimeres allein nicht im Stande sei, den Vers zu gliedern, und entwickelte zur weiteren Begründung eine Theorie über harmonisch miteinander verbundene Verseinschnitte; aber nur für die männliche Zäsur. Für die weibliche Zäsur sind überhaupt keine harmonischen Beziehungen in diesem Sinne möglich; also dürfen wir die Betrachtungsweise nicht anwenden. Viel einfacher erklärt sich die große Seltenheit der Verse mit Penthemimeres, aber ohne C-Zäsur, daraus daß ja in diesem Falle das Schwere Wort folgen muß, und daß solche langen Wörter mit dem erforderten Anlaut

---

1) Z. B. *προσέφη* | *κρατερὸς* | *Διομήδης*. Oben S. 203 f. war darauf hingewiesen worden, daß diese Meyer'sche Begründung von Meyer selbst widerlegt worden war.

⏑⏑–́ . . . nur sehr spärlich in der Sprache vertreten sind. Deshalb kam bei Homer[1]), der den Typus an sich nicht scheut, die Hälfte der wenigen Beispiele dadurch zu Stande, daß sich zwischen die Penthemimeres und das Schwere Wort ein anderes Wort von der Form ⏑⏑ einschob. Nun ist ein pyrrhichisches Wort metrisch schon wirksam; es kann die Gliederung recht hörbar und empfindlich stören:

δεινὴ δὲ κλαγγὴ | γένετ' | ἀργυρέοιο βιοῖο
ὅσσε δέ οἱ | πυρὶ | λαμπετόωντι ἐΐκτην.

Dies wollte Kallimachos vermeiden; er läßt das Schwere Wortbild stets in der Zäsur beginnen[2]), und da die langen Wörter und Wortbilder, wie gesagt, fast alle ⏑– . . . beginnen, wird die Zäsur meist weiblich. Überdies werden ja, um der Einheitlichkeit willen, die an sich seltenen Typen noch weiter beschränkt.

Das Ergebnis dieser Änderungen zeigt sich, für die zweite Vershälfte, in der folgenden Statistik, die wieder auf die rund 1000 (1010) Hexameter der Hymnen bezogen ist. Mit 'm' oder 'w' sind Verse mit männlicher oder weiblicher Zäsur im 3. Fuß gemeint.

1. G l i e d e r u n g d u r c h d i e b u k o l i s c h e Z ä s u r a l l e i n o d e r i n V e r b i n d u n g m i t d e r H e p h t h e m i m e r e s: 666 = $^2/_3$ (250 m, 416 w). Diese Form ist bei den m-Versen in der Regel angewandt (250 von 299 = $^5/_6$), bei den w-Versen überwiegend (416 von 711 = $^4/_7$). Da es die häufigste Form ist, wird der gewohnte Einschnitt leicht herausgehört, und im übrigen kann die Teilung beliebig sein. Die seltnere und schwerer aufzufassende Dreigliederung wird dagegen strenger gebildet:

2. D r e i g l i e d e r u n g, b e i d e r d a s 2. G l i e d i n d e r H e p h t h e m i m e r e s b e g i n n t und mit dem 5. Trochaeus oder Daktylus endet: 201 (38 m, 163 w), und zwar
(a): *κακὸν μακάρεσσιν ἐρίζειν* 111 (13 m, 98 w);
(b): *ἴτω πεπρωμένον ἦμαρ* 90 (25 m, 65 w). Das zweite und dritte Glied besteht aus einheitlichen Wörtern oder Wortbildern.

3. (selten) Zweigliederung durch die Hephthemimeres allein

---

1) S. o. S. 209 f.

2) 1, 58 *| προτερηγενέες περ | ἐόντες*
6, 118 *| καὶ ἐπιφθέγξασθε | τεκοῖσαι*
6, 91 *ὡς δὲ Μίμαντι χιών, | ὡς ἀελίῳ ἐνὶ | πλαγγών*
3, 262 *μηδ' ἐλαφηβολίην | μηδ' εὐστοχίην | ἐριδαίνειν.* — Vgl. auch 5, 61; 6, 73. 109 (Kaibel, Comm. Mommsen. 2, 327).

(*πόλιας διεμετρήσαντο*): 7 (6 m: 1, 46; 2, 55; 3, 36. 209. 223. 237; 1 w: 2, 13). Außer 2, 209 (Name!) ist der 5. Fuß stets spondeisch.

4. Ein Schweres Wort überdeckt die Stellen der Hephthemimeres und der bukolischen Zäsur 131 (4 m, 127 w), und zwar

(a): Wortschluß hinter der 5. Hebung 43 (2 m, 41 w), nämlich *ἐπερχομένηην ἐδέχοντο* 30 w (— m); *ὃ Λέπρειον πεφάτισται* (mit Monosyllabon) 12 (2 m: 3, 262 und 6, 91; 11 w).

(b): Wortschluß mit dem 5. Trochaeus 83 (2 m, 81 w), nämlich: *Ποσειδάωνος ἑταίρη*: 61 (1 m: 1, 58; 60 w); *σὺ δ' Ἀπόλλωνι παρίζεις* 22 (1 m: 6, 118; 21 w).

Mit 8 Ausnahmen (1, 58 m; 3, 2. 73. 132. 247; 4, 23. 28. 33) ist der 4. Fuß spondeisch gebildet.

(c): (selten) Wortschluß mit dem 5. Daktylus (*πολυχρονιώτατον αἷμα*): 5 w (1, 40; 2, 102; 3, 213; 4, 156. 282).

Nicht in dieser Statistik enthalten sind 5 Verse (1, 36 m; 1, 94. 4, 43. 291. 311) mit der Teilung *ἕδος σκολιοῦ λαβυρίνθου*. Zwei von diesen Versen haben eine Praeposition vor der Hephthemimeres, die man besser zum folgenden Wortbild hinzurechnet (*καὶ ἐξ Ἐφύρης ἀνιόντες* 4, 43; *ἀπὸ ξανθῶν Ἀριμασπῶν* 4, 291); zwei andere haben am Schluß ein durch *τε—τε* aufs engste verbundenes Wortpaar *μετά γε Στύγα τε Φιλύρην τε* 1, 36[1]); *δίδου δ' ἀρετήν τ' ἄφενός τε* 1, 94). Der fünfte Vers ist der vom Labyrinth (4, 311).

Zum Abschluß dieser Erörterungen wird es willkommen sein, wenn noch einmal die Strukturbeschreibung für den Hexameter des Kallimachos, wie sie sich uns ergeben hat, in übersichtlicher Kürze formuliert wird, unter Verzicht auf die ganz seltenen (weniger als 8 : 1000) Typen.

1. Jeder Vers hat eine männliche oder weibliche Zäsur im 3. Fuß.

2. Jede der beiden Vershälften hat ferner eine Zäsur vor oder nach der 2. Hebung bezw. 4. Senkung; oder die Zäsurstellen werden durch ein Wort oder Wortbild von dem Umfang *Ποσειδάων(α)* überdeckt, das in der Zäsur des 3. Fußes endet bezw. beginnt.

In der ersten Hälfte ist das überdeckende Wort gelegentlich vorn länger (versbeginnend, oder ⏗|⏑⏑⏗⏑⏑⏗(⏑)|).

3. Hinter der Hephthemimeres schließt der Vers, wenn die Bukolische Zäsur fehlt, mit 2 Wörtern vom Umfang *μακάρεσσιν ἐρίζειν* oder *πεπρωμένον ἦμαρ*.

1) Vgl. zu diesem Vers v. Wilamowitz, Hellenist. Dichtg. 2, 7.

4. Interpunktion kommt nur an den unter (1) und (2) genannten Zäsurstellen vor, sowie hinter dem ersten Trochaeus.

Durch Punkt (2) dieser Strukturbeschreibung werden folgende bisherigen Vorschriften ersetzt:

(1) Der Trochaeus und der Daktylus im 2. Fuße darf nicht durch den Schluß eines im 1. Fuß beginnenden Wortes gebildet werden.

(2) Die männliche Zäsur im 3. Fuße darf nicht durch ein zweisilbiges iambisches Wort gebildet werden [1].

(3) Wortende hinter dem 4. Trochaeus ist verboten.

(4) Die Verse mit männlicher Zäsur im 3. Fuß müssen noch eine Zäsur nach der 4. oder vor der 5. Hebung haben.

Punkt (3) der Beschreibung ersetzt die Regeln:

(5) Männliche Zäsur hinter der 4. und 5. Hebung zugleich wird vermieden.

(6) (nur teilweiser Ersatz). Ein versschließendes Monosyllabon steht nur hinter der bukolischen Zäsur.

Wollte man aber nicht nur die Hauptregeln in knappster Form aufzählen, die durch die neuen Erkenntnisse überflüssig werden, sondern auch die Ableitungen, Kombinationen und Theorieen — wie z. B. daß die '5. Hebung von den Alexandrinern mit besonderer Vorsicht behandelt' worden sei —, so würde die Liste um ein vielfaches verlängert werden. Überhaupt ist alles ersetzt oder hinfällig geworden, was sinnlos, unverständlich und ohne Zusammenhang war.

Damit haben wir, wenigstens in der Theorie, die gesamte Struktur des kallimachischen Hexameters kennen gelernt. Denn weitere einschlägige Normen gibt es, soviel ich sehe, nicht [2]. Wil-

---

1) Diese Regel (Meyer S. 980) gibt Maas richtiger, indem er die Beziehung zu der vorangehenden Regel herstellt, und die immerhin 13 Ausnahmen bei Kallimachos veranschlagt, in der Form: „Bei männlicher Zäsur schließen auch kürzere Wörter hinter dem 2. Trochaeus selten." Nach unserer Fassung ergibt sich das von selbst; es ist eine unwichtige Konsequenz der Regelung. Denn entweder geht der (an sich weniger häufigen) männlichen Zäsur das Schwere Wort voraus; dann kann ihr kein iambisches Wort vorausgehen. Oder es geht ihr die Zäsur vor oder hinter — beides ist gleich häufig — der zweiten Hebung voran. Ist es die Trithemimeres, so wird der Raum |⏖ $\overset{3}{—}$| selten oder nie so: |⏑|⏑ $\overset{3}{—}$| geteilt sein. Ist es die Zäsur vor der 2. Hebung, so ist der Raum |$\overset{2}{—}$ ⏖ $\overset{3}{—}$| naturgemäß nur in einem Bruchteil dieser Fälle (3 von 13 in den ersten 100 Versen) gerade |—⏑|⏑—| geteilt.

2) J. Arnolds (Diss. Bonn 1913 S. 6 ff.) hat ein Verbot aufgestellt, das für die Alexandriner gelten soll. Einen Grund für dies Verbot weiß er nicht anzu-

helm Meyer hat ganze Arbeit getan; wenngleich auf Grund eines Verfahrens, das für ein Verständnis der Erscheinungen nicht geeignet war. Es gibt auch keine allgemein formulierbaren Beziehungen zwischen der besonderen Bildung der ersten und der zweiten Hexameterhälfte [1]); vielmehr paßt sich der Versbau im übrigen frei dem wechselnden Inhalt an.

Denn auch hier ist die Zäsurenregelung, d. h. die Ordnung des Inhaltsablaufs nach bestimmten Rhythmen, nicht nur durch die Wiederkehr des Gleichen Träger von Wohlklang und Ebenmaß, sondern auch an jeder einzelnen Stelle, durch ihre Formensprache, Träger von Ausdruck und Stimmung. Innerhalb des Verses kann sie Beziehungen zwischen seinen beiden Hälften schaffen:

2, 10 *ὅς μιν ἴδῃ, μέγας οὗτος· ὃς οὐκ ἴδε, λιτὸς ἐκεῖνος.*
ὀψόμεθ' ὦ Ἑκάεργε, καὶ ἐσσόμεθ' οὔποτε λιτοί.

Sie kann von Vers zu Vers durch gleichen Rhythmus das Entsprechende aneinanderbinden, während das Nichtentsprechende durch ungleichen Rhythmus geschieden bleibt:

3, 8 *δὸς δ' ἰοὺς καὶ τόξα — ἔα πάτερ, οὔ σε φαρέτρην*
οὐδ' αἰτέω μέγα τόξον· ἐμοὶ Κύκλωπες ὀιστούς
αὐτίκα τεχνήσονται, ἐμοὶ δ' εὔκαμπες ἄεμμα.

Sie kann Gebilde ausprägen, die auch im Inhaltsrhythmus so schön, ausdrucksvoll und lebendig sind wie

6, 37 *ἧς δέ τις αἴγειρος, μέγα δένδρεον αἰθέρι κῦρον,*
τῷ ἔπι ταὶ Νύμφαι ποτὶ τὤνδιον ἑψίοωντο.
ἃ πράτα πλαγεῖσα κακὸν μέλος ἴαχεν ἄλλαις.
ᾄσθετο Δαμάτηρ, ὅτι οἱ ξύλον ἱερὸν ἄλγει,
εἶπε δὲ χωσαμένα· τίς μοι καλὰ δένδρεα κόπτει;
αὐτίκα Νικίππᾳ, τὰν οἱ πόλις ἀράτειραν ...

Hier wird erst die Naturidylle in zwei Versen von wohlig gleichmäßigem Ablauf aufgebaut; nicht nur die Einschnitte sind die

---

geben (S. 46). Die Regel ist sehr speziell, sodaß ihre Befolgung durch Kallimachos (mit 7 Ausnahmen!) nichts zu bedeuten braucht. Bei Arat soll es nur eine Ausnahme geben; hier gilt die Regel vielleicht wirklich. In sinngemäßer Umformung würde sie lauten: Die erste Vershälfte wird nicht aus 4 zweisilbigen Wörtern gebildet. Der Regel widerspricht z. B. Kall. 6, 136:

φέρβε βόας, φέρε μᾶλα, φέρε στάχυν, οἶσε θερισμόν —

ein Vers, in dem die Isokolie sichtlich gewollt ist.

1) Normen bestehen, wenn ich mich nicht sehr täusche, hierfür nicht; alle denkbaren Kombinationen erscheinen auch wirklich. Überdeckung in beiden Vershälften zugleich ist selten, wird aber nicht durchaus gemieden (z. B. *αἰὲν ἐβουκολέοντο μελαμψήφιδος ἀναύρου* 3, 101; 3, 247 malend).

gleichen, auch das „Subjekt“, der neue Gegenstand, erscheint beide Male an derselben Stelle. In diese Harmonie schneidet jählings mit fremdem Rhythmus der Vers ein, der von dem frevelhaften Einbruch in den heiligen Wald und seiner Zerstörung berichtet. Dann kommt, in der ersten Vershälfte, der frühere Rhythmus dreimal hintereinander wieder, mit dem entscheidenden Wort (zweimal ist es wieder eine Person) im zweiten Glied: die Göttin kränkt sich um ihren Hain. Die zweite Vershälfte gibt zunächst zweimal, in völlig übereinstimmendem Bau, wieder, was Damater spürt und empfindet. Erst mit dem dritten Halbvers, der nun von Nikippas Amt zu melden hat, wandelt sich der Rhythmus [1]).

Diese Verskunst des Kallimachos, die wir hier mit Worten lehrhaft analysieren und umständlich umschreiben mußten, ist in Wirklichkeit nicht Gedanke, sondern Schöpfung: eine ebenso eigenwillige und geistvolle, wie in sich runde und geschlossene sachliche Leistung. In jener Epoche aber konnte eine derartige Energie und lebendige Durchgestaltung, eine so kräftige und frische Erfüllung der verfeinerten Form, nur von einem Manne hervorgebracht werden, der kein Nachtreter war und kein Kykliker sein wollte, sondern streitbar und seiner Zeit bewußt eine neue Kunst heraufführte. Der Geschmack des Kallimachos verschmähte die homerischen Wendungen und Floskeln, mied alles Fertig geprägte und oft sich Wiederholende; nur das Seltne und Erlesene, das

---

1) So wie die Gliederung bei Kallimachos stets wundervoll klar, melodisch, lebendig und sinnvoll ist, so ist auch das Schwere Wort, wenn es bei ihm die Gliederung durchbrechend erscheint, wohl stets Träger von Ausdruck; z. B. zweimal Ausdruck von Schwere und Festigkeit in dem Vers 2, 15:

ἑστήξειν δὲ τὸ τεῖχος ἐπ' ἀρχαίοισι θεμέθλοις — — ∪ ∪ — ∪ | ∪ — — ∪ ∪ — —

Auch in den andern Versen die ebenso mit einem Schweren Wortbild beginnen, ist dieser Bau Ausdruck von Wucht und Stärke: *ὄλοιψας δὲ* | *βίηφι* 3, 77; *θερμάστραι τε* | *βρέμουσιν* | *ὑφ' Ἡφαίστοιο* | *πυράγρης* 4, 144; *κείρονται δὲ* | *γέροντες ἐφ' υἱάσιν* 3, 126 (der Schicksalsschlag); *ὡς δὲ Μίμαντι* | *χιών, ὡς ἀελίῳ ἔνι* | *πλαγγών* (*ἐτάκετο*) 6, 91 (rasche Zerstörung). — Gegenüber der temperamentvollen Eleganz kallimachischer Verskunst wirken die Hexameter des Nonnos pompös und einförmig. (Vgl. v. Wilamowitz, Hellenist. Dichtg. 2, 53 [2]). Eine eingehende Untersuchung würde zeigen können, wie anders Nonnos die Rhythmen handhabt, die er von Kallimachos fast unverändert übernahm. Die relative Häufigkeit der einzelnen Formen ist offenbar sehr abweichend; so macht Nonnos von dem Schweren Wort einen verschwenderischen Gebrauch. Noch einschneidender ist der Unterschied im Ton und Tempo, ist der verschiedene Wert den dieselben Formen haben, je nachdem ob sich mit vielen kräftigen Einschnitten und Wendungen die rasche und bewegliche Sprache des Kallimachos in ihnen gliedert (vgl. Pfeiffer, Kallim.-Studien 65 [3]), oder ob feierlich weitgespannte Perioden die Fugen ihrer langen Wörter in diesen Rhythmen spielen lassen.

Einmalige und Besondere pflegte er in seiner Dichtung. Damit verzichtete Kallimachos auf einen der kräftigsten Träger rhythmischer Gleichmäßigkeit, auf den ursprünglichen Kern und Stamm, aus dem einst die homerische Versstruktur erwuchs — der aber im Wandel der Jahrhunderte dürr und starr geworden war. So übernahm Kallimachos nicht die geordnete Materie [1]), um sie folgerichtig umzugestalten und ihr einen etwas anderen Sinn unterzulegen, wie es in Zeiten ruhiger Entwicklung zu geschehn pflegt. Sondern nur die Tektonik führte er weiter, als bloße Form, nur den rhythmischen Ablauf bildete er fort; der Gehalt, der sich in diesen Rhythmen entwickelt, ist sein eigen. Die Inhalte drängen sich nun, die feierliche Würde der Versausklänge ist verschwunden, die Beziehungen und Kontraste, die Spannungen und Lösungen sind vervielfältigt. Eine neue Epoche redet mit stolzer und bewußter Selbständigkeit ihre eigene Sprache im uralten Hexameter Homers.

Daß eine solche Wandlung bei solcher Stetigkeit möglich war, ist ein Zeichen für die überpersönliche und überzeitliche Richtigkeit und Gültigkeit des Verses, den eine frühe Vorzeit geschaffen hatte. Die Sinnesstruktur des Hexameters war fest durch ihre Gründung auf die Harmonie und die absolute Schönheit; und sie war schmiegsam durch ihre Freiheit. In doppelter Weise war sie frei von der ertötenden Pedanterie eines eintöniges Zwanges. Einmal sind den Rhythmen, an die sich der Ablauf der Inhalte bindet, an jeder Gliedstelle zwei Möglichkeiten freigegeben, zwischen denen die Wahl offen steht: gerade genug Bewegungsfreiheit, um eine bunte Mannigfaltigkeit erblühen zu lassen, ohne daß doch die Stetigkeit der Form in Frage gestellt würde. Und zweitens sind Ausnahmen zugelassen; Ausnahmen freilich ohne Willkür. Denn die Durchbrechung der Regel ist wieder geordnet, und unter eine doppelte, aber einheitliche Bedingung gestellt. Die Durchbrechung muß eine echte und ganze sein, muß sich deutlich und entschieden vom Regelmäßigen abheben; sie darf nicht um ein Geringes, zaghaft und schleichend, die Grenze des Normalen streifen. Und zugleich muß sie ausdrucksvoll sein, muß sie sich durch die Bedeutsamkeit, die Schwere, die Feierlichkeit, das Inhalts- und Klanggewicht des durchbrechenden Wortes als gestaltete Ausnahme erweisen.

---

1) Die Aussage ist natürlich relativ gemeint. Gewiß ist sehr vieles bei Kallimachos aus Homer direkt übernommen, und vieles andere indirekt aus ihm abgeleitet. Trotzdem ist ungefähr jeder Vers des Kallimachos wesentlich unhomerisch. (Vgl. v. Wilamowitz, Hellenist. Dichtg. 2, 12 f.).

Form und Inhalt waren also im griechischen Hexameter eine untrennbare Einheit; sie waren völlig miteinander verschmolzen durch das Medium dessen, was für beide zugleich, wie überhaupt für die Dichtung, die sinnliche Erscheinungsform war: die Rezitation. Es hat ja kein Grieche Verse nur mit den Augen gelesen; er sprach sie mit, oder er ließ sie sich von einem andern vorlesen und empfing sie so mit dem Ohr. So konnte Rezitation, in breitem Flusse ohne Unterlaß fortströmend durch alle Zeiten, von Generation zu Generation, von den homerischen Aoiden bis ins späte Altertum, Trägerin und Übermittlerin der Ordnung sein, die latent in ihr sich ausprägte, durch sie Gestalt und Körper wurde. Und ebenso können nun trotz der Unterbrechung der Tradition wir, nachdem die Regeln und Zusammenhänge erkannt und bewußt geworden sind, aus den toten Buchstaben viel von der Rezitation wiedergewinnen, in der diese Verse einzig zu leben bestimmt waren.

Es gibt so viele Zeugnisse griechischer Formstrenge, Formvollkommenheit und Formgeschichte, als es griechische Kunstwerke und Kunstgebiete gibt, die wir kennen. Aber das einzige griechische Formgebilde, dessen Vollkommenheit und Geschichte sich mit nahezu naturwissenschaftlicher Genauigkeit und Zuverlässigkeit, und dabei ganz einfach und sachlich, ohne Abstraktionen und ohne eine künstliche Zubereitung des Stoffes, aufsuchen und aufzeigen läßt, ist die Struktur des epischen Hexameters.

Runica.

Von

Wolfgang Krause.

Vorgelegt von E. Schröder in der Sitzung vom 29. Oktober 1926.

(Mit einer Tafel.)

1. Zum Stein von Eggjum.

Nachdem es dem bewundernswerten Scharfsinn Magnus Olsens gelungen ist, mit einem Wurf die ebenso schwierige wie vielbedeutsame Inschrift des Eggjumsteines zu enträtseln (Norges Indskrifter III 77 ff.), muß sich die weitere Forschung damit begnügen, Olsens Ergebnisse mehr im einzelnen auszubauen und teilweise zu berichtigen. Diese Kleinarbeit wiegt neben jener ersten Leistung gering, muß aber dennoch getan werden.

Einen solchen Einzelfortschritt bedeutet der Aufsatz R. Meißners im Jahrgang 1921 der Nachrichten dieser Gesellschaft. Es handelt sich um den Schlußsatz der Zeile C (nach Olsens Zählung):

ni [sati] maʀ nʌkda ni snʌrpʀ ni wiltiʀ manʀ lʌgi.

Nach Olsens Meinung wäre das eine Anweisung an die Leute, die den Grabstein auf das Grab legten: „Niemand entblöße [den Stein] (sodaß die Inschrift frei liegt), und weder solche Leute, die den bösen Blick haben, noch solche, die durch den eingeritzten Runenzauber berückt würden, sollen [ihn] hinlegen (= auf das Grab legen)“. Meißner nimmt an dieser Erklärung mit Recht Anstoß. Es ist in der Tat höchst unwahrscheinlich, daß sich hinter jenen Worten ein nur für den Augenblick bestimmtes Verbot an die Steinsetzer verbergen sollte; das paßt, wie Meißner richtig bemerkt, durchaus nicht zum Stil der ganzen Inschrift. Es muß sich in jenem Satze vielmehr um ein für alle Zukunft gültiges Verbot handeln. Auch darin wird man Meißner zustimmen dürfen, daß die Worte *snʌrpʀ* und *wiltiʀ* unmöglich die von Olsen angenommene, ad hoc konstruierte Bedeutung haben können. Meißner übersetzt

die Stelle: „Nicht richte jemand den Stein entblößt auf, noch sollen ihn kecke oder unsinnige Leute entblößt hinlegen".

Er läßt also *nᴀkda* dem Sinne nach auch von *lᴀgi* abhängen. Dadurch entsteht aber eine unerträgliche Tautologie, die Meißner durch seinen Hinweis auf den bekannten zerlegenden Stil altgermanischer Rechtsformeln („Niemand, weder Mann noch Weib, weder Alt noch Jung, weder Reich noch Arm usw. tue das und das") nicht zu mildern vermag. Die Ausdrucksweise unserer Inschrift ist doch wesentlich anders und — bei Meißners Auffassung — syntaktisch allzu ungefüge, ich möchte fast meinen unmöglich. Man würde vielmehr eine andere Wortstellung erwarten, etwa *ni lᴀgi snᴀreʀ ni wiltiʀ manʀ*. Wie aber die Stelle in Wirklichkeit lautet, kommt dem *lᴀgi*, wie mir scheint, ein starker Satzakzent zu.

Während eines — leider nur wenige Stunden währenden — Aufenthaltes in Bergen am 19. August 1926 nahm ich Gelegenheit, den in Bergens Museum aufgestellten Eggjumstein in Bezug auf den Schluß von Zeile C zu untersuchen. Daß dies bequem und ungestört geschehen konnte, verdanke ich dem außerordentlichen Entgegenkommen Herrn Professor Shetelig s. Derselbe Gelehrte hat auch die große Güte gehabt, die beigegebene Photographie für mich aufnehmen zu lassen und ihre Veröffentlichung in diesem Aufsatz zu gestatten. Ich möchte ihm dafür auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank aussprechen.

Diese Photographie (Größenverhältnis etwa 3/4 des Originals) zeigt — in außerordentlich getreuer Wiedergabe des Originals — den Schluß der Zeile C mit den deutlich erkennbaren Runen ᛏᛁᛣᛗᚨᚾᛣᛚᚼᚷᛁ *tiʀ manʀ lᴀgi*. Mit der ᛁ *i*-Rune von ᛚᚼᚷᛁ ist nach Olsens Lesung die Zeile zu Ende. Er bemerkt dazu (Norges Indskr. III 89): „En Prik til høire for sidste Rune er sikkert tilfældig".

Bei genauer Nachprüfung des Originals ergab sich mir aber mit Gewißheit, daß rechts von ᛚᚼᚷᛁ Spuren von noch zwei Runen deutlich bemerkbar sind. Was Olsen a. O. als bloß zufälliges Tüpfelchen angesehen hatte, erwies sich als Bruchstück einer auf Rune Nr. 68 (nach Olsens Zählung) folgenden Rune (69). Auf der Abbildung erkennt man in 1,1 cm Abstand von Rune 68 (ᛁ *i*) den Rest eines Hauptstabes (etwa 0,2 cm lang. Quer über das obere Ende dieses (senkrechten) Stabrestes läuft eine Rille im Stein. Gleich darüber erkennt man den 0,2 cm langen Rest eines Zweiges, der bei vollständiger Erhaltung der Rune, von links unten nach rechts oben verlaufend, den Hauptstab etwas oberhalb der Mitte kreuzen würde.

Endlich erkennt man rechts in 1 cm Abstand von dieser Rune 69

den auf der Photographie etwa 0,2 cm langen senkrechten Strich, der auf dem Stein selbst deutlich den Eindruck macht, keine zufällige Rille, sondern der untere Rest eines Hauptstabes zu sein. Von dieser Rune (70) sind weitere Spuren nicht zu bemerken. Bei Prüfung des Steines selbst schien es sich mir mit ziemlicher Sicherheit zu ergeben, daß Rune 70 die letzte in der Reihe ist: Was man auf der Photographie noch rechts von Rune 70 an Strichen sieht, müssen, wie das Original zu erkennen gibt, zufällige Schürfungen im Stein sein.

Die Trümmer von Rune 69 lassen m. E. nur zwei Möglichkeiten zur Ergänzung zu. Es muß sich um ein Zeichen handeln, das einen senkrechten Stab enthält, der etwas über der Mitte von einem schrägen Zweig gekreuzt wird. Dafür kommen nur ᚾ *n* oder ᛡ *ʌ* in Betracht. Rune 70 dagegen läßt sich vom rein epigraphischen Standpunkt aus nicht herstellen. Es muß ein Zeichen mit einem senkrechten Hauptstab sein; aus dem Alphabet unserer Inschrift dürfen also nur ᚷ *g* und ᛟ *o* von vornherein keinen Anspruch auf Rune 70 erheben. Auch ᛋ *s* kommt kaum in Betracht: der untere senkrechte Stab würde sonst wohl etwas weiter rechts stehen müssen als unser Stabfragment 70.

Es scheint außer allem Zweifel, daß Rune 65—68 *lʌgi* ein abgeschlossenes Wort ist, gleich an. *leggi*. Es muß nach unserem Befund demnach ein Wort von nur zwei Buchstaben folgen (Rune 69—70), das mit *n* oder *ʌ* (= unnasaliertes *a*) beginnt, und dessen zweiter Buchstabe nicht *g* oder *o* (oder *s*) sein darf. Wäre Rune 69 als ᚾ *n* zu deuten, so ergäben sich demnach nur die Möglichkeiten *nʌ*, *na*, *ne*, *ni*, *nu*. Das alles ergibt an jener Stelle keinen Sinn. Bleibt also der Weg, Rune 69 zu ᛡ *ʌ* zu ergänzen. Dann kommen, soviel ich sehe, nur zwei an sich sinnvolle Kombinationen in Frage, nämlich ᛡᚠ *ʌf* und ᛡᛏ *ʌt*, Beides wären Postpositionen zu *lʌgi*. Ich glaube nicht, daß eine Verbindung *leggja at* „heranlegen" in den Zusammenhang passen würde, wenigstens dann nicht, wenn wir in jenem Schlußsatz mit Meißner ein d a u e r n d e s Verbot, nicht nur eine Anweisung an die den Stein an seinen Platz bringenden Leute sehen wollen.

Einen vortrefflichen Sinn ergibt dagegen die Lesung *lʌgi ʌf*. Ich übersetze dann den ganzen Satz: „N i e m a n d s e t z e [d e n S t e i n] o f f e n h i n, n o c h s o l l e n kecke oder unsinnige Leute [ihn] herablegen". Der erste Teil des Verbots richtet sich vielleicht — ich folge hier Meißners Vermutung (NGGW 1921, 97) — gegen solche, die — etwa Nachkommen des Begrabenen — den Runenstein als Bautastein benutzen wollen; der zweite Teil gegen solche,

die aus Böswilligkeit oder aus bloßem Mutwillen den Stein vom Grab entfernen wollen.

In der altnordischen Literatur begegnet die Verbindung *leggja af* besonders häufig in der etwas verengten Bedeutung „etwas von sich ablegen, sich einer Sache entäußern“, also so, wie auch wir *ablegen* gewöhnlich gebrauchen. Aber auch die Grundbedeutung „etwas von etwas (her)ablegen“, läßt sich für *leggja af* nachweisen.

Ich führe eine Stelle aus der Laxdœla an (Samfund-Ausgabe S. 276), und zwar in der Überlieferung der beiden ausgezeichneten Fragmente AM 162E, fol. und AM 309, 4°: *Kemr Þorkell nú norðan ok dró við meir en á tuttugu hestum; hann leggr viðinn af á Ljáeyri.* „Es kommt Th. nun südwärts und schleppte Holz auf über zwanzig Pferden; auf Ljaeyre legt er das Holz ab“. Die Verwendung von *leggja af* ist hier also grundsätzlich genau dieselbe wie in der Inschrift von Eggjum.

Durch die vorgeschlagene Ergänzung kommen auch Syntax und Satzakzent zu ihrem Recht. Dem *sʌti-nʌkda* entspricht das *lʌgi ʌf* (*nʌkda* wie *ʌf* haupttonig, die beiden Verben schwachbetont). Daß *lʌgi* nicht vor dem dazu gehörigen Subjekt (*snʌreʀ ni wiltiʀ manʀ*) steht (wie *sʌti*), hat gewiß einen rhythmischen Grund: das an Wortumfang geringe *ʌf* würde sonst, im Gegensatz zu dem kräftigerem *nʌkda*, gar zu sehr in der Luft schweben.

Die von Olsen vorgenommene Ergänzung *sʌti* im ersten Teil unseres Satzes scheint mir aus epigraphischen und sprachlichen Gründen sehr einleuchtend. Man sollte sich hüten, dafür eine andere Konjektur zu machen, solange es nicht gelingt, die stark zerstörten Runen C 33—36 anders zu lesen oder die Zeile E epigraphisch klarer zu deuten, als Olsen und Shetelig es bisher vermocht haben.

Durch die Hinzufügung der beiden Runen C 69—70 wird nun freilich das Zahlenspiel, das Olsen (Norg. Indskr. III 176) aus der Inschrift herauszulesen vermeinte, zunichte. Aber jene Zahlendeutung stand so wie so auf höchst unsicherem Boden.

Zum Schluß darf ich vielleicht noch bemerken, daß Herr Professor Shetelig die Güte gehabt hat, meine Lesung nachzuprüfen. Er schreibt mir darüber am 23. 9. 1926: „Ich . . . bin jetzt der Meinung, daß Sie unzweifelhaft richtig gelesen haben. Es finden sich wirklich nach dem Worte *lʌgi* sichere Spuren von zwei Stäben. Mit Sicherheit können sie gewiß nicht ergänzt werden; die von Ihnen vorgeschlagene Lesung ist doch epigraphisch wohl möglich“.

2. Zum Lanzenschaft von Kragehul.

Über die Lesung der einzelnen Runen dieser wichtigen Inschrift ist man sich völlig einig. Ihre sprachliche Deutung dagegen bereitet Schwierigkeiten. Nach Bugges ausdrücklicher Versicherung bilden die erhaltenen Stücke der Lanze ein zusammenhängendes Ganzes, nur der Schluß der Inschrift fehlt, scheint aber mit *g[aiʀe]* sicher ergänzt. Ich verzichte darauf, die einzelnen Deutungsversuche ausführlich aufzuzählen. Mir scheint, daß in diesem Punkte der eine, in jenem ein anderer Forscher das Richtige getroffen hat. Der Anfang *ek erilaʀ asugisalas muha haite* soll uns hier nicht beschäftigen, sondern nur das darauf Folgende:

gagagaginugahelijahagalawijubig . . .

Daß hier die Verbindung *ga* dreimal hintereinander begegnet — jedesmal als Binderune verschmolzen —, scheint mir kein Zufall, und ich halte es für grundsätzlich bedenklich, diese Dreiheit zu zerreißen und das erste *ga* als suffigiertes Pronomen zu dem vorausgehenden *haite* zu ziehen. Vielmehr pflichte ich den Forschern bei, die in jener Dreiheit die dreimal gesetzte, abgekürzte Glücksformel *gibu auja* (vgl. die Brakteaten von Seeland und Skodborg) erkennen.

Für die Deutung der nun zunächst folgenden Zeichen scheint mir Noreen (Altnord. Gr. I⁴ 381) den rechten Weg gefunden zu haben, indem er *ginugahelija* als ein Kompositum nimmt und es in altnordischer Sprachform mit **ginhille* wiedergibt. Er erkennt in dem zweiten Kompositionsglied das Neutrum eines Adjektivs mit der Bedeutung „tönend". Ein entsprechendes Adjektiv begegnet im Ahd. *(gahelli)* und Mhd. *(gehëlle)* mit der Bedeutung „zusammentönend, übereinstimmend" (vgl. Graff IV 858, Mhd. Wtb. I 635a). — Des Vokalismus wegen scheint mir eine Verbindung unseres *gahelija* mit *heil* unmöglich.

In der Deutung des Restes der Inschrift vermag ich aber Noreen nicht zu folgen, der hier liest *haga [ga]lawiju bi gi* . . . und in *[ga]lawiju* die erste Person Sing. Präs. eines im Nordischen sonst unbekannten Verbs sieht, das dem got. *galewjan* „hingeben, überlassen" entspräche. Der Bedeutung nach scheint mir dieses Verb in unserer Inschrift nicht zu passen, insofern es im Gotischen den Sinn hat „überantworten". Ich möchte vielmehr mit anderen Erklärern lesen *hagala wiju bi g[aiʀe]*. In *hagala* sehe ich ein neutrales Substantiv mit der Bedeutung „Vorteil, Glück" (vgl. zuletzt Jóhannesson, Grammatik der urnord. Runeninschr. 95). — *wiju* „ich

weihe“ hat eine Parallele in der Form *uéu* (mit der seltenen Ýr-Rune, die wohl einen Mittellaut zwischen *e* und *i* bezeichnet) des Brakteaten von Dannenberg. Die Grundform dürfte in beiden Fällen **wīhu* sein.

Ich möchte also vorschlagen, nach der dreimaligen Glücksformel so zu lesen: *ginugahelija hagala wiju bi g[aiʀe]*.

Die Übersetzung wäre:

„Mächtig tönendes Glück weihe ich auf dem Speer“.

Der Sinn dieser Übersetzung scheint auf den ersten Blick vielleicht dunkel. Und doch ists gerade der Sinn, der mich vermuten läßt, daß Noreen mit seiner Interpretation von *gahelija* recht hat. Zur Erklärung führe ich zwei Stellen der Njala an.

Njal und seine Söhne sind schwer beschimpft, und die Söhne alsdann von Bergthora zur Rache aufgereizt worden. Darauf heißt es Kap. 44, 28 (Sagabibliothek): *En um kveldit, er Njáll var kominn í rekkju, heyrði hann, at øx kom við þilit, ok sǫng hátt í.* Njal stellt dann fest, daß die Söhne, zum Rachezug gewaffnet, schon vor dem Hause stehen. Auf dem Rachezug erschlagen sie zwei Feinde.

Auch in dem zweiten Fall handelt es sich um einen Rachezug, zu dem Gunnar mit Kolskegg auszieht. Es heißt da Kap. 54, 6: *Gunnarr ... tók skjǫld sinn ok gyrði sik sverðinu Ǫlvisnaut, setr hjálm á hǫfuð sér, tekr atgeirinn, ok sǫng í honum hátt, ok heyrði Rannveig, móðir hans ...* (§ 8) *Rannveig gekk í stofu. Þar var háreysti mikit. „Hátt kveðið þér“, segir hon, „en þó lét hæra atgeirrinn, er Gunnarr gekk út“.* Gunnar tötet dann mit der Lanze seine beiden Gegner.

Also: Wenn es in der Waffe beim Aufbruch laut tönt *(sǫng hátt í)*, so bedeutet das für den Träger der Waffe Glück im bevorstehenden Kampfe. Es ist nur ein kleiner Schritt weiter zu dem Gedanken, daß man durch Runenzauber dieses Glückstönen an die Waffe zu heften, auf ihr zu weihen suchte, so wie in unserer Inschrift.

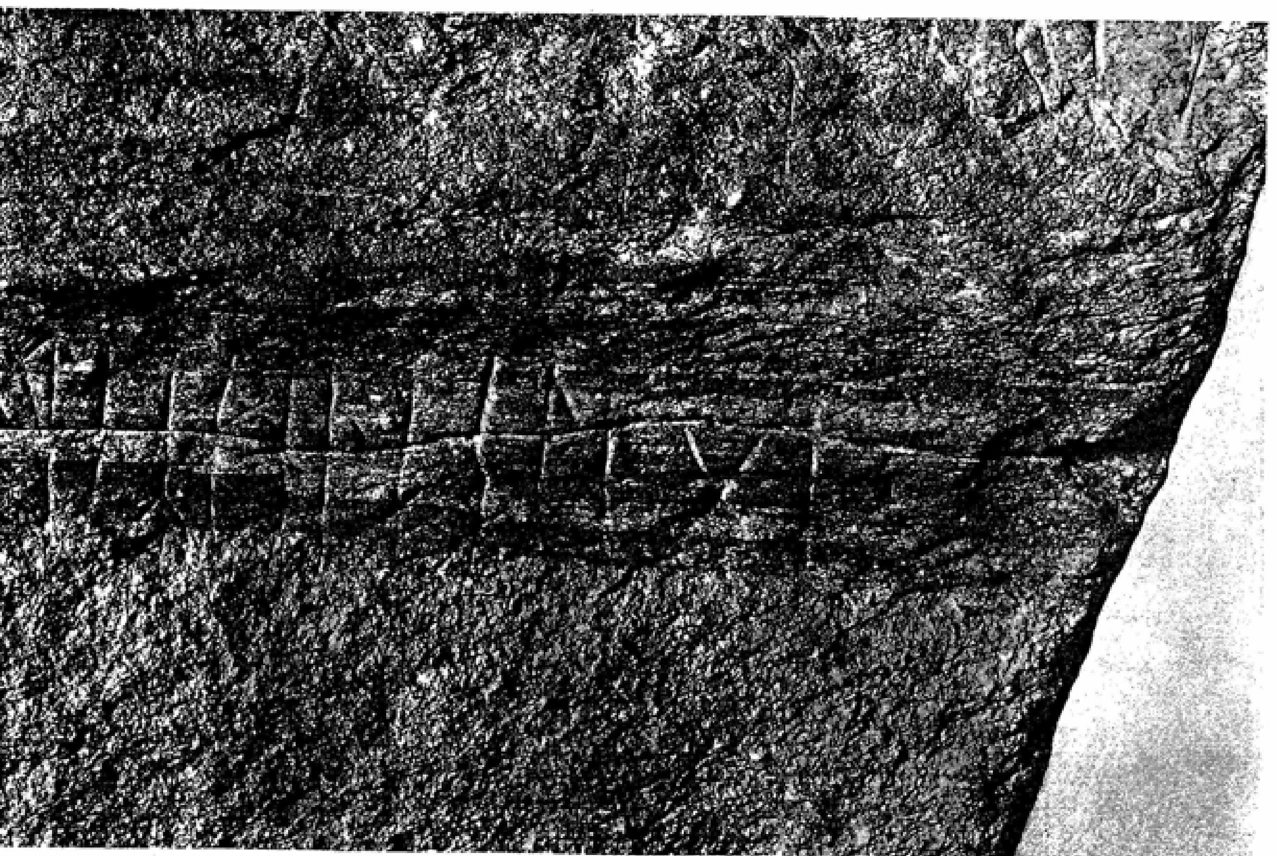
3. Zum Stein von Tune.

Was bedeuten die Worte *þrijor dohtrir dalidun arbija*? Früher übersetzte man „drei Töchter teilten das Erbe“. Dann schlug v. Friesen eine andere Deutung vor: „drei Töchter teilten sich in die Kosten des Erbmahles“. Hierbei ist die Auffassung von *arbija* als „Erbmahl“ sicher richtig. Ich nehme aber an der Inter-

pretation von *dalidun* Anstoß. Die Übersetzung v. Friesens scheint mir hierin künstlich und paßt nicht recht in den Zusammenhang. In der Inschrift sollen doch offenbar die Ehrungen für den toten Wodurid genannt werden. Die erste dieser Ehrungen ist das Ritzen der Runen, die zweite die Steinsetzung. Daß sich aber drei Töchter in die Kosten des Erbmahls teilten, ist doch wohl keine Ehrung. Wohl aber, wenn es hieße: „Drei Töchter richteten das Erbmahl aus". Ich glaube nun, daß sich die Worte *dalidun arbija* ohne Schwierigkeit so auffassen lassen: „Sie teilten das Erbmahl aus" = „Sie richteten das Erbmahl aus". In der altnord. Literatur ist ja die Verbindung *deila mat, deila dǫgurð* usw. „eine Mahlzeit austeilen, herrichten" bekannt.

Noch eine Bemerkung über die Anordnung der ganzen Inschrift: Man hat sie unbedingt mit der Seite *ek wiwaʀ after woduride witadahalaiban worahto r[unoʀ]* zu beginnen. Im andern Falle würden zwei eng zusammengehörige Ehrungen, das Runenritzen und die Steinsetzung, auseinandergerissen werden.

Zwei der in unserer Inschrift aufgezählten Ehrungen werden auch anderwärts verbunden aufgeführt, nämlich in der von O. v. Friesen entdeckten, hochaltertümlichen Inschrift des Steines von *Rö* (Bohuslän). Auch dort wird hintereinander das Runenmalen und das Steinsetzen für den Toten genannt: *stainawarijaʀ fahido — ek Hra.aʀ satido staina ana* ... Über die eigenartige räumliche Verteilung dieser beiden Sätze vgl. O. v. Friesen, Rö-Stenen i Bohuslän 11 f. (Uppsala Universitets Årsskrift 1924). Also auch hier wird zuerst die Runenritzung, sodann die Steinsetzung angegeben.



Inschrift des Runensteins von Eggjum in Bergen, Bergens Museum.
Schluß von Zeile C. $^3/_4$ natürl. Größe.

Fredegarius Scholasticus — Oudarius?

Neue Beiträge zur Fredegar-Kritik.

Von

Bruno Krusch.

Vorgelegt in der Sitzung vom 14. Januar 1927.

(Mit einer Tafel.)

Ein merkwürdiges Schicksal hat uns die Namen der beiden Männer vorenthalten, die im 7. und 8. Jh. ganz unabhängig von einander das große Geschichtswerk des Bischofs Gregor von Tours fortsetzten und so die Grundlage schufen, auf welcher die neue Dynastie ihre glanzvolle Vorgeschichte aufbauen konnte; beide haben nur die ersten 6 Bücher ihres großen Vorgängers gekannt, also dessen Werk in der gekürzten und nicht fehlerfreien Textform der Rezension B nur bis zum Tode Chilperichs I. vor sich gehabt. Besonders das ältere burgundische Geschichtswerk, das durch Hereinnahme alter Chroniken sich zu einer weltgeschichtlichen Kompilation ausgewachsen hat und im letzten Buche Gregors Erzählung vom Tode Chilperichs I. an in heimatlichem Geiste selbständig weiterführt [1]), steht an historischem Wert für das 7. Jh. seinem Vorbilde am nächsten, so daß wir gern über den oder vielmehr die Urheber und die Umstände seiner Entstehung Näheres wissen möchten. Indessen nur höchst schwierige kritische Untersuchungen [2]) vermögen den Schleier etwas zu lüften, der das Geheimnis des Ursprungs verhüllt, und Verfassernamen festzustellen, ist bei dem Schweigen der Hss. völlig unmöglich. Gleichwohl geht diese wichtige Quelle seit Jahrhunderten allgemein unter dem Namen Fredegar. Wer mag sie auf diesen Namen getauft haben?

---

1) Chronicarum quae dicuntur Fredegarii Scholastici libri IV cum Continuationibus in SS. rer. Merov. 2 (1888), 1 ff.

2) Vgl. meine Untersuchungen „Die Chronicae des sog. Fredegar“ NA. 7 (1882), 247 ff., 421 ff.; G. Schnürer, Die Verfasser der sogenannten Fredegar-Chronik 1900 (Collectanea Friburgensia fasc. 9); L. Halphen, Une théorie récente sur la chronique de Pseudo-Frédégaire, Revue historique 79 (1902), 41 ff.; F. Lot, Encore la Chronique du pseudo-Frédégaire, ebend. 115 (1914), 305 ff.

Nachdem anfangs von Gregors Werke, wohl der wichtigsten Geschichtsquelle in der ganzen mittelalterlichen Historiographie, nur die ersten 6 Bücher bis zum Tode Chilperichs I. bekannt geworden waren, so daß beide Fortsetzer, der Burgunder Fredegar sowohl wie der neustrische Verfasser des Lib. hist. Fr., schon dort mit der eigenen Erzählung beginnen mußten, kam in der Folge auch der vollständige Text Gregors in 10 Büchern zum Vorschein, wie er uns in den Hss. A und D heute vorliegt. Im 9. Jh. verband man damit auch noch das letzte Buch Fredegars mit seiner an den Lib. hist. Fr. anknüpfenden karolingischen Fortsetzung, diese aber nur bis zum Tode Karl Martells 741 (c. 24), und indem man Gregors 9. und 10. Buch in eins verschmolz, konnte die neue Fortsetzung als Liber X die ursprüngliche Bücherzahl wieder auffüllen. So entstand die Familie C der Gregor-Hss., und aus der alten Lorscher Hs. C 1 hat zuerst Flacius Illyricus 1568 diese Fortsetzung als eine Appendix zum Gregortext veröffentlicht, der damals bereits in zwei Pariser Ausgaben aus D-Hss. in 10 Büchern gedruckt vorlag. Da er aber die Bücher 9 und 10 unverkürzt abdruckte, wie sie in den früheren Ausgaben standen, mußte er die neue Fredegar-Appendix als 'liber XI' zählen; indessen entging ihm nicht, daß sie 'alio quodam autore' verfaßt sei. Auf seine Ausgabe gehen die zunächst folgenden in den Kirchenväter-Sammlungen zurück, und Flacius verdankt also die Wissenschaft die Kenntnis der wichtigen Geschichtsquelle in ihrem selbständigen Teile.

Zitiert wurde sie anfangs als der „Fortsetzer Gregors von Tours“ oder „das Supplement Gregors“ [1]), was in der Tat etwas schwerfällig klang. Den Namen 'Scholasticus' gab ihr zuerst 1577 Papirius Massonius [2]) in seinen Annalen und wiederholt nannte er so nicht bloß den ursprünglichen Text des 4. Buches, sondern auch die Fortsetzung. Beide galten ihm also als die Schrift ein und desselben Autors, und wenn er ihn 'Scholasticus' nennt, so ist

1) Nicolas Vignier, Sommaire de l'histoire des François, Paris 1579.

2) Papiri Massoni, Annalium libri quatuor, Lutetiae 1577 (2. Ausgabe 1578), I. Buch S. 68: 'Scholasticus autor appendicis ad Gregorii historiam' bei der Besiegung Chlothars II. durch Theudebert II. und Theuderich II. (Fredeg. IV. 20), S. 69 'Scholasticus in Appendice' beim Tode der Brunhilde und der Charakteristik Chlothars II. (Fredeg. IV. 42), ebenso S. 71 bei den reichen Schenkungen Dagoberts I. an St. Denis (Fredeg. IV, 79), S. 83 'Scholasticus' bei der Bezeichnung Karl Martells als Princeps Francorum (Cont. Fredeg. c. 11 ff.). Monod, Revue critique, Paris 1873, VII, 2, der gelegentlich der Besprechung der 3. Auflage von Wattenbachs GQ. zuerst solche Nachforschungen anstellte, hat irrig 'L. II' geschrieben statt I.

dies ein Ehrentitel, den er bei der Schilderung des Todes Berengars von Tours 1088 in folgender Weise (S. 233) erläutert: 'fuerat quoque Andigavensis Archidiaconus thesaurarius, Scholasticus, qui honores gravibus dumtaxat doctisque viris olim deferebantur: et in maximis ecclesiis Scholastici munus erat clerum docere'. Er nennt einige verdiente Geistliche bei bischöflichen Kirchen, die dieses Ehrenamt bekleidet haben, und in der Kirche von Angers, wo es Berengar inne hatte, sei es noch heute im Gebrauch; wer die Stelle besitze, sei zugleich Kanzler der Akademie. Massonius hat also ganz eigenmächtig ein kirchliches Ehrenamt des 11. Jh. auf unsern Chronisten und dessen karolingischen Fortsetzer übertragen. Das Erstaunen Wattenbachs (S. 117 [7]), daß der barbarische Chronist einer Schule vorgestanden haben sollte, löst sich also in einfachster Weise.

So sicher es ist, daß Massonius den Beinamen erfunden hat, den er dem Verf. gab, weil er den wirklichen Namen nicht wußte, so erscheint doch der Ursprung des Namens Fredegar vollständig in Dunkel gehüllt. Joseph Scaliger kannte in seinem bekannten Werke 'De emendatione temporum', Paris 1583, noch nicht den Namen, während er 1598 im 6. Buche (S. 583) schreibt: 'Ante annos autem aliquot prodiit Appendix ad Gregorium, cuius quidam auctorem dicunt Fredegarium'. In der Ausgabe von 1609, l. VI, 618, ist er dann wieder schwankend geworden: 'Auctor appendicis Gregorianae, sive est Fredegarius sive alius'. Die Verbindung mit dem zuerst auftauchenden Titel Scholasticus hat dann Claude Fauchet 1599 vorgenommen, der die ganze Sammlung kennt und speziell Idacius [1]) nennt, also wohl Hss. eingesehen hatte. Er weiß daher auch, daß der neue Name nur ein Lückenbüßer ist, weil man den richtigen nicht kenne [2]). Ein Rückschritt war es daher, wenn Estienne Pasquier 1621 meinte, der Name 'Fredegarius Scholasticus' sei gefunden worden von denen, welche die Bibliotheken der Mönche durchstöberten [3]).

1) Claude Fauchet, Les antiquitez Gauloises et Françoises, Paris 1599, IV, 23, S. 79: 'D'oresnavant ie m'ayderay pour le fondement de ma narration du recueil, que l'on pense auoir esté fait par Idace ou Fredegaire Scholastique compris sous partie d'vn liure communement imprimé pour l'vnzième de l'histoire de Gregoire'.

2) Am Rande bemerkte Fauchet: 'Icy commence le recueil donné à Fredegaire Scolastic: par faute de sçavoir le vray autheur de celuy à fait le XI liure adjousté à l'histoire de Gregoire'.

3) Les recherches de la France d'Estienne Pasquier, Paris 1621, S. 963, lib. X, c. 22: 'Mais depuis fut trouué par ceux qui fureterent les bibliothèques des Moines qu'il se nommoit Fredegaire le Scolastique'.

Die noch unveröffentlichten Teile des Werkes hatte Heinrich Canisius 1602 als eine Collectio Historica Chronographica 'collectore Gallo quodam' veröffentlicht. Den Verfasser hielt er wegen der Fortsetzungen für einen Zeitgenossen Karls d. Gr., und in der Aufzählung der einzelnen Schriftsteller erscheint hinter 'Idacio' ein seltsamer Chronist „Toromacho", der seinen Ursprung dem Mißverständnis von 'Toronaci' im Titel Gregors von Tours über dem 3. Buche verdankt.

Von den Herausgebern hat zuerst Marquard Freher 1613 die Sammlung mit dem Namen 'Fredegarii Scholastici' bezeichnet, und man hat sogar vermutet, daß das eine Anspielung auf seinen eigenen Namen sein sollte, woran selbstverständlich nicht zu denken ist. Diese Ausgabe des 3. und 4. Buches mit den Fortsetzungen hat eine Geschichte, die ich aus den Briefen Frehers in der gedruckten Briefsammlung Goldasts[1]) klar gestellt habe. Aus ihnen und den inzwischen von Schnürer[2]) herangezogenen Briefen Goldasts in der noch nicht veröffentlichten Freherschen Briefsammlung in der Münchener Bibliothek (clm 10389), die wertvolle Ergänzungen lieferte, ist zu ersehen, daß Freher die Vorarbeiten Goldasts für seine Ausgabe erbeten und schließlich auch erhalten hatte. Goldast aber hatte die Fredegar-Hs. 3 abgeschrieben, die heute geteilt zur Hälfte in Leiden, zur andern Hälfte in der Vaticana aufbewahrt wird.

In dem Frankfurter Meßkataloge vom Frühjahr 1602[3]) sind unter den 'Libri futuris nundinis prodituri' folgende Schriften angezeigt: 'Einhardi v. cl. Abbat. Salingustadiensis de vita Caroli M. lib. I. Ferii Hilperici de Carol. M. et Leone P. P. cum animadversionibus Mel. Hamenveltonis Goldasti, varias Francorum et Alemannorum antiquitates continentibus. Aureliae in 4° apud Crisp. Historia Miscella Idacii Episcopi, Isidori, Fredegarii, Cicardi, Pepini etc. cum multis aliis hactenus non editis. Aurel. in 4°.' Das ist die älteste Erwähnung des Namens Fredegar in Deutschland! Als Freher dies las, bat er Goldast sofort[4]) um Über-

1) Virorum cll. et doctorum ad Melchiorem Goldastum epistolae ex bibliotheca H. G. Thülemarii. Frankfurt u. Speier 1688, S. 54. Vgl. NA. 7, 348 ff.; SS. rer. Merov. 2, 1, N. 1.

2) G. Schnürer (a. a. O., S. 237 ff. Anhang. Der Name Fredegar) hat die bezüglichen Briefe abgedruckt.

3) Catalogus universalis pro nundinis Francofurtensibus vernalibus de anno 1602. Francofurti.

4) Der Brief ist in dem Drucke von Thülemarius vom 20. Juli 1601 datiert und so eingereiht; Schnürer, S. 241, N. 3 hat aber die Jahreszahl in 1602 verbessert.

sendung der bereits gedruckten Bogen; es lag ihm nicht allein an Einhard, sondern auch an Ferius Hilpericus, Idacius und Fredegar. Schon am 10. August 1601 hatte Goldast aus Genf über seine Editionspläne an Freher berichtet, und hier nannte er auch Hilarian, der dem Idacius angehängt sei, was in der Hs. 3 tatsächlich der Fall ist, ferner Gregors Chroniken und ihr Supplement 'incerti auctoris'. Den Namen Fredegar hat er also damals noch nicht gekannt. Unter 'Ferii Hilperici' ist natürlich nicht der weit verbreitete Computus zu verstehen, als dessen Verfasser Traube [1]) vielmehr Heinrich von Auxerre erkennen wollte, eine Ansicht, die er später selbst zurückgenommen hat [2]), sondern der Dichter des viel umstrittenen Gedichtes 'Karolus Magnus et Leo papa', welches seit Pertzens Ausgabe [3]) unter Angilberts Namen geht. Goldast beabsichtigte das Gedicht aus der früher in St. Gallen befindlichen, jetzt Züricher Hs. C 78 s. IX/X, zu veröffentlichen, die Hs. trägt auch Bemerkungen von seiner Hand, und eine Eintragung [4]) ganz unten auf der Seite vor dem Gedicht: 'fer̄ helpc̄' hat Anlaß zu dem merkwürdigen Namen des Dichters gegeben; indessen die Bemerkung hat mit dem folgenden Gedichte nichts zu tun. Trotz der Ankündigung ist die Goldastsche Ed. pr. niemals erschienen [5]). Canisius ist ihm zuvorgekommen, hat auch bereits den Ferius Helpericus als Verfassernamen abgelehnt [6]).

Auch die von Goldast abgeschriebene Fredegar-Hs. 3 stammte aus St. Gallen, wie P. Lehmann [7]) ganz richtig angenommen hat, während Bethmann und ich an Reichenauer Herkunft dachten; sie

1) NA. 18, 73 ff.

2) Wattenbach, GQ. 1, 333 [7].

3) SS. 2, 391. Neue Ausgabe von Dümmler, Poetae 1, 366, hinter Angilberts Gedichten. Vgl. Wattenbach, GQ, 1, 196 [7]; Manitius, Gesch. der lateinischen Literatur des Mittelalters (1911) 1, 547.

4) Pertz, Archiv 7, 363.

5) Wenn Fabricius, Bibliotheca latina mediae et infimae aetatis, Padua 1754, 1, 347 notiert: 'Levini (alias Ferii) Hilperici, Monachi Selingestadiensis Carmen de Congressu Caroli M. et Leonis Papae versibus hexametris cum notis Goldasti Genev. 1600', so ist dies wohl eine Kombination aus dem Frankfurter Meßkataloge und dem Wohnort Goldasts, denn selbst in der Genfer Universitätsbibliothek war ein solches Buch nicht zu ermitteln. Den ersten Beinamen 'Levinus' erklärte Traube spöttisch aus Goldasts 'frivoler Gelehrsamkeit', mit dem zweiten 'Ferius' steht es nicht besser, und 'Hilpericus' beruht schon auf Phantasie.

6) Antiquae Lectiones ed. H. Canisius, Ingolstadii 1604, VI, 521 ff. Im Vorwort schreibt er, 'recentior' habe diese Vermutung gemacht und in die Hs. eingetragen, d. i. natürlich Goldast.

7) Mittelalterliche Bibliothekskataloge, 1. P. Lehmann, Die Bistümer Konstanz und Chur, S. 64. 76, 20.

wird im Stiftskatalog aus dem 9. Jh. mit den Worten beschrieben: 'Chronicae diversorum temporum libri V et gesta Francorum (bei mir A 3b, Scr. rer. Merov. II, 223) in volumine 1'.

Die Anzeige im Frankfurter Meßkatalog war nicht von Goldast ausgegangen, sondern, wie wir aus seinem Briefe an Freher jetzt erfahren[1]), von der Buchdruckerei, und er tadelt ihre 'astutia'; das Einhard-Ms hatte er wegen ihres Wortbruchs aus der Druckerei wieder zurückgefordert. Canisius war ihm auch in der Fredegar-Ausgabe zuvorgekommen; er gab aber die Arbeit nicht auf, sondern war zunächst damit einverstanden, daß sie in der Freherschen Sammlung als zweiter Band erscheinen sollte, während der erste für die Freherschen Arbeiten bestimmt war.

Als er schließlich das Ms. Freher übersandt hatte, erklärte dieser, er behalte es, um es seinem Bande zuzufügen, versprach auch den Gewinn redlich mit ihm zu teilen. Um die Bedingungen und besonders das Honorar haben beide noch lange verhandelt; Goldast wollte sicher gehen und verlangte Aufsetzung eines schriftlichen Vertrages; mit ½ Taler für das Blatt war er zufrieden, aber sehr mißtrauisch gegen den überaus geschäftskundigen Gönner verlangte er von ihm das Versprechen, daß er ihn als Mitarbeiter nenne und hinsichtlich der Hs. erkläre, sie gehöre in seine Bibliothek[2]). Das wäre nun freilich eine Unwahrheit gewesen, denn sie gehörte, wie wir sahen, in die Stiftsbibliothek von St. Gallen. Aber so weit ist es gar nicht gekommen; Freher hat keine seiner Zusagen gehalten und Goldast warnte später andere vor seiner Wortlosigkeit.

Freher hat, wie Schnürer (S. 250) nachwies, 1600 in seinem Directorium Fredegar noch nach dem Vorgange von Massonius mit Scholasticus bezeichnet, und erst die Anzeige der nicht erschienenen Goldastschen Publikation im Frankfurter Meßkatalog von 1602 machte ihn mit dem Namen Fredegar bekannt, der seitdem in seinen Briefen fortwährend wiederkehrt. Zweifellos hat er diesen Namen von Goldast überkommen, aber Schnürer geht noch einen Schritt weiter; er behauptet, daß ihn Goldast überhaupt aufgebracht habe. Er nimmt nämlich an, daß Goldast den Namen irrtümlich aus seiner Hs. 3 herausgelesen habe und zwar aus den Worten der Vorrede zum 4. Buch (bei mir S. 123, 16): 'Sed carius auritur (auditur 3)'. Goldast, im Handschriftenlesen nicht gerade sehr erfahren, habe statt 'Sed carius' gelesen 'Fredcarius', und

1) Schnürer, S. 242.

2) Daß sie im Besitz Goldasts war, bestätigt Henschen AA. SS. Febr. 1, 215.

in Verbindung mit der Variante der Hs. 3 'auditur' sei dann auch ein gewisser Sinn herausgekommen. Gegen diese Annahme spricht vor allem, daß Goldast, wie wir sahen, in dem Briefe an Freher von 1601 10/8 noch 'incerti auctoris' schreibt, während Scaliger schon 1598 den Namen Fredegarius kennt. Schnürers Erklärung habe ich zuerst abgelehnt [1]), dann Halphen [2]) und zuletzt unter Berufung auf diesen F. Lot [3]). Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß der Name in Frankreich erfunden worden ist. Nicht Goldast hat, wie Schnürer annahm, die Priorität in der Frage, sondern Scaliger.

Aber auch Scaliger hat bei der Taufe nicht Pate gestanden. Schienen die Untersuchungen der gedruckten Literatur nicht weiter führen zu wollen, so stieß ich zu meiner Freude bei der Benutzung der Gregor-Hss. der Departements-Bibliotheken, die mir durch H. Omonts Gefälligkeit in die Pariser National-Bibliothek geschickt waren, in einer C-Hs. der Frankengeschichte auf eine Eintragung, die einiges Licht auf den geheimnisvollen Namen wirft. In der Hs. der Bibliothek von St. Omer 706, saec. XI — aus St. Bertin, wie eine Hd. s. XV auf fol. 1 bemerkte: 'De libraria sancti Bertini' — schließt fol. 118′ mit 'Explicit liber VIIII' der Gregortext X, 28 (C 4 bei Arndt), und es folgt mit 'Incipit liber decimus' die Überschrift des 4. Buches Fredegar (5 c bei mir), das in dieser Hss.-Klasse mit 'Transactis', dem Schluß der Vorrede (123, 22), beginnt [4]). Zwischen der Überschrift und der verstümmelten Vorrede hatte der alte Schreiber vier Zeilen des Kolumnentextes freigelassen. Auf den freien Raum setzte nun eine französische Hand von etwa 1500 die Bemerkung: 'Hic videtur esse continuator divi Gregorii Turonensis ex praefatione', und eine etwa ein halbes Jh. spätere Hand fügte hinzu: 'putemque esse Fredegarium Archidiaconum'. Das ist die allerälteste Erwähnung des Namens Fredegar, und die Schriftzüge dieser denkwürdigen Eintragung verdienen wohl in dem beigegebenen Facsimile (auf der Tafel am Schluß des Aufsatzes) der Öffentlichkeit bekannt gemacht zu werden.

Dieses älteste Zeugnis für den rätselhaften Namen stellt sich selbst nur als eine Vermutung vor, und die Grundlage für eine

1) NA. 26 (1900), 267.

2) Revue historique 79 (1902), 56: La conjecture de M. Schnürer est jolie, mais peut-être plus jolie que solide. Wenig, aber mit Liebe!

3) F. Lot, a. a. O., S. 305.

4) Fol. 129′ ist nach (S. 144, 16, IV, 48) 'cognomento Wi'| der Rest der Seite ausradiert bis: 'cum rege transagere A' (S. 148, 10, IV, 54); fol. 130 fährt dann mit c. IV, 55 fort.

solche Vermutung mußte doch wohl das Ende der Schrift bilden. Sie reicht aber in den meisten C-Hss. bis zum Tode Karl Martells und seiner Beerdigung in St. Denis 741 in c. 24; in dieser Hs. jedoch, wie in einer ihr nahe stehenden, nur bis zu seiner Erkrankung in Verberie nördlich von Paris 739 (c. 21). Auf Grund solcher Merkmale konnte man damals kaum einen älteren Schriftsteller in dem Verf. vermuten, als einen solchen aus der Karolingerzeit, und aus der karolingischen Fortsetzung konnte auch Niemand Burgund als Heimat des eigentlichen Fredegar herauslesen, — aber vielleicht Paris?

Der Name Fredegarius begegnet nicht häufig, und da finde ich nun in der Liste der Mönche von St. Denis in dem Reichenauer Verbrüderungsbuche [1]), die mit dem Abte Hilduin (826—842) anhebt, einen 'Fredegarius'. Das älteste Obituarium der Abtei Saint-Germain-des Prés verzeichnet im ältesten, wahrscheinlich von Usuard zwischen 858 und 869 geschriebenen Teile [2]):

'II. Kl. Feb. Dep. Fredegarii sacerdotis'.

Diese handschriftliche Spur spornte zur neuen Durchforschung der älteren Literatur über die Frankengeschichte an, und hier bot sich mir eine ganz erstaunliche Überraschung. Noch ein anderer und älterer Name für unsere Quelle kam zum Vorschein, auf den bisher noch kein neuerer Forscher gestoßen war. Beatus Rhenanus [3]) spricht 1531 von der Verwüstung des Gaues von Avenches durch die Alamannen, welche Gegend ja dem eigentlichen Fredegar besonders am Herzen lag, und bezieht sich für die Tatsache auf einen 'Oudarius semilatinus autor', dem Paulus Aemilius in seiner Geschichte besonders gefolgt sei. Das stimmt für diesen nur halb, denn Paulus Aemilius zitiert in seiner oft gedruckten [4]) Frankengeschichte vielmehr einen 'Annonius historicus', d. i. der bekannte Aimoin, aus dem die ältere Literatur und z. T. auch noch neuere Geschichtsschreiber ihre historischen Kenntnisse geschöpft

1) MG., Libri Confraternitatum S. Galli, Augiensis, Fabariensis ed. Peiper, S. 256, col. 357, 27. Auf dieses Zeugnis hatte auch schon Schnürer S. 256 hingewiesen. 2) Notices et documents, Paris 1884, S. 43.

3) Beati Rhenani Selestadiensis Rerum Germanicarum libri tres, Basel 1531, S. 133: 'Aventicensis pagi devastati ab Alemannis Oudarius semilatinus autor mentionem facit, quem in historia sua Paulus Aemilius inter primos secutu esst'.

4) Z. B. Historiae iam denuo emendatae Pauli Aemylii Veronensis, De rebus gestis Francorum, a Pharamundo primo rege usque ad Carolum octavum libri X, Basel 1569, S. 45: 'Addit Annonius historicus', und so entstellt auch die erste Aimoin-Ausgabe den Namen des Verf. Wie Paulus Aemilius bezieht sich auch Aegidius Tschudi, Gallia Comata, Constanz 1758, S. 90 für diesen Alamannen-Einfall auf Annonius (l. 3, c. 97).

haben, und erst Aimoin ist unserm Fredegar gefolgt; er schrieb aber in korrektem Latein, wie das von einem Geschichtsschreiber um das Jahr 1000 zu erwarten ist. Wenn nun Beatus Rhenanus seinen Gewährsmann ausdrücklich als halblateinischen Autor bezeichnet, so muß er die ursprüngliche Quelle vor sich gehabt haben, und sein 'Oudarius' ist also mit dem späteren 'Fredegarius' identisch; es ist der erste Taufname unserer Quelle. Beatus hatte den Bericht Fredegars IV, 37 (S. 138, 15) zum J. 609/10 vor Augen: 'His diebus et Alamanni in pago Aventicense Ultrajorano hostiliter ingressi sunt'. Der neue Name bringt aber ein neues Rätsel: der Name Oudarius ist bis heute auch den Germanisten unbekannt; der neue Förstemann, den wir der selbstlosen Arbeit Jellinghaus' verdanken, bringt keine Belegstelle für ihn.

Beatus Rhenanus hat seinen Oudarius zitiert lange, bevor der Fredegartext auch nur in dem beschränkten Umfange von Gregors C-Hss. als Anhang zu diesem herausgegeben war, und muß also seine Kenntnis desselben einer Hs. verdanken. Zehn Jahre später schrieb Huttichius aus Straßburg an ihn[1]), er habe 'in foro scutario' daselbst eine Hs. von Gregors Historia Francorum 'levissimo pretio' gekauft; die Hs. sei ganz anders wie Gregor, aber am Anfang des 10. Buches sei dieser erwähnt, was deutlich auf den C-Text Gregors hinweist. Beigelegt hatte er Abschrift des Berichts der Annales Bertiniani über das J. 833. Tatsächlich sind die zwei noch vorhandenen Hss. dieser Annalen C-Texten Gregors angehängt[2]), und die zweite Hs. (1a), früher in St. Vaast, ist Abschrift der ersten (1). Die erste aber, ihre Vorlage, ist eben die Hs. von St. Omer n. 706, in die später jene Vermutung über den Namen Fredegar eingetragen wurde, und sie stammt, wie gesagt, aus St. Bertin, für dessen Annalen Beatus Rhenanus Interesse gezeigt haben muß.

Man könnte versucht sein, den neuen Namen, den ich zuerst ausgegraben habe, mit St. Omer in Verbindung zu bringen, denn zwischen 'Oudarius' und 'Audomarus' scheint eine entfernte Verwandtschaft zu bestehen, dennoch möchte ich von einer solchen Vermutung abstehen und schlage eine ganz andere Erklärung vor.

Auf der Suche nach dem Namen des Verf. stieß man im 2. Buche auf Idacius, den Schreiber des Widmungsbriefes vor seiner Chronik,

---

1) Huttichius in Straßburg an Beatus Rhenanus 1541 21/2, im Briefwechsel des Beatus Rhenanus, herausg. von Dr. Horawitz und Dr. Hartfelder, Leipzig 1886, S. 478.

2) Ann. Bertin. ed. Waitz S. IX.

die sich dem Hieronymus-Texte II, 49, unmittelbar anschließt, und schon Fauchet wußte, wie wir oben sahen, daß man außer an 'Fredegaire Scholastique' auch an 'Idace' als Verf. gedacht habe. In der Haupt-Hs. 1 beginnt nun dieser mit den Worten: 'Adacius servus domini nostri Iesu Christi universis fidelibus' und schon ein Schreiber des 9. Jh. hat in dieser Hs. vorn als Titel des ganzen Werks gesetzt[1]): 'Breviarium scarpsum ex chronica Eusebii Hieronimi aliorumque auctorum a quodam Adatio'. Für 'Adacius' liest nun die Hs. 3 an obiger Stelle 'Udacius' und so ist auch weiter unten in 1 der Name geschrieben; in gewissen Schriftgattungen, nicht bloß alten, sondern auch spät mittelalterlichen, sind aber 'c' und 'r' leicht zu verwechseln. Die alte Hs. 3 stammt, wie wir sahen, aus St. Gallen, und diese ganze Familie ist deutschen Ursprunges, wie die deutsche Glosse II, 54, 'talpus scero' beweist[2]). Benutzte Beatus Rhenanus eine solche Handschrift und fand er darin 'Udacius', so konnte er leicht auf seinen 'Oudarius' kommen. Dieser 'Oudarius' aber stimmt wenigstens im zweiten Stamme mit 'Fredegarius' überein, und historische Erwägungen, wie ich sie oben anstellte, könnten auf den Namen geführt haben, den wir heute gebrauchen. Ein weiter Weg ist es aber von Idacius über Oudarius zu Fredegarius und, wie man sieht, auch ein ziemlich verschlungener.

Der Name bildet nur das Vorspiel für die schier unüberwindlichen Schwierigkeiten, mit denen die Untersuchung dieses wichtigen Geschichtswerkes verbunden ist, welches 642 schließt, in einzelnen Kapiteln aber viel weiter und in zweien (IV, 48, 81) sogar bis 658 reicht. Damit nicht genug, geht eine Zeitberechnung im 1. Buche (c. 24) bis zum 1. Jahre des Frankenkönigs Sigibert II., d. i. 613, und daß sie in eben diesem Jahre niedergeschrieben ist, zeigt nicht bloß der ausdrückliche Hinweis auf die Gegenwart: 'usque in tempore isto', sondern auch die Tatsache, daß der junge König, der letzte Erbe von Gunthramms Reich Burgund, noch in demselben Jahre auf Befehl Chlothars II. hingerichtet wurde, worauf dieser wiederum das ganze Reich in einer Hand vereinigte. Das Geschichtswerk schildert hauptsächlich die Schicksale des burgundischen Reiches, und zu dem Endjahr 642 stimmt der Papstkatalog und eine kurze Chronik am Schlusse des 1. Buches hinter der Berechnung von 613. Andererseits sind gewisse

1) Scr. rer. Merov. 2, 18, 36.
2) Vgl. NA. 7, 283, Scr. rer. Merov. 2, 10.

austrasische Einschläge im 4. Buche (c. 84—88 u. a.) nicht zu verkennen.

Hatte man vor mir die Untersuchung immer nur von dem Gesichtspunkte aus geführt, daß ein Verfasser anzunehmen sei, so zeigte meine Kritik, daß drei Chronisten nacheinander an dem Geschichtswerk gearbeitet haben: der eine hatte es 613 in Burgund begonnen (A), ein anderer um 642 es dort erweitert und fortgesetzt (B), ein dritter, ein austrasischer Chronist, um 658 zum Ruhme des karolingischen Hauses es überarbeitet (C), der an der selbständigen Fortsetzung durch irgend welche Umstände verhindert worden war. Durch meine Ergebnisse war die Kritik des Werkes noch viel verwickelter geworden, als sie früher war, denn wer wollte nun mit Bestimmtheit sagen, diese Stelle stand im Urtext, diese ist späterer Zusatz? Viel einfacher war es, die von mir zahlenmäßig begründeten Argumente einfach in den Wind zu schlagen und dem letzten Bearbeiter von 658 das ganze Werk zuzusprechen, wie man es vor meinem Eingreifen getan hatte.

Dieses mein Debüt in meiner Monumententätigkeit bedeutete vielleicht den Anfang einer neuen Ära in der Erforschung der fränkischen Geschichte unter den Merovingern. Es folgte meine Berichtigung der Chronologie der merovingischen Könige, die über den Staatsstreich des Hausmeiers Grimoald neues Licht verbreitete: für diesen fand sich später urkundlicher Stoff, und endlich brachten Mommsens hochverdienstliche Ausgaben der kleinen Chroniken in den Auctores antiquissimi durch ihre vielfachen Berührungen mit unserem Geschichtswerk, besonders die der Chroniken des Idacius und Isidor, neues Material, das für die Forschnng zu verwerten war.

G. Schnürer hat mit großer Gründlichkeit die kritische Untersuchung von Neuem unternommen und ist in dem wichtigsten Punkte zu dem gleichen Ergebnis wie ich gelangt, daß nämlich drei Verfasser anzunehmen sind. Mit Befriedigung stellte er am Schlusse (S. 232) diese Übereinstimmung fest und meinte, daß durch sie die Gewißheit erhöht würde, daß das von mir erreichte Ergebnis gegenüber den früher geäußerten Ansichten auf allgemeine Anerkennung rechnen könne. Nur in der Bestimmung des Anteils der einzelnen Verfasser an dem Werke, wich er vielfach von mir ab. Den Anteil von A rechnete er bis 616/7 IV, 44, setzte aber die Abfassung 625/8, und 613 hatte nach ihm nur eine von A benutzte verlorene Quelle X geschlossen; hinsichtlich B und C stimmte er völlig mit mir überein, schrieb aber den Gregor-Auszug im 3. Buche nicht B zu wie ich, sondern A und diesem zugleich

auch den 623/4 schließenden Text der Isidorschen Chronik, die in der Haupt-Hs. 1 hinter dem 4. Buche steht, von mir indessen nicht zu dem Werke gerechnet war [1]). Ich hatte schon auf gewisse in die Augen fallende späteren Zusätze in den einzelnen Abschnitten hingewiesen und gefragt (S. 447), ob man Gregors Geschichtswerk in das 7. Jh. setzen würde, wenn nur der Fredegar-Auszug mit den späteren Zusätzen auf uns gekommen wäre. Schnürer hat die Anteile der verschiedenen Bearbeiter schärfer zu scheiden versucht und ist hierbei auf Widerspruch gestoßen. Besonders seine Scheidung zwischen einem Brunechilden-feindlichen Verfasser A und einer Brunechilde-freundlichen Quelle X von 613 führte zu gewagten Annahmen [2]).

Halphen hat die Schwächen der Schnürerschen Beweisführung erkannt, den Anteil von A nur bis IV, 42 ausgedehnt und die Identifizierung der einzelnen Bearbeiter aus ihrer politischen Einstellung als unbegründet abgelehnt, während er hinsichtlich der Zusammensetzung des Werkes als Ganzes sich für Schnürer und gegen mich erklärte. An der Dreiteilung der Verfasser halten aber beide fest.

Hier brachte erst die Untersuchung F. Lots die Reaktion. Er setzte den Einschnitten ein entschiedenes: 'Il est vain' entgegen; die Scheidung von A und B nennt er 'chimerique' und identifiziert zuletzt auch noch B und C, so daß seine Kritik wieder auf den Standpunkt anlangt, auf dem die Forschung vor mir gestanden hatte. Neugierig wird man sein, wie er sich mit meinen Argumenten abfindet. Die Berechnung von 613 hat nach ihm der Chronist in seiner Hs. der Chroniken des Hieronymus und Idacius bereits vorgefunden, und die austrasischen Zusätze zu der burgundischen Chronik, die er zugiebt, und überhaupt kein Mensch leugnen kann, führt er darauf zurück, daß der burgundische Chronist in austrasische Dienste getreten sei. Dieser früher sehr beliebten, aber doch recht mechanischen Erklärungsweise habe ich von Anfang an den Krieg erklärt; sie gehört zu denjenigen Methoden, die, wie Lot schreibt (S. 321), den beunruhigen, der sie anwendet. Ein schwerer Irrtum würde es sein, wollte man glauben, Lots Kritik habe das Problem gelöst [3]).

Schon Valesius, Res Francicae II, 449, hatte gesehen, daß die

1) Man vergl. meine Besprechung des Schnürerschen Buches N. A. 26 (1901), 266 f.

2) Z. B. nahm Schnürer (S. 57) den Text IV, 35 für X in Anspruch, die Zeilen 134, 10—12 aber für A.

3) Vergl. meine Besprechung der Lot'schen Arbeit N. A. 39 (1914), 548 f.

Charakteristik des neustrischen Hausmeiers Erchinoald IV, 84, nach dessen Tode geschrieben sei, der nach 657 erfolgte; ich hatte das NA. 7, 428 bezweifelt, aber Lot hat ganz recht, der Zusatz 'in suo tempore' beweist die Richtigkeit der Beobachtung des ausgezeichneten alten Geschichtsforschers. Dasselbe Kapitel springt nun aber am Schlusse von Erchinoald zur Verteilung des Schatzes nach dem Tode König Dagoberts über. Diese auch in der Fassung schon als Einschiebsel kenntliche Schilderung ist, wie ich ausführte (S. 432), von einseitig austrasischem Standpunkte abgefaßt, und selbst Lot hat den austrasischen Charakter des Einschiebsels anerkannt (S. 312). Nach seiner Theorie müßte es also von dem burgundischen Chronisten nach seinem Eintritt in austrasische Dienste zugesetzt sein. Die austrasische Redigierung C ist fast 20 Jahre später erfolgt als die burgundische. Sollte man da wirklich glauben, daß die in demselben Kapitel vorhergehende Schilderung Erchinoalds unberührt geblieben sei, wenn sie den Zeitverhältnissen nicht mehr entsprach? Würde der austrasische Schreiber noch weiter Erchinoald haben leben lassen, obwohl er längst tot war? Stellt man solche Erwägungen an, wird man über Einzelheiten dieser Art leichter hinwegkommen und sich nicht den Blick dadurch trüben lassen.

Schnürer hatte sich zu weit vorgewagt, aber durchgearbeitet hat er unser Quellenwerk mit großem Fleiß und eben solchem Scharfsinn, und nachdem an seinen zweifelhaften Annahmen schon mehrfach Kritik geübt ist, geziemt es sich wohl, seine wertvollen Ergebnisse so zu würdigen, wie sie es verdienen. Hierher rechne ich vor allem den Nachweis des Zusammenhanges der Fredegarchroniken mit dem irischen Mönchtum des hl. Columban, in welcher meine Besprechung das Hauptverdienst Schnürers erblickte. Wie das Martyrium Hieronymianum ist auch das Hauptgeschichtswerk des 7. Jh. aus diesem religiösen Kreise hervorgegangen. Den hl. Columban behandelt das lange Kapitel IV, 36, unter dem 14. Jahre Theuderichs, d. i. 609, in einem Auszug aus Jonas' Lebensbeschreibung des Heiligen I, c. 18—20. Es schildert Columbans großen Ruf, die häufigen Besuche des Königs Theuderich in Luxeuil, — 'Lossowio' ist vom Chronisten zugesetzt, — die Moralpredigten des Heiligen und seine Vertreibung aus dem Kloster. Das Kapitel kann, wie ich schon in meiner Fredegar-Ausgabe (S. 5) bemerkte, nicht von A geschrieben sein, da Jonas die Vita Columbani erst um 642 verfaßte, und da also nur zwischen B und dem Austrasier zu wählen ist, stimmt Schnürer (S. 141) mir bei, daß nur der Burgunder B als Verfasser in Frage kommen kann. Die letzten

Schicksale Columbans, seine Reise nach Italien, die Gründung von Bobbio und sein Tod 615 hat der Verf. ganz kurz mit eigenen Worten geschildert, und hier findet sich ein Ausdruck: 'pontificius' = 'facultas', der aus der römischen Urkundensprache stammt und in der merovingischen Literatur kaum noch sonst begegnet; eine Ausnahme machen die Marculfschen Formeln, dort aber findet man ihn häufig. Nun wollte Schnürer die Persönlichkeit von A in einem ehemaligen Notar König Theuderichs wiedererkennen (S. 85), der als Mönch in Luxeuil unter Eustasius, dem zweiten Abte, eine gewisse Rolle spielte. Schnürer hatte ferner die Vermutung geäußert (S. 142), daß auch schon A über die Verfolgung Columbans durch Brunechilde eine kurze Notiz gebracht haben müsse, die dann B durch den Auszug aus Jonas ersetzte. Dieser wörtliche Auszug aber fällt ja auch schon äußerlich durch seinen Umfang aus dem Rahmen des Geschichtswerkes heraus. Luxeuil begegnet noch einmal gelegentlich der Flucht des hochverräterischen Bischofs Leudemund von Sitten 613/4 'ad domno Austasio' IV, 44, und Schnürer schloß (S. 74) aus dem Titel, daß der Verf. zu Lebzeiten des Abtes Eustasius geschrieben habe. Geht das nun wohl zu weit, so beweist doch das ehrenvolle Prädikat, das vor allem Königen gegeben zu werden pflegte, daß der Verf. die höchste Verehrung für den Abt von Luxeuil hegte und wohl auch in einem persönlichen Verhältnis zu ihm gestanden hat. Schnürer hat den Mönch Agrestius von Luxeuil im Auge, der früher Notar König Theuderichs gewesen war, aber dieser unruhige Mann hat zu Eustasius nicht immer in freundlichen Beziehungen gestanden. Vorsichtiger ist es wohl, von einer bestimmten Persönlichkeit abzusehen und nur die Verhältnisse im Allgemeinen festzustellen, wie sie sich aus dem Texte ergeben. Der 'domnus' Eustasius hat die Aussöhnung des hochverräterischen Bischofs mit dem König — 'cum domno Chlothario — bewirkt; diese Nachricht kann der Verf. schwerlich von einer andern Seite gehabt haben als aus dem Kloster Luxeuil, dem Kreise der dortigen Mönche. 'Pontificius' in IV, 36, weist entschieden auf einen Notar und bestätigt also in gewisser Hinsicht Schnürers Ansicht.

Der austrasische Verfasser C um 658 gehört dagegen zu den Anhängern des Hausmeiers Grimoald [1]), des Sohnes des ersten Pippin, und führt also nicht bloß in eine ganz andere Gegend, sondern auch in ganz andere politische Verhältnisse. Schnürer verdanken wir (S. 138 ff.) die scharfsinnige Vermutung, daß durch den Sturz des

1) NA. 7, 454.

ehrgeizigen Mannes 662, der seinen eigenen Sohn auf den Thron erhob, die beabsichtigte Fortsetzung des Werkes unterblieben sei[1]).

Das Kapitel IV, 81 führt die oströmische Geschichte vom Tode des Kaisers Constantin III. 641 bis zur Verweigerung der Tributzahlung an die Araber durch Kaiser Constans II. 658. Die weitere Entwickelung der Angelegenheit will der Verfasser in der gehörigen Reihenfolge erzählen, wenn sie zur Erledigung gekommen sei, und nichts verschweigen, sondern alles, was er wahrheitsgemäß in Erfahrung bringt, in dieses Buch eintragen, bis er hierüber und über anderes zum gewünschten Abschluß komme. In demselben Stile wie dieser oströmische Bericht ist, wie ich gezeigt habe[2]), auch die austrasische Interpolation IV, 84 ff. abgefaßt. Ganz ähnlich äußert sich nun am Schlusse der Vorrede des 4. Buches der Verfasser, daß er alles, was er nach Beendigung von Gregors Werk in Erfahrung gebracht, in dieses Buch einzutragen nicht unterlassen habe, und er beginne da, wo Gregor sein Werk schließt, mit dem Tode Chilperichs I. 584. Beide Stellen stimmen auch wörtlich überein:

Prolog	Fredegar IV, 81
cuncta que certificatus cognovi huius libelli volumine scribere non solvi (so 1; 'silui' die anderen Hss.), sed curiosissime, quantum potui, inseri studui,	et scribere non selebo, donec de his et alies optata, si permiserit Deus, perficiam, uius libelli cumta mihi ex veretate cogneta inseram',

Aus der zweiten Stelle läßt sich 'solui' der ersten in 'silui' verbessern, so daß meine Erklärung in der Ausgabe (S. 123, A. 6) hinfällig wird. Die alte Hs. 1 hat also hier einen Schreibfehler, den die andern Hss. vermeiden.

Der Schlußsatz des Prologes mit dem 'scribere non silui' ist von dem Standpunkt aus geschrieben, daß die Fortsetzung Gregors vom Tode Chilperichs an schon vollständig aufgezeichnet sei, während IV, 81 mit dem Futurum 'scribere non selebo' der Verfasser zum Ausdruck bringt, daß er noch an dem Werke arbeite, und der Augenschein lehrt, daß es ein Torso geblieben und nur eben die Überarbeitung und Erweiterung der Erzählung beendigt wurde. Gewisse Ereignisse müssen dazwischen getreten sein, welche die Fortsetzung verhinderten.

---

1) Vergl. meine Abhandlung: Der Staatsreich des fränkischen Hausmeiers Grimoald I., in: Historische Aufsätze, Karl Zeumer dargebracht. Weimar 1910, S. 436.

2) NA. 7, 433.

Ein anderer, weit schwerer zu erklärender Widerspruch ergibt sich sofort, wenn man den Schlußsatz mit dem Anfang des Prologes vergleicht, der nach meinem Nachweis aus dem Prologe des Hieronymus zu seiner Chronik ausgeschrieben ist. Hatte sich hierdurch das Dunkel des Inhalts sofort aufgehellt, so bietet doch der bekannte selbständige Zusatz zu dem Plagiat mit seiner Beschreibung des Umfangs des Werkes der Rätsel noch viele: 'beati Hieronimi, Ydacii et cuiusdam sapientis seo Hysidori, immoque et Gregorii chronicis a mundi originem dilientissime percurrens usque decedentem regnum Gunthramni, his quinque chronicis huius libelli nec plurima pretermissa siggyllatem congruentia stilo inserui, quod illi sollertissime absque reprehensionem condederunt'. Auch hier ist von Gregor die Rede, aber der Endpunkt dieser ganzen Chronikenreihe ist nicht der Tod Chilperichs I., womit das 6. Buch Gregors und der Gregorauszug Fredegars schließt, sondern etwas ganz Anderes: sie reichte bis zum Untergang des Reiches Gunthramms, und das kann nur ein Burgunder geschrieben haben. Der Endtermin dieser, wie der Schreiber ausdrücklich betont, „früheren" Chronikenreihe, der die gegenwärtige Geschichtsschreibung gegenüber gestellt wird, ist genau auf das Jahr zu berechnen [1]).

Nach Gunthramms Tode 592 erbte sein Reich Childebert II. (IV, 14: regnum eiusdem Childebertus adsumsit), nach Childeberts II. Tode sein Sohn Theuderich II. (IV, 16: Teudericus accipit regnum Gunthramni in Burgundia), der durch die Tötung des Bischofs Desiderius von Vienne die Zerstörung des Reiches verschuldete (IV, 32: 'pro hoc malum gestum regnum Theuderici et filiis suis fuisse distructum'), und in der Tat ist nach Theuderichs II. Tode 613 sein Sohn Sigibert II., der letzte Erbe des Reichs, noch in demselben Jahre auf Befehl Chlothars II. getötet worden. Der Schlußtermin der früheren Chronikenreihe führt also auf dasselbe Jahr 613, auf welches die Berechnung des ersten Buches geführt hatte. Eine solche mit 613 endigende Chronik, wie sie dem Schreiber dieser Stelle des Prologes vorlag, ist heute nicht mehr vorhanden, und es besteht ein unlösbarer Widerspruch mit dem Ende des Prologes, nach welchem die eigene Fortsetzung mit Chilperichs I. Tode 584 eingesetzt haben soll. Wenn also der Prolog Zweiflern rät, die Probe zu machen und zur Kontrole die früheren Chroniken selbst vorzunehmen, so würden sie bei der bis 613 reichenden in Verlegenheit geraten.

Theuderich II. ist wahrscheinlich nach dem 23. August 613

1) NA. 7. 482.

gestorben[1]), und sein Sohn Sigibert II. kann höchstens einige Monate regiert haben, da noch in demselben Jahre Chlothar II. durch Sigiberts Hinrichtung die verschiedenen Reiche wieder vereinigte. Wenn also A im 1. Jahre Sigiberts, vielleicht im September 613, die Kompilation begann, ist es nicht bloß möglich, sondern sogar höchst wahrscheinlich, daß er erst nach der Zerstörung des Reiches Gunthramms bei den Ereignissen des 4. Buches angelangt war. Dadurch erklären sich manche Bedenken, die ich früher ausgesprochen habe[2]), und er konnte z. B. IV, 32, bei dem Martyrium des hl. Desiderius bereits auf den Zusammenbruch des Reiches hinweisen. Daß sich Brunechilde zunächst bestrebte ('nitens' IV, 39), Sigibert in das Reich seines Vaters einzusetzen, scheint mir gar nichts Auffallendes zu haben; daß er tatsächlich eingesetzt wurde, beweist die weitere Erzählung, denn er erteilt mit seiner Großmutter zusammen Befehle, beweist ferner das Auctarium Isidors[3]). Bedenkt man, daß A einen Fortsetzer B gefunden hat, der 30 Jahre später schrieb und bestrebt sein mußte, aus seinen Kenntnissen heraus den Einschnitt möglichst auszugleichen, so wird man unbedenklich mit Halphen über meinen Endpunkt IV, 39 hinausgehn und IV, 42 als natürlichen Schluß von A anerkennen können.

Über jene Stelle des Prologes haben schon viele nachgegrübelt und die verschiedensten Auslegungen sind zu Tage gekommen, eines ist aber sofort klar, daß schon im Prologe mehrere Hände ihre Spuren hinterlassen haben, womit dem Lot'schen Einheitsprinzip die Grundlage entzogen wird. Lot erklärt 'regnum' als 'Regierung' Gunthramms und polemisiert (S. 308, N. 5) gegen meine und Schnürers und Halphens Übersetzung 'Reich'; er erklärt sie für 'injustifiable', die doch durch die obigen Belege als die richtige erwiesen wird. Das Ende der „Regierung" Gunthramms führt zum J. 592, und so würde seine falsche Übersetzung das Ende der früheren Chroniken von 613 bis zu diesem Jahre vorrücken. Aber was wäre durch eine solche Erklärung gewonnen? Unter den im Prolog aufgeführten Chroniken befindet sich auch keine bis 592 reichende, und das Ende würde doch auch in das letzte Buch bis IV, 14 hineinreichen, wo der Tod Gunthramms erzählt ist. Dem Begriff 'frühere' Chroniken genügt seine Erklärung nicht und das Rätsel vermag er nicht zu lösen.

Dem sehr merkwürdigen Endtermine geht in der Chroniken-

1) Vergl. SS. rer. Merov. 7, 490.
2) NA. 7, 447.
3) Auct. antiq. 11, 490.

reihe des Prologes das Werk **Gregors** von Tours voraus, das ich einst dem Bearbeiter A absprechen zu müssen glaubte[1]), und meine Gründe gelten heute noch. Der Verfasser des Gregor-Auszuges im 3. Buche kennt die beiden ersten Bücher, kennt aber auch den ersten Teil des letzten und benutzt die Chronik Isidors 615 (III, 65). Im 1. Kapitel beschäftigt er sich mit der Person des Aetius: 'Aecium patricium **huius chronici** gesta laudatur' und nimmt mit den Worten: 'Cum inisset certamen cum Chunis, que gessit, Ydatius suae storiae huius volumine narrat' auf die Chronik des Idacius im vorhergehenden 2. Buche Bezug. Aber die Stelle (II, 53) ist dort ein Einschiebsel, und Idacius ist an dieser Geschichte ganz unschuldig. Ich schloß daraus, daß er entweder jenes Einschiebsel, also das 2. Buch nicht geschrieben habe, oder ein Betrüger sei, und wählte die erstere Annahme, da zu der zweiten kein Grund vorliege. Die Kritik hat sich mit meiner Annahme einer späteren Redaktion des 3. Buches nicht befreunden können, aber Schnürers Ausführungen zeigen, welche Schwierigkeiten es macht, das 3. Buch dem Bearbeiter A zuzuweisen. Und der Fall wiederholt sich III, 2, bei der Herkunft der Frankenkönige von Troja, wo ein Verweis auf den 'beatus Hieronymus' wiederum eine Interpolation dem alten Kirchenvater aufbürdet, der sie nicht verschuldet hat. Lot nimmt nun tatsächlich zur andern Annahme seine Zuflucht, die ich zurückgewiesen hatte, daß nämlich Fredegar seine Fabeln unter die Autorität 'de noms vénérés' habe stellen wollen (S. 327), daß er also gelogen und betrogen habe. Ich meine, solche Beschuldigungen prallen an der natürlichen Einfachheit der Männer ab, denen wir dies Geschichtswerk zu verdanken haben. Lot widerspricht sich dann auch selbst durch die Annahme eines schon interpolierten kleinen Büchleins von 613, auf die ich noch zurückkomme. Den Tod der Brunechilde 613 nimmt der Verfasser am Schlusse von III, 59 mit denselben Worten vorweg, mit denen er IV, 42 geschildert ist. Er hat also nicht bloß die beiden ersten Bücher gelesen, sondern auch den ersten Teil des vierten. Den Kaiser Mauricius († 602) macht er III, 11 zum Zeitgenossen Childerichs. Eine nicht geringe Zeitspanne trennte ihn also von den Ereignissen, und er konnte sich aus den früheren Büchern wie aus dem Anfang des vierten für seine Aufgabe vorbereiten.

Das Geschichtswerk ist mithin im Laufe der Zeit erweitert und der Prolog dementsprechend ergänzt und verändert worden, wodurch sich Widersprüche ergaben, die das Lot'sche Einheits-

---

1) NA. 7, 438 ff.

prinzip nicht zu erklären vermag. Sollte man noch Zweifel hegen, so liefert den mathematischen Beweis die nächste Chronik vor Gregor in der Aufzählung des Prologes mit den Worten: 'seo Hysidori'. Mommsen verstand unter dem an dritter Stelle genannten anonymen Chronisten 'cuiusdam sapientis' den Verfasser des ersten Buches, des Liber Generationis, und hielt Isidor daneben für eine bloße Glosse dazu, eine 'sola coniectura' Fredegars, indem er 'seu' disjunctiv faßte; es hat aber in diesem Latein keineswegs die klassische Bedeutung von 'oder', sondern ist Synonym von 'et', wie die von mir im Register zum 2. Merovingerbande gesammelten Belege ausweisen [1]), und schon Schnürer (S. 157) hat den Irrtum bemerkt und berichtigt. Schnürer selbst rechnete wie seine beiden Kritiker die Isidorsche Chronik zum ursprünglichen Bestande der Kompilation, während ich die Zugehörigkeit bestritten und die fraglichen Worte als späteren Zusatz bezeichnet hatte. Die Chronik Isidors ist in der Überschrift des alten Codex 1, der sie allein [2]) enthält, als 'lib. III' bezeichnet, sie steht aber außerhalb der Reihe hinter dem 4. Buche, hat keine Kapiteleinteilung und kein Kapitelverzeichnis an der Spitze, wie die anderen Bücher, ist auch kein Auszug, sondern ein reiner Isidortext, dem nur zwei Glossen zugesetzt sind. Ich konnte daher nicht die Überzeugung gewinnen, daß diese Chronik ein Teil des Geschichtswerkes sei, während sie Monod in seine Ausgabe aufnahm. Mit Genugtuung stelle ich nun fest, daß Mommsen meine Auffassung als richtig anerkannt hat [3]), und eine von ihm aufgefundene Hs. setzt sie überhaupt außer allen Zweifel.

Die jetzt in Berlin befindliche, frühere Cheltenhamer Hs. 1686 (D bei Mommsen S. 399) stimmt bis auf den Titel genau mit 1 überein, und sogar die Spielerei mit griechischen Buchstaben kehrt darin wieder: 'incipit liber χρωνηκωρωμ', es fehlt aber die 'III' hinter 'liber'. Die im Text von 1 stehenden beiden Glossen, auf die ich die Aufmerksamkeit gelenkt hatte [4]), stehen in dieser Hs. noch am Rande [5]). Beide Texte haben die gleiche Unterschrift, und in beiden ist am Schlusse die Summe der Weltjahre bis zum

1) Vergl. SS. rer. Merov. 2, 572; Bonnet, Latin S. 315.

2) Mommsen schreibt allerdings Auct. antiq. 11, 399, daß auch 1*. 2a.b, Abschriften aus 1, den Isidor haben unter Berufung auf SS. rer. Merov. 2, 10, aber das ist ein Mißverständnis; vergl. NA. 7, 484.

3) Auct. antiq. 11, 398: 'tertium corporis Fredegariani librum Isidori chronica esse voluit librarius, non auctor eius, ut demonstravit Kruschius'.

4) NA. 7, 485.

5) Auct. ant. 11, 432, 36: 'nova error gentium', 434, 50: gesta gentium.

40. J. Chlothars II. = 624 gezählt. Schon Mommsen hatte richtig erkannt, daß diese Hs. D nicht aus dem Fredegar-Codex 1 abgeschrieben sein kann: 'proxime accedit ad Claromontanum neque tamen ex eo videtur descriptus esse'. Das geht schon deshalb nicht, weil D die Berechnung von 624 noch weiter führt bis zum 2. Jahre des Langobardenkönigs Rothari = 638: 'et a consolato Severini (= 482) usque ad indict. XI, quod est secundus ann. Rotharit regis Langobardorum, ann. esse CLC' (lies CLG = 156)[1]). Hieraus hatte bereits V. Rose[2]) richtig geschlossen, daß die Hs. D, die übrigens nur Schriften Isidors enthält, aus einer Vorlage von 638 (Rose schrieb irrig 637) stammt, also älter ist als unser Fredegar. Das ebenfalls bis 624 reichende, von Mommsen, Auct. ant. 11, 490, abgedruckte Auctarium zur Chronik Isidors, die frühere Appendix Marii, enthält die Hs. D nicht, und so wird auch die Behauptung Mommsens hinfällig, daß die Hs. 1 es enthalten habe. Die Ereignisse von 613 sind in dieser Aufzeichnung sehr kurz behandelt, und wie ich schon früher bemerkte[3]), kann das Auctarium nicht die Quelle Fredegars sein.

Die Auffindung der Hs. D hat also meine vor langen Jahren geäußerte Ansicht über die Isidor-Chronik durchaus bestätigt, und die umgekehrte Ansicht Schnürers und seiner Kritiker, daß man sie später aus der Reihe genommen und an das Ende gestellt habe, ist m. E. an sich schon unwahrscheinlich und überhaupt ganz unglaublich. Schiebt man den Isidor aber hinter Hieronymus-Idacius, dem 2. Buche, und vor Gregor ein, so zerstört er außerdem noch den Zusammenhang; denn der Gregor-Auszug beginnt III, 1, mit den Wandalen: 'Cumque Wandali praeterissent a Galliis', mit denen sich die Anhänge des 2. Buches in c. 60—62 beschäftigen. Diesen voraus geht am Schlusse von c. 59 in der Hs. 1 ein 'Explicit', das stumme Wahrzeichen, daß dort einmal das 2. Buch schloß[4]). Was sollte an dieser Stelle das dürre Isidor-Gerippe? In der dem ersten Buche angehängten Liste ist die Isidor-Chronik c. 26 am Anfang für die Schöpfungstage benutzt, und diese sind wörtlich daraus abgeschrieben, sogar mit dem Fehler 'creaturarum' am Anfang, so daß sie zweimal vorhanden sein würden, wenn man die

1) Auct. antiq. XI, 490.

2) V. Rose, Verzeichnis der lat. Hss. der Kgl. Bibliothek zu Berlin. 1. Die Meermann-Hss. des Sir Thomas Phillipps 1. Berlin 1893, col. 41.

3) NA. 7, 447.

4) NA. 7, 443. Sehr ansprechend ist die Vermutung Schnürers S. 217, daß das, was auf das 'Explicit' jetzt folgt, gewiß der Anfang des Gregor-Auszuges war, wodurch sich der Isidor von selbst ausschaltet.

Isidorsche Chronik dazurechnet. Der Kompilator legte sie im 1. Buche bei Seite und schrieb dafür die lateinische Übersetzung einer griechischen Chronik aus[1]), vermutlich weil er jene für seine Zwecke ungeeignet fand. Ein Späterer hat dann Isidor als 'liber III' hinten angeschlossen, aber aus der Reihe herausgenommen gewiß nicht. Nach Lot soll der Schreiber der Hs. 1 die Nutzlosigkeit des Isidor erkannt und ihn an das Ende verwiesen haben; seine Zugehörigkeit erklärt er für 'irréfutable', und auch Halphen war dieser Ansicht. Nun, wenn unwiderlegliche Ansichten in der Weise begründet werden, wie diese begründet wird, daß die Nutzlosigkeit erst hinterher erkannt wurde, nachdem die Einfügung geschehen sei, bedürfen sie überhaupt keine Widerlegung.

Mein Ergebnis, daß die Worte 'seo Hysidori' ein späterer Zusatz sind, bedeutet einen neuen Einbruch in das Einheitsprinzip Lots, und ist eine Bestätigung meiner früheren Kritik, wie sie glänzender nicht gedacht werden kann. Ich war also mit der Annahme von Interpolationen im Prologe auf dem richtigen Wege, und diese Feststellung hat bedeutsame Folgen. Nun schmelzen die 5 früheren Chroniken im Prologe auf nur 4 zusammen, denn der Interpolator Isidors mußte auch die Zahl 4 auf 5 erhöhen. Hinter dem Prologe steht über dem Texte: 'Incipit chronica sexta'; auch das stimmt nur, wenn man den nicht zugehörigen Isidor einrechnet. Die 6. Chronik beginnt nach dem Tode Chilperichs I. mit dem J. 584, und dieser Einschnitt rührt erst vom Schreiber des Schlusses des Prologes her, während nach dem Anfang desselben die früheren Chroniken bis zum Fall des Gunthrammschen Reiches 613 reichten. In der Verteilung des Stoffes sind also schwerwiegende Veränderungen vorgenommen worden, und an der Redigierung des Ganzen, wie es auf uns gekommen ist, hat C einen erheblichen Anteil, obwohl er zur eigenen Fortsetzung der Geschichte gar nicht gekommen ist. Es ist auch an und für sich schon klar, daß derjenige Freund des Hausmeiers Grimoald, welcher daran ging, das burgundische Geschichtswerk für die austrasische Geschichte und speziell für die Zwecke der Vorfahren der karolingischen Dynastie zum ersten Male nutzbar zu machen, was später in den Fortsetzungen Fredegars noch viel gründlicher besorgt wurde, es sehr fleißig durchgearbeitet haben mußte. Der Prolog ist in der überlieferten Gestalt ein Flickwerk, in welchem die Spuren der allmählichen Entstehung noch zu erkennen sind, wenn auch im Einzelnen selbstverständlich Klarheit niemals zu erreichen sein wird.

---

1) NA. 7, 472.

Im Sinne des Isidor-Interpolators würde Gregor der 5. Chronist sein; aber hier versagt unsere Überlieferung, denn das Buch ist in der Überschrift des Kapitelverzeichnisses als viertes bezeichnet: 'Incipit capetolares libri quarti'. Die Verwirrung wird nun vollständig, denn auch das folgende Buch, die 6. Chronik, ist vor dem Kapitelverzeichnis als viertes bezeichnet: 'Incipit capetolaris cronece libri quarti', und dieser Zählung bin ich in meiner Ausgabe gefolgt, denn sie entspricht der tatsächlichen Anordnung, da die beiden Chroniken des Hieronymus und des Idacius als ein Buch, nämlich das zweite, gerechnet sind. Wenn Mommsen den Idacius in seiner Ausgabe als drittes Buch rechnet und schreibt, ich hätte ihn in meiner Ausgabe nicht richtig eingeordnet[1]), weil ich ihn als II, 49—56 mit dem Hieronymus verband, so hat er nicht beachtet, daß diese Verbindung auf dem in den Hss. vorhergehenden Kapitelverzeichnisse beruht, und ein Herausgeber unmöglich diese handschriftliche Überlieferung willkürlich umstoßen durfte. Es sind also dreierlei verschiedene Zählungen in der Hs. 1 zu unterscheiden: Gregor als 4. Buch unter Trennung von Hieronymus und Idacius, der selbständige Fredegar als 4. Buch in Übereinstimmung mit der tatsächlichen Anordnung und derselbe als 6. Buch unter Einrechnung des Isidor als drittes. Diese letztere Zählung ist die jüngste und geht sehr wahrscheinlich auf die Überarbeitung von C zurück. Wenn dieses Durcheinander von einem Verfasser herrühren sollte, wie Lot behauptet, dann weiß ich nicht, was man von seinem Geisteszustand halten soll.

Unter dem 'quidam sapiens' versteht die Mehrzahl der Forscher von Mommsen an den anonymen Verfasser des Liber generationis, und seine Aufzählung an dritter Stelle wird nach Mommsens[2]) Vorgang daraus erklärt, daß er in der der Quelle Fredegars am nächsten stehenden, jetzt in Berlin befindlichen Hs.[3]) 'extremo loco' steht, nämlich am Schluß des Bandes; vorher gehen in der Hs. die im Fredegar nicht benutzten Fasten des Idacius[4]), und die als Quelle benutzten Chroniken des Hieronymus und Idacius stehen am Anfang. Für den Prologschreiber soll also die Ordnung dieser Hs. maßgebend gewesen sein, obgleich er in Wirklichkeit den Liber generationis an die Spitze des Werkes gestellt hat und am Schlusse der

1) Auct. antiq. 11, 9.

2) Auct. antiq. 9, 84 A.

3) NA. 7, 467.

4) Die Reihenfolge der Hs. ist also keineswegs so, wie Halphen (S. 53) schreibt: 1) Hieronymus, 2) Idacius, 3) Liber generat.

Aufzählung versichert, er habe seine Quellen von Anfang der Welt an aufs Fleißigste durchgegangen. 'A mundi originem' beginnt aber weder Hieronymus noch Idacius, sondern allein der Lib. generat., dessen Verf. der 'quidam sapiens' hinter dem Idacius sein soll. Ist das nicht widersinnig?

Nun steht aber vor dem letzten Buche auch noch die Überschrift: 'Incipit prologus cuiusdam sapientis', worauf zunächst das Kapitelverzeichnis und dann erst der Text des Prologes folgt. Ehe man eine so unwahrscheinliche Erklärung wie die obige herbeiholt, müßte man sich doch mit der nächstliegenden abfinden, die durch diese Überschrift gegeben ist, und dann läßt sich vielleicht diese unbekannte Größe mit der folgenden andern unbekannten Größe: 'usque decedentem regnum Gunthramni' kombinieren, und der 'quidam sapiens' stellt sich dann als der Verfasser von 613 vor. Mommsen hat dagegen eingewandt, daß der Chronist an der dritten Stelle nicht der sein könnte, der im 4. Buche folge, weil sich der Verf. auf die „früheren" Bücher, die vorhergehenden, beziehe. Aber das ist, wie bereits bemerkt wurde, falsch; mit dem Untergang des Reiches Gunthramms bezieht er sich an dieser Stelle auch auf den folgenden ersten Teil des 4. Buches bis zum J. 613.

Die Vermutung Schnürers (S. 156), daß der 'quidam sapiens' im Prologe der Verf. des anonymen Liber generat., der in der Überschrift aber der Verf. des Prologes sei, ist ein Kompromiß zwischen den beiden Ansichten, der an Stelle einer Unbekannten deren zwei schafft. Ebensowenig halte ich seine anderen Vermutungen für wahrscheinlich, daß der Prolog ursprünglich an der Spitze der Kompilation stand und später erst vor das letzte Buch umgestellt wurde, daß ferner der Liber gen. ursprünglich an dritter Stelle hinter Hieronymus-Idacius folgte. Gleichwohl hat seine Auffassung nicht allein Halphen gebilligt, sondern auch Lot, der doch sein System sonst unbarmherzig zerzaust. Diese Anordnung Schnürers, erklärt Lot (S. 309), sei frühzeitig umgestürzt worden; man habe den Liber gen. von der dritten Stelle an die erste gebracht in Übereinstimmung mit der Logik und der Chronologie, jedoch die Überschrift 'Incipit prologus cuiusdam sapientis' habe sich vor das 4. Buch 'verirrt' ('s'est égaré'). Den Eigensinn dieser Überschrift muß man beklagen; sie hatte offenbar eine schlechte Erziehung genossen, und an die Logik hatte man früher nicht gedacht?

Läßt sich aber der Ausdruck 'in priores his chronicis' nimmermehr mit dem angegebenen Endtermin 'usque decedentem regnum Gunthramni' vereinigen, so zeigt sich wiederum, wie schon

am Schlusse des 2. und am Beginn des 3. Buches, daß an dem Geschichtswerk tiefgreifende Veränderungen in der Anordnung des Stoffes vorgenommen wurden.

Sieht man in dem 'quidam sapiens' den Verf. A von etwa 613, dann geschieht des Liber generat. im Prologe keine Erwähnung, und es war auch nicht leicht, einen Namen für ihn zu finden, da schon die Quelle Fredegars ihn nicht zu benennen wußte. Auch die im 9. Jh. in der Hs. 1 über das Werk gesetzte Überschrift nennt nur die Namen Hieronymus und Adatius, während sie die anderen Verfasser mit 'aliorumque auctorum' zusammenfaßt.

Das unter dem Namen Fredegar gehende Geschichtswerk ist in der Gestalt auf uns gekommen, die ihm der austrasische Bearbeiter C zuletzt gegeben hatte, und C war in der Lage überall Zusätze und Änderungen in den Abschnitten von A und B vorzunehmen, wie B dasselbe tun konnte bezüglich des Anteils von A. Wenn man sich nach Lots Methode fast nur an die Merkmale späterer Entstehung in den früheren Büchern hält und die Gründe für die allmähliche Entstehung allein als Objekte benutzt, um sie mittelst jener zu widerlegen, muß man wieder zu dem alten Ergebnis kommen, daß das Werk das Erzeugnis eines einzigen Verfassers sei. Wenn aber ein so namhafter Geschichtsforscher wie Lot trotz des guten Willens, die durch mich begründete Auffassung umzustoßen, zu den Annahmen greift, daß der Chronist ein kleines in Burgund verfaßtes Büchlein von 613 mit Auszügen aus Hieronymus, Idacius, dem Liber generat. und sogar schon mit den Fredegarschen Interpolationen benutzt habe [1]), unter Berufung auf die Cheltenhamer Hs., die nichts von 613, nichts von Fredegars Interpolationen weiß [2]), wenn er ferner den Burgunder von 642 später in austrasische Dienste treten läßt [3]), also die widerlegte Dreiteilung durch Hintertüren wieder einführt, so müssen mich und meine Sekundanten diese Zugeständnisse aus diesem Munde mit einer gewissen Genugtuung erfüllen, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß doch noch einmal das durch nichts begründete kleine Büchlein wieder verschwinden und der Burgunder und der Austrasier wieder ihre eigenen Wege ziehen werden.

1) Lot a. a. O., S. 324: 'la date de 613, l'auteur de la composition dite de Frédégaire l'a trouvée dans un livret composé à cette date en Bourgogne, livret renfermant les extraits interpolés de Jérôme, d'Idace, du Liber generationis'.

2) Darauf hatte ich schon hingewiesen NA. 7, 441, N. 1.

3) Lot a. a. O. S. 337: 'Rien n'empêcherait, de plus, d'admettre que Bourguignon d'outre-Jura d'origine, il est passé au service des maires du palais d'Austrasie'.

Meine Textkritik hat die Billigung Mommsens gefunden, und es ist auch nicht abzusehen, wie die Ausgabe hätte anders eingerichtet werden sollen, als unter Zugrundelegung des alten Claromontanus (1), den G. Waitz in seinen jungen Jahren für die MG. verglichen hatte. Die Hs. dieser burgundischen Geschichtsquelle war aus Sirmonds Besitz in das Collegium Claromontanum in Paris gelangt, wie auch der der Quelle Fredegars nahestehende frühere Cheltenhamer, jetzt Berliner Codex; dieser aber stammte aus einem Metzer Kloster: 'Monasterio non ignobili' [1]). Aus dem Arnulfskloster in Metz stammen nun die Auszüge, die am Ende des 8. oder Anfang des 9. Jh. aus dem Geschichtswerk gemacht wurden, und dieser Metzer Mönch kann nur den Claromontanus oder eine ihm ganz ähnliche, jetzt verlorene Hs. vor sich gehabt haben. Es ist dies die einzige Benutzung des Originalwerks während des ganzen Mittelalters, denn alle anderen Hss. gehen auf ein interpoliertes und verdorbenes Exemplar x zurück. Diese Feststellung [2]) stimmt genau zu dem Nachweis, daß ein austrasischer Geschichtsschreiber die letzte Hand an das burgundische Geschichtswerk gelegt hat.

Was das Exemplar x anbetrifft, die Quelle der übrigen Hss., so liegen gewichtige Gründe dafür vor, daß es, wenn auch erst durch eine Zwischen-Hs., auf 1 zurückging, und nur ganz wenige bessere Lesarten sprechen dagegen. Ich hatte es in meinem Stammbaum aus 1 abgeleitet, aber ein Fragezeichen vorsichtshalber zugesetzt [3]). Zu meiner Freude hat Mommsen die Abhängigkeit bejaht und die wenigen besseren Lesarten der anderen Hss. für wertlose Konjekturen erklärt [4]).

Als Autograph des austrasischen Redaktors C kann aber die Hs. 1 nicht gelten, und den Fehler 'solui' für 'silui' im Prologe zum 4. Buche habe ich schon oben berührt. Eine viel umstrittene Stelle IV, 61 (151, 15) läßt den 'zelus Austrasiorum' sich gegen Pippin erheben. Daß das nicht stimmen konnte, daß von einem Haß der Austrasier gegen Pippin nicht die Rede sein konnte, daß ihn vielmehr der Haß der Neustrasier verfolgte, und diese ihm nach

1) NA. 7, 455.

2) Ebend. 7, 260 ff.

3) Ebend. 7, 345.

4) Auct. antiquissimi 11, 9: 'certe is (Kruschius) in editione compilationis illius (scr. Meroving. vol. 2) codicem illum (1) repraesentavit, cum varia lectio plena, quam adiecit, certe in Hydatiana parte a me examinata ostendat libros reliquos a principe non differre nisi mendis hic illic facili coniectura sublatis, plerumque auctis'.

dem Leben trachteten, hatte Pertz[1]) richtig erkannt. Seine Vermutung findet nun eine glänzende Bestätigung in dem an der Spitze des 4. Buches stehendem Kapitelverzeichnis. Allerdings bei dem Kap. 61 (S. 120, 28) ist dort nichts von dieser feindlichen Stimmung zu finden, aber eine Zeile vorher c. 60 am Schlusse stehen die Worte: 'et suasionem maliciae Neustrasiorum'. In der Vorlage war also der zweite Teil der Inhaltsangabe von c. 61 wegen Raummangels in die vorhergehende Zeile zu c. 60 gesetzt und vermutlich durch einen Haken, wie wir es in den Gregorhss. so häufig finden, nach unten verwiesen. Diesen Haken hat der Schreiber des Claromontanus übersehen und die Zeile fortlaufend kopiert, wie er sie in der Vorlage fand. Dasselbe Versehen ist auch in den Gregorhss. zu beobachten. Im Texte von c. 61 hat er dann wiederum geirrt und für 'Neustrasiorum' geschrieben 'Austrasiorum'. Derjenige, der das Kapitelverzeichnis anfertigte, hat also noch die richtige Lesart in seiner Vorlage gefunden.

Einen anderen schweren Fehler des Schreibers des Claromontanus hat der Scharfsinn Schnürers (S. 115, N. 3) aufgedeckt. Zur Entlastung der Langobarden-Königin Gundeberga von dem Verdachte, dem König, ihrem Gemahl, nach dem Leben getrachtet zu haben, sollte ein Zweikampf mit dem Verleumder stattfinden, und den Kämpfer für die Königin besorgten ihre beiden Vettern, die Söhne ihres Bruders Gundoald: 'procurrentibus consubrinis Gundebergam et Aripertum' (S. 146, 11). Diese Vettern werden, worauf Schnürer hinweist, oben IV, 34 Gundebertus und Chairibertus genannt, und Schnürer will nun 'Gundebertum' statt 'Gundebergam' lesen. In der Sache hat er Recht; aber philologisch würde die Stelle so zu erklären sein, daß hinter Gundeberga der ebenso anlautende Name ihres Vetters ausgefallen ist; die Heilung müßte also erfolgen durch Einschiebung von 'Gundebertum' hinter 'Gundebergam'. Diese offenbare Lücke des Claromontanus findet sich gleichmäßig in allen anderen Hss., die mithin aus keinen besseren Exemplaren stammen.

Kehren wir am Schlusse noch einmal zum Namen des Idacius zurück, der am Anfang seiner Vorrede II, 49 (S. 69, 19) 'Adacius', weiter unten 'Udacius' (69, 25) im Codex 1 geschrieben ist. In der Vorlage hatte der Kompilator richtig 'Ydatius' gefunden, wie die Cheltenhamer Hs. der Quelle ausweist, und gerade so ist der Chronist zitiert im 3. Buche c. 1, als 'Ydacii' im Prologe des 4. Buches. Scheinen mithin an den beiden Stellen des 2. Buches

1) G. H. Pertz, Die Geschichte der Merovingischen Hausmeier, Hannover 1819, S. 37. 164.

wiederum Schreibfehler von 1 vorzuliegen, so muß doch auch darauf hingewiesen werden, daß schon im 2. Buche spätere Abschreiber, die in der Literaturgeschichte besser beschlagen waren, 'Ydacius' korrigiert haben. 'Y' konnte auf graphischem Wege direkt in 'U' übergehen, aber 'A' ist nur durch die Zwischenstufe erklärbar, daß in der Vorlage das offene 'a' = 'u' gebraucht war, und das würde auf eine kursive Vorlage für 1 führen. Daß viele Schreibfehler in 1 darauf hinweisen, daß die Vorlage in merovingischer Kursive geschrieben war, hatte ich NA. 7, 338 dargelegt.

Aus der Handschrift
St. Omer 706, fol. 118'.

Nachrichten

von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen

aus dem Jahre
1926.

Philologisch-Historische Klasse.

BERLIN
Weidmannsche Buchhandlung
1927

Druck der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei (W. Fr. Kaestner)
in Göttingen.

Register

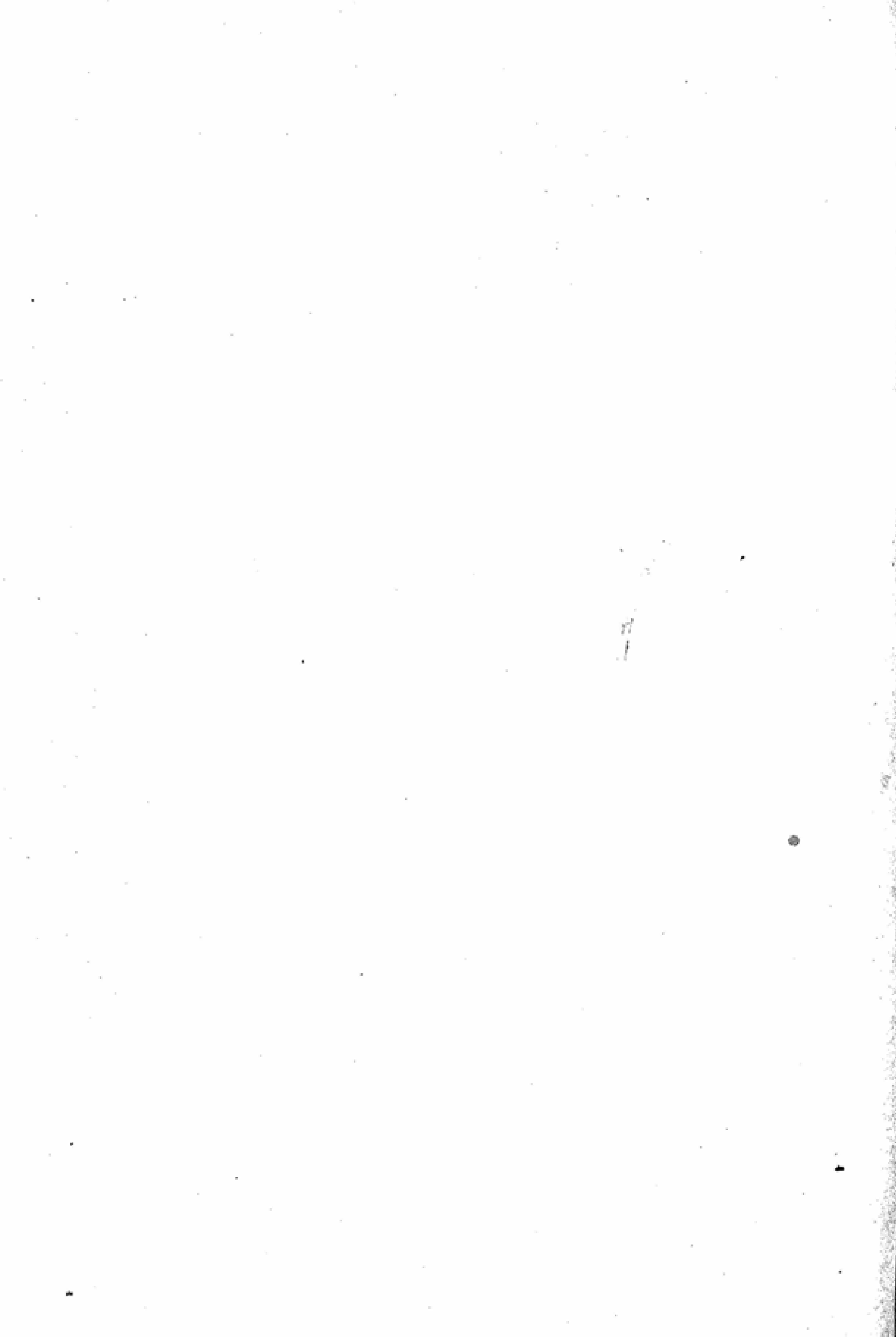
über die

Nachrichten

von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen

aus dem Jahre 1926.

Philologisch-Historische Klasse.



Die subjektlosen Sätze bei Homer und der Ausdruck der Tätigkeit, des Vorgangs und des Zustands.

Von

Eduard Hermann.

Vorgelegt in der Sitzung am 11. Februar 1927.

1. Unter **subjektlosen Sätzen** verstehe ich im folgenden solche, denen ein grammatisches Subjekt fehlt. Die Frage nach einem logischen oder psychologischen Subjekt lasse ich dabei offen. Ich schließe von meiner Untersuchung sodann diejenigen Sätze aus, in denen wie *N* 287 *οὐδέ κεν ἔνθα τεόν γε μένος καὶ χεῖρας ὄνοιτο* die Dritte Singularis Aktivi unserem *man* entspricht und ein persönliches Subjekt zweifellos vorschwebt.

Zu den subjektlosen Sätzen gehört außer den unpersönlichen Verbalformen, den sogen. Impersonalien, die in manchen Sprachen zum Schein ein Subjekt haben, eine nicht geringe Zahl von Sätzen mit einem Prädikatsnomen, dem auf jüngerer Sprachstufe eine sogenannte Kopula beigesellt ist, dazu häufig ebenfalls ein Scheinsubjekt. Man darf diese beiden innerlich verwandten Prädikatsausdrücke nicht von einander trennen, ohne Wesentliches zu übersehen. Der Unterschied zwischen dem Impersonale und dem subjektlosen Prädikatsnomen ist meist der, daß durch das Impersonale ein Vorgang, durch das Prädikatsnomen ein Zustand ausgedrückt wird, z. B. *es grünt* und *es ist schon grün im Wald.* Das Wesen des Unterschieds zeigt sich besonders schön in der Unmöglichkeit zu sagen z. B. *die Bank grünt.*

Woraus das Prädikatsnomen besteht, ist für den subjektlosen Satz gleichgültig: es kann ein Adjektiv, ein Substantiv, ein Substantiv mit Adjektiv, ein adverbialer Ausdruck sein usw. Deshalb sind gleich dem Impersonale *es friert* subjektlose Sätze auch: *es ist kalt, es ist ein kalter Tag, im Januar ist es am kältesten.* Das Verbum darf auch mit dem Prädikatsnomen im Plural stehen: *heute sind es zehn Grad Kälte.*

Die Kopula ist in den älteren Sprachen vielfach, in einigen dem Finnischen benachbarten indogermanischen Sprachen heutzutage meist überflüssig. Auch wir haben noch allerlei Wendungen ohne Kopula gerade in subjektlosen Sätzen z. B. *schade;* vermutlich hat man auch den Ruf *Feuer* so aufzufassen, vgl. Hermann Gr. Forsch. I 3, Wegener IF 39, 19.

Als Verb bei dem Prädikatsnomen können auch andre Wörter als *sein* stehen: alle die, welche ein Prädikatsnomen im Nominativ neben sich dulden; also im Deutschen: *werden, bleiben, heißen* usw., z. B. *es wird bald Tag, es bleibt lange Tag, es heißt Glück, wenn man aus dem Auto herausfliegt und unverletzt bleibt.* Beim letzten Satz haben wir es im Gegensatz zu den vorher genannten freien subjektlosen Sätzen mit einem gebundenen zu tun, wenn ich einen von Brugmann ASGW 1917, 5, 17 für die Impersonalien geprägten Ausdruck für die subjektlosen Sätze überhaupt anwenden darf. Darauf, ob das Verb ein Hülfszeitwort ist oder nicht, wie Dießl (Die Impersonalien bei Herodot Progr. Wien 1899, S. 20) meint, kommt es nicht an. *Es ist Tag geworden* ist ein subjektloser Satz; *geworden* ist aber nicht die Form des Hülfszeitworts, diese müßte *worden* lauten, wie man früher auch für *geworden* sprach. Da z. B. *H* 99 *ὑμεῖς ὕδωρ καὶ γαῖα γένοισθε* das Prädikatsnomen im Nominativ hat, kann an sich *ἡμέρα* in dem Satz *γίγνεται ἡμέρα* ebenfalls Prädikatsnomen sein.

Die Entscheidung, ob ein Satz hierhergehört oder nicht, ist allerdings oft schwer. Im Deutschen haben wir es aber dann leicht, wenn das Scheinsubjekt *es* bei beliebiger Wortstellung hinzugefügt werden kann: *Tag bleibt es im Sommer lange.* Jedoch in manchen zweifellos subjektlosen Sätzen fehlt das *es*: im Passivum z. B. *mir wird geholfen*; da kann *es* nur hinzutreten wie in einem subjektischen Satz, nämlich bloß dann, wenn die finite Verbalform vorausgeht. Bei andern Impersonalien schwankt der Sprachgebrauch: *mir graut, mir graut es.* Sigwart hat in seiner Abhandlung über die Impersonalien S. 41 die hübsche Beobachtung gemacht, daß man nur bei den Verben ausschließlich psychologischer Bedeutung das *es* weglassen kann, nicht bei denjenigen, welche zugleich Tätigkeiten der äußeren Welt bezeichnen, also nicht: *mich sticht, mich brennt, mich würgt.* Ganz stimmt das vielleicht nicht: *mich friert.* Aber in der Frage des *es*, die von Brugmann ASGW 1917, 5 und von Corrodi KZ 53, 1 fg. entschieden gefördert worden ist, fehlt es eben trotz Grimm und Behaghel an einer wirklich eingehenden historischen Erforschung, die selbstverständlich auch den Genetiv und Akkusativ *es* mit umfassen müßte. Subjektlos ist: *heute ist*

es Sonntag, aber auch: *heute ist Sonntag?* Und wie steht es mit Sätzen in fremden Sprachen? Das Deutsche darf doch nicht ohne weiteres für uns die Entscheidung liefern.

In den einschlägigen Arbeiten sind da mancherlei Fehler gemacht worden. Miklosich irrt sich (Subjektlose Sätze S. 34), wenn er meint, nur in dem Satz *es ist ein Gott*, aber nicht in dem Satz *es ist Gott* sei *Gott* Subjekt. In Sätzen mit Ortsangabe wie *hier ist Ordnung* scheint mir regelmäßig das Substantiv das Subjekt zu *ist* zu sein, dem dann eine ähnliche Bedeutung wie *ist vorhanden, herrscht* zukommt. Auch dieses 'ist' braucht nicht in allen Sprachen dabeizustehen, wie in dem von H. F. Beck Die Impersonalien S. 88 genannten neugriechischen Beispiel *παντοῦ τρομάρα καὶ σφαγή, ἐδῶ φυγή, ἐκεῖ πληγή*. Ich halte auch diese Nominativa für Subjekte.

Aber darauf soll es mir nicht ankommen, für zweifelhafte Fälle eine allgemeine Regel aufzustellen. Ich will hier nur noch zweierlei bemerken. Im Laufe der Sprachveränderungen kann das Gefühl für das Vorhandensein eines Subjekts verloren gehen. In der mittelhochdeutschen Redensart *mich nimt des wunder* war *wunder* Subjekt. Da wir sonst *Wunder* nicht mehr in der Bedeutung 'Verwunderung' und *nehmen* nicht mehr in dem Sinne des 'geistigen Erfassens' gebrauchen, ist unserem Sprachgefühl der alte Sinn verloren gegangen: *wunder* ist für uns kein Kasus mehr, ebenso wenig wie der Akkusativ *Teil* in der Wendung *teilhaben*; Duden schreibt daher auch *es nimmt mich wunder*, nicht *es nimmt mich Wunder*. Dieser Satz besitzt für uns kein Subjekt mehr, wir können ja auch sagen: *mich nimmt es wunder* mit dem *es* als Scheinsubjekt in der Mitte des subjektlosen Satzes; dabei will ich nicht untersuchen, inwieweit in diesem Fall dieses *es* auf dem mittelhochdeutschen Genetiv *es* beruht. Unser Sprachgefühl neigt überhaupt dazu, das Subjekt von Redensarten, bei denen gewohnheitsmäßig das Verbum mit oder ohne *es* vorausgeht, als Prädikat zu empfinden, wie in *es faßt mich Grauen, hier herrscht Ordnung* usw. Damit hängt es zusammen, wenn Miklosich S. 38 den Märchenanfang *es war einmal ein König* fälschlich für subjektlos hielt. Weiter hängt es damit zusammen, wenn im Griechischen in subjektlosen Sätzen wie Herodot 7, 34 *ἔστι δὲ ἑπτὰ στάδιοι ἐξ Ἀβύδου ἐς τὴν ἀπαντίαν* das den Satz eröffnende Verbum im Singular steht (vgl. dazu Brugmann IF 43, Beih. 154 fg.).

Der gebundene subjektlose Satz hat ein Subjekt als Ergänzung in der Form eines folgenden Infinitivs oder eines folgenden Nebensatzes. Wenn wir die Satzstellung verändern, haben wir Deutsche je nach der Satzart verschiedenen Gebrauch. *Es tut mir lang schon weh,*

daß ich dich in der Gesellschaft seh, heißt umgekehrt: *daß ich dich in der Gesellschaft seh, tut mir weh*; hier ist der vorausgehende *daß*-Satz Subjekt zu *tut mir weh* geworden. Wenn ich aber sage: *wenn ich dich in der Gesellschaft seh, so tut es mir in der Seele weh,* muß man *es* hinzufügen. Dieses *es* kann sich auf den *wenn*-Satz zurückbeziehen und das Subjekt zu *tut mir weh* bilden; der Sinn wäre dann: *so empfinde ich Schmerz darüber.* Das ist aber nicht, wie Beck S. 6 meint, unbedingt erforderlich. Das *es* kann auch Scheinsubjekt zu *tut mir weh* sein, das in diesem Fall subjektlos bleibt; der Sinn ist dann: *so empfinde ich Schmerz*, ohne: *darüber.* Wie soll man da bei Sätzen in einer fremden Sprache eine Entscheidung fällen? Meine ganz auf das Formale eingestellte Entscheidung (GGA 1925, 205) befriedigt auch mich selbst nicht mehr.

2. Über das Problem der Impersonalien und der subjektlosen Sätze ist wohl häufiger geschrieben worden als über irgend ein anderes Problem, das die Sprachwissenschaft angeht. Die wenigsten Gelehrten haben aber dabei bedacht, daß vor allem not tut zu wissen, wie der Sprachgebrauch ist. Man schlage etwa Behaghels äußerst gehaltreiche Deutsche Syntax auf, um zu sehen, wie es z. B. mit den Wörtern der Witterungserscheinungen steht. Da heißt es II 127 wörtlich: 'germ. *es regnet, es schneit* (aus dem Idg.)'. Mehr erfährt man nicht, kein Wort darüber, daß im Altgermanischen auch die persönliche Konstruktion belegt ist, daß *regnen* transitiv und intransitiv gebraucht wird usw. Was nützt es, wenn Delbrück Altind. Syntax 4, statt seine Sammlung zu zergliedern, unter Nennung einiger impersonalen Belege bloß sagt: 'Verba, welche eine Naturerscheinung ausdrücken, werden im Veda selten subjektlos gebraucht'? Für das Griechische dürfte es nur drei Spezialuntersuchungen geben: außer dem genannten Programm Dießls die Erlanger Dissertation Miodońskis De enuntiatis subjecto carentibus apud Herodotum Krakau 1891 und ein Programm aus Jaroslau von 1892, das in den deutschen Bibliotheken zu fehlen scheint: Chowaniec De enuntiatorum quae dicuntur subjecto carentium usu Thucydideo. Den **Homerischen Sprachgebrauch** scheint noch niemand gesammelt zu haben. Jedenfalls hatte ich mir bisher nach den zusammenfassenden Darstellungen (zuletzt bei Wackernagel Vorlesungen I 113 fg., 144 fg. und Brugmann IF 43 Beih. 17 fg.) eine sehr verkehrte Vorstellung von ihm gemacht. Sigwarts Annahme S. 8, daß Homer verschwindend wenig Beispiele für die subjektlosen Sätze zeigt, hat sich mir nicht bestätigt; nur die eigentlichen Impersonalien treten auffallend zurück.

Ich behandle zuerst die freien subjektlosen Prädikate. Für

Witterungs- und Zeitangaben kennt Homer vielleicht kein Impersonale, wohl aber allerlei andre subjektlose Sätze. ι 143 liegt ein Impersonale vor: οὐδὲ προυφαίνετ' ἰδέσθαι; aber dieser Ausdruck gehört kaum mehr zu den Witterungsausdrücken, er steht dem ἀπέλαμπ' X 319 näher.

Nicht als Prädikat, sondern als Subjekt sehe ich die Nominative δ 566 an: οὐ νιφετός, οὔτ' ἄρ χειμὼν πολὺς οὔτέ ποτ' ὄμβρος. Die Auffassung 'nicht Schnee ist es' verbietet die aus dem Vorausgegangenen (Ἠλύσιον πεδίον) hinzugedachte Ortsangabe, also vielmehr: 'dort ist kein Schnee vorhanden'.

Anders könnte man dagegen über ρ 23 denken trotz des Verbums γίγνομαι: αὐτίκ' ἐπεί κε πυρὸς θερέω ἀλέη τε γένηται 'sobald ich mich am Feuer gewärmt habe und es Wärme wird'. Daß man nicht übersetzen muß 'und Wärme entsteht', lehrt das unten zu besprechende ῥίγιον ἔσται ρ 191.

Häufig sind die subjektlosen Prädikate bei Tageszeiten- und sonstigen Zeitangaben. Hier wie in anderen subjektlosen Sätzen ist das Prädikat oft rein nominal, wenn die Gegenwart zu bezeichnen ist, während für Vergangenheit und Zukunft fast immer eine Kopula steht. Kopula ist bei Homer nicht nur ἐστιν, sondern auch γίγνεται, πέλει, πέλεται, τελέθει, ἐείσατο. So haben wir: Φ 111 ἔσσεται ἢ ἠὼς ἢ δείλη ἢ μέσον ἦμαρ, ρ 170 δείπνηστις ἔην, H 433 οὔτ' ἄρ πω ἠώς, ἔτι δ' ἀμφιλύκη νύξ, Θ 66 ἠὼς ἦν, ο 50 ἔσσεται ἠώς, H 293 νὺξ τελέθει, μ 312 und ξ 483 τρίχα νυκτὸς ἔην, σ 272 νὺξ ἔσται, ψ 371 φάος ἦεν, ξ 407 ὥρη δόρποιο, τ 510 κοίτοιο τάχ' ἔσσεται ἡδέος ὥρη, γ 344 τοῖο (sc. κοίτοιο) ὥρη, λ 379 ὥρη μὲν πολέων μύθων, ὥρη δὲ καὶ ὕπνου vgl. λ 330 ὥρη εὕδειν, vgl. dazu ο 393/4 οὐδέ τί σε χρή, πρὶν ὥρη, καταλέχθαι, φ 428 νῦν δ' ὥρη καὶ δόρπον Ἀχαιοῖσιν τετυκέσθαι.

Ein klein wenig anders, aber ebenfalls prädikativ sind: κ 469 ἐνιαυτὸς ἔην, τ 222 ἐεικοστὸν ἔτος ἐστίν, ω 288 πόστον ἔτος ἐστίν, ὅτε, β 89 ἤδη γὰρ τρίτον ἐστὶν ἔτος, τάχα δ' εἶσι τέταρτον, ἐξ οὗ mit subjektischem τέταρτον, γ 180 τέταρτον ἦμαρ ἔην, ὅτ', τ 192 τῷ δ' ἤδη δεκάτη ἢ ἑνδεκάτη πέλεν ἠώς. So kann man auch das Impersonale ἔσται gebrauchen: Θ 373 ἔσται μὰν ὅτ' αὖτε φίλην γλαυκώπιδα εἴπῃ 'es wird [die Zeit] sein, wann'.

Nicht immer ist ein Nomen dieser Art in solchen Sätzen Prädikat. Sicher Subjekt ist ἠώς K 251: ἐγγύθι δ' ἠώς, vermutlich auch κ 190: οὐ γάρ τ' ἴδμεν ὅπῃ ζόφος οὐδ' ὅπῃ ἠώς. So kann ich auch υ 156 ἀλλὰ μάλ' ἦρι νέονται, ἐπεὶ καὶ πᾶσιν ἑορτή und φ 258 νῦν μὲν γὰρ κατὰ δῆμον ἑορτὴ τοῖο θεοῖο in ἑορτή nur das Subjekt erblicken.

Zur Bezeichnung leiblicher oder seelischer Empfindungen dienen dem Dichter wiederum mehrerlei subjektlose Sätze. ϱ 191 liest man ἀτὰϱ τάχα τοι ποτὶ ἕσπεϱον ῥίγιον ἔσται, wofür auch ἄλγιον überliefert ist 'es wird dir kälter sein'. ῥίγιον ist der Komparativ zu dem Substantiv ῥῖγος. Diese Bildung war vielleicht nur möglich, wenn einmal die prädikative Redensart ῥῖγός ἐστιν 'Kälte ist es' geläufig gewesen war, wie man im Attischen ψῦχός ἐστιν und im Lateinischen *frigus est* hat. Schon bei Homer hat ῥίγιον auch die Bedeutung 'schrecklicher'; aber nie hat es ῥίγιον zu einem Maskulin gebracht, nie scheint es über prädikative Verwendung hinausgediehen zu sein: es ist auf die Form ῥίγιον beschränkt geblieben, soweit es Komparativ war. Mit der Umwandlung von ῥῖγος in ῥίγιον ist indirekt nahe gelegt, daß ϱ 23 ἀλέη γένηται (s. oben) ebenfalls prädikativ aufzufassen ist. Ähnlicher Beweisführung werden wir noch mehr begegnen. Über die allgemeinen Beziehungen zwischen den neutralen *os*-Stämmen und der Komparation vgl. Delbrück IF 14, 51 fg., Brugmann Grdr² II 1, 552, 660 fg.

Häufig ist χϱή mit dem Akkusativ der Person und dem Genetiv der Sache: *H* 109/10 οὐδέ τί σε χϱὴ ταύτης ἀφϱοσύνης, δ 463 τέο σε χϱή; usw. Auch χϱεώ wird so gebraucht, nur mit dem Unterschied, daß auch eine Kopula hinzutreten kann, *I* 75/6 μάλα δὲ χϱεὼ πάντας Ἀχαιοὺς ἐσθλῆς καὶ πυκινῆς (sc. βουλῆς), ι 136 ἵν' οὐ χϱεὼ πείσματος ἐστιν, δ 634 ἐμὲ δὲ χϱεὼ γίνεται αὐτῆς (sc. νηός) usw. Ich glaube, man darf χϱεώ auch in Versen wie ι 136, δ 634 prädikativ nehmen, obwohl Wackernagel Vermischte Beiträge 58 hier an ein Subjekt denkt. Daß χϱή Prädikat ist, ergibt sich daraus, daß es in den 55 homerischen Belegen (teils absolut, teils mit Infinitiv s. unten) nie eine Kopula bei sich hat, d. h. also bei sich haben kann und in der späteren Zeit in das Verbalsystem übergetreten ist. Dann wird man aber auch χϱεώ an allerlei Stellen die Rolle des Prädikats zuerteilen dürfen.

Weiter habe ich *I* 551 τόφϱα δὲ Κουϱήτεσσι κακῶς ἦν und *I* 324 κακῶς δ' ἄϱα οἱ πέλει αὐτῇ zu nennen.

Von sonstigen freien subjektlosen Prädikaten kenne ich bei Homer nur noch ein Impersonale: *X* 319 ὡς αἰχμῆς ἀπέλαμπ', das mit dem schon genannten πϱουφαίνετ' ι 143 innerlich verwandt ist.

Viel größer, auch an sich erheblich, ist die Zahl der gebundenen subjektlosen Sätze bei Homer. Ich rechne dahin 1. solche Sätze, bei denen man die Frage 'wer oder was ...?' aus der ganzen Situation beantworten kann, 2. diejenigen, bei denen ein *so* oder ein ähnliches Modaladverb hinzugefügt ist und durch dieses Wort eine gewisse Hindeutung auf das nicht genannte Subjekt gegeben

ist, 3. die Sätze, die in einem Infinitiv oder einem Nebensatz nachträglich das Subjekt nachgeliefert bekommen. Gelegentlich sind die drei Arten nicht leicht zu scheiden. Ich habe nicht den Ehrgeiz besessen, meine Beispiele ganz einwandfrei in diese drei Reihen einzuordnen. Die zweite Reihe ist bisher nicht genügend beachtet worden. Bei Homer wenigstens bildet sie durch ihre Masse zweifellos einen besonderen Typus. Meist gebe ich im folgenden nur einen Beleg, auch wenn die Dichtung mehr oder sogar viele bietet.

Das Subjekt ist nicht genannt, ist aber aus der Situation zu ersehen. Seltner ist das Prädikat ein Verbum, wie κ 373 ἐμῷ δ' οὐχ ἥνδανε θυμῷ, Φ 436 τί ἦ δὴ νῶι διέσταμεν; οὐδὲ ἔοικεν (vgl. Ψ 493, α 292), Ω 595 σοὶ δ' αὖ ἐγὼ καὶ τῶνδ' ἀποδάσσομαι, ὅσσ' ἐπέοικεν (vgl. ξ 511). Meist steht ein Prädikatsnomen Ε 787 Ο 502 usw. αἰδὼς Ἀργεῖοι, σ 225 σοι κ' αἶσχος λώβη τε μετ' ἀνθρώποισι πέλοιτο (Prädikat macht Η 97/8 wahrscheinlich), ξ 184/5 οὐ μὲν γὰρ τοῦ γε κρεῖσσον καὶ ἄρειον ἢ ὅθ' ὁμοφρονέοντε νοήμασιν οἶκον ἔχητον ἀνὴρ ἠδὲ γυνή, πόλλ' ἄλγεα δυσμενέεσσι, χάρματα δ' εὐμενέτῃσι in der Apposition wie bei θαῦμα, ῥεῖα und τέρας, δ 291 usw. ἄλγιον eigtl. 'es ist schlimmer', Ω 667 πολεμίξομεν, εἴ περ ἀνάγκη, κ 273 εἶμι· κρατερὴ δέ μοι ἔπλετ' ἀνάγκη (vgl. Κ 418), Υ 368 ἔγχει δ' ἀργαλέον, τ 569 ἦ κ' ἀσπαστὸν ἐμοὶ καὶ παιδὶ γένοιτο, Ι 249 αὐτῷ τοι μετόπισθ' ἄχος ἔσσεται, prädikativ auch Ε 759 ἐμοὶ δ' ἄχος?, Subjekt vermutlich: Α 188, Δ 169, Υ 293, λ 208, π 87, φ 249; κ 232 διεσάμενος δόλον εἶναι, Ψ 50 ὕλην τ' ἀξέμεναι παρά τε σχεῖν, ὅσσ' ἐπιεικές, Ε 725 χάλκε' ἐπίσσωτρα προσαρηρότα, θαῦμα ἰδέσθαι häufig, Φ 439 οὐ γάρ ἔμοιγε καλόν, Χ 103 ἀλλ' ἐγὼ οὐ πιθόμην· ἦ τ' ἂν πολὺ κέρδιον ἦεν, Γ 410 usw. νεμεσσητὸν δέ κεν εἴη, α 160 τούτοισιν μὲν ταῦτα μέλει, κίθαρις καὶ ἀοιδή, ῥεῖ', ἐπεὶ ἀλλότριον βίοτον νήποινον ἔδουσιν, Α 28 δρακόντες, ἅς τε Κρονίων ἐν νέφεϊ στήριξε, τέρας μερόπων ἀνθρώπων, Τ 80 χαλεπὸν γὰρ ἐπισταμένῳ περ ἐόντι (vgl. ψ 184/5), ο 514 ἀλλὰ σοὶ αὐτῷ χεῖρον, dazu kommen auch: Ο 228 ἐπεὶ οὔ κεν ἀνιδρωτί γε τελέσθη, Ξ 108 ἐμοὶ δέ κεν ἀσμένῳ εἴη.

In anderen sonst ähnlichen Fällen scheint mir deutlicher ein Subjektsnominativ vorzuliegen, wie Δ 270/1 τοῖσιν δ' αὖ θάνατος καὶ κήδε' ὀπίσσω ἔσσετ'. Derartig beurteile ich π 101 αἶσα, χ 305 οὐδὲ ἀλκὴ οὐδὲ φυγή, κ 69 δύναμις, σ 403 ἦδος, β 203 ἶσα, χ 254 κῆδος, Ν 676 κῦδος, β 136 νέμεσις, σ 1 22 ὄλβος, ο 514 ποθή, ω 486 πλοῦτος καὶ εἰρήνη, Π 630 τέλος, χ 319 χάρις.

Ganz ähnliche Ausdrücke wie oben bilden auch in den so-Sätzen das subjektlose Prädikat: π 28/9 ὣς γάρ νύ τοι εὔαδε θυμῷ, ἀνδρῶν μνηστήρων ἐσορᾶν ἀΐδηλον ὅμιλον wo der Infinitiv

epexegetisch hinzugefügt ist, *H* 407 ἐμοὶ δ' ἐπιανδάνει οὕτως, *Σ* 272 αἲ γὰρ δή μοι ὧδε γένοιτο (vgl. ω 461), sehr häufig ἔστιν: *Σ* 266 ὧδε γὰρ ἔσται, ω 295 ὡς ἐπεφώκει, τ 312 ἀλλά μοι ὧδ' ἀνὰ θυμὸν ὀίεται, ὡς ἔσεταί περ, ο 173 ὡς τελέεσθαι ὀίω, *M* 217 ὧδε γὰρ ἐκτελέεσθαι ὀίομαι. — Ebenso bei Prädikatsnomen *Α* 217 ὣς γὰρ ἄμεινον, ν 365 ὅπως ὄχ' ἄριστα γένηται (vgl. ι 420), ν 154 ὡς μὲν ἐμῷ θυμῷ δοκεῖ εἶναι ἄριστα (wo nicht δοκεῖ, sondern εἶναι ἄριστα das subjektlose Prädikat darstellt), *Θ* 431 ὡς ἐπιεικές, *Θ* 477 ὣς γὰρ θέσφατόν ἐστι, γ 358 ἐπεὶ πολὺ κάλλιον οὕτως (vgl. ξ 39, ϱ 583), *K* 225 ὅππως κέρδος ἔῃ, ο 224 usw.: ὧδε δέ οἱ φρονέοντι δοάσσατο κέρδιον εἶναι (vgl. *N* 458, β 320), Z 338/9), δοκέει δέ μοι ὧδε καὶ αὐτῷ λώϊον ἔσεσθαι, ε 41 ὣς γάρ οἱ μοῖρ' ἐστὶ φίλους τ' ἰδέειν, *B* 116 οὕτω που Διὶ μέλλει ὑπερμενέι φίλον εἶναι, ν 145 ὅπως ἐθέλεις καί τοι φίλον ἔπλετο θυμῷ.

Nicht sicher bin ich, ob bei dem oft wiederholten ἣ θέμις ἐστὶ und bei δ 691 ἥ τ' ἐστὶ δίκη θείων βασιλήων subjektlose Ausdrucksweise vorliegt. Es kommt darauf an, ob man in dem relativen ἥ ein Adverb oder den Nominativ sehen will, vgl. Fränkel Glotta 4, 28 Anm. 2, Hermann Griech. Forsch. I 153. Da, wo dieses ἥ demonstrativ ist, hat man es selbstverständlich nicht mit einem subjektlosen Satz zu tun.

Die größte Menge subjektloser Sätze bei Homer wie im Altgriechischen überhaupt liefern jene Prädikate, die an einen folgenden Infinitiv oder — weit seltener — an einen Nebensatz gebunden sind. Um eine bessere Übersicht zu gewinnen, scheide ich in 1. rein verbale Prädikate, 2. rein nominale Prädikate, 3. Nomina mit Kopula. Auch hier kehren die Ausdrücke der zwei vorher genannten Typen wieder.

O 674 ἥνδανε, *Σ* 120 εἶκε, *B* 190 ἔοικε (vgl. *K* 440, *T* 79), *K* 186 ἐπέοικε, sehr häufig ἔστι 'es ist möglich': *Ξ* 212 οὐκ ἔστ' οὐδὲ ἔοικε τεὸν ἔπος ἀρνήσασθαι, β 130 οὔ πως ἔστι δόμων ἀέκουσαν ἀπῶσαι, ε 312 εἵμαρτο. Besonders betont sei, daß δεῖ und μέλει nur je einmal so belegt sind: *I* 337 τί δὲ δεῖ πολεμιζέμεναι Τρώεσσιν Ἀργείους; π 465 οὐκ ἔμελέν μοι ταῦτα μεταλλῆσαι καὶ ἐρέσθαι.

Ω 130 ἀγαθὸν δὲ γυναικί περ ἐν φιλότητι μίσγεσθ', *T* 124 ἀεικές, γ 24 αἰδὼς δ' αὖ νέον ἄνδρα γεραίτερον ἐξερέεσθαι, *Ω* 224 αἶσα, *B* 298 αἰσχρόν, Prädikat wohl auch in *X* 53 εἰ δ' ἤδη τεθνᾶσι .. ἄλγος ἐμῷ θυμῷ καὶ μητέρι 'dann ist es ein Schmerz', β 312 ἅλις, *Y* 251 ἀνάγκη, *O* 140 ἀργαλέον, *O* 502 ἄρκιον, *O* 511 βέλτερον, ξ 282 βέλτερον, εἰ καὐτή περ ἐποιχομένη πόσιν εὗρεν ἄλλοθεν, *Ξ* 81 βέλτερον, ὃς φεύγων προφύγῃ κακὸν ἠὲ ἁλώῃ, *H* 401/2 γνωτὸν δέ, ὡς ἤδη Τρώεσσιν ὀλέθρου πείρατ' ἐφῆπται, *I* 230 ἐν δοιῇ

δὲ σαωσέμεν ἢ ἀπολέσθαι, φ 255 ἐ λ ε γ χ ε ί η, Δ 547 ἐ π ι ε ι κ έ ς, Ω 301 ἐ σ θ λ ό ν, P 415 ε ὐ κ λ ε έ ς, α 392 κ α κ ό ν, σ 174 κ ά κ ι ο ν, P 19 κ α- λ ό ν, Σ 180 σοὶ λ ώ β η, αἴ κέν τι νέκυς ᾐσχυμμένος ἔλθῃ, daß λώβη Prädikat ist, legt der Vers H 97 nahe, Ψ 80 μ ο ῖ ρ α, Τ 421 μ ό ρ ο ς, Γ 155 ν έ μ ε σ ι ς, Τ 182 ν ε μ ε σ σ η τ ό ν, π 423 ὁ σ ί η, π 211 ῥ η ί δ ι ο ν, Π 620 χ α λ ε π ό ν, ρ 176 χ έ ρ ε ι ο ν, ο 201 ἐμὲ δὲ χ ρ ε ὼ θ ᾶ σ σ ο ν ἱκέ- σθαι, Ι 613/4 οὐδέ τί σε χ ρ ὴ τὸν φιλέειν, Β 24 οὐ χρὴ παννύχιον εὕδειν βουληφόρον ἄνδρα, γ 209 νῦν δὲ χρὴ τετλάμεν ἔμπης. Ich reihe hier auch an Τ 146/7 δῶρα μέν, αἴ κ' ἐθέλησθα, παρασχέμεν, ὡς ἐπιεικές, ἤ τ' ἐχέμεν π ά ρ α σοί.

Das Subjekt könnte in den Nominativen stecken: ξ 182 οὐ μὲν γὰρ τοῦ γε κρεῖσσον καὶ ἄρειον ἢ ὅθ', θ 147 οὐ μὲν γὰρ μεῖζον κλέος ἀνέρος ἢ ὅ τι ποσσίν τε ῥέξῃ καὶ χερσὶν ἑῇσιν, so sicher β 280 ἐλ- πωρή. Der Infinitiv wird Subjekt sein, wenn er vorausgeht: χ 104 τετευχῆσθαι γὰρ ἄμεινον, μ 120 κάρτιστον, wohl auch μ 341/2 πάντες μὲν στυγεροὶ θάνατοι δειλοῖσι βροτοῖσι, λιμῷ δ' οἴκτιστον θανέειν καὶ πότμον ἐπισπεῖν. Bemerkenswert ist υ 294 = φ 312 οὐ γὰρ καλὸν ἀτέμβειν οὐδὲ δ ί κ α ι ο ν, hier ist der Infinitiv zu ergänzen, das Beispiel gehört also wohl zum vorigen Typus.

Ν 317 α ἰ π ύ οἱ ἐ σ σ ε ῖ τ α ι μάλα περ μεμαῶτι μάχεσθαι, θ 511 α ἶ σ α ἦν, Ι 245 α ἴ σ ι μ ο ν εἴη, ρ 14 ὁ ξεῖνος δ' εἴ περ μάλα μηνίει, ἄ λ γ ι ο ν αὐτῷ ἔσσεται, β 190 αἴ κε νεώτερον ἄνδρα ... ἐποτρύνεις χαλεπαίνειν, αὐτῷ μέν οἱ πρῶτον ἀ ν ι η ρ έ σ τ ε ρ ο ν ἔσται, Ν 446 ἐίσκο- μεν ἄ ξ ι ο ν εἶναι, Ρ 252 ἀ ρ γ α λ έ ο ν .. ἐστι, Β 393 ἄ ρ κ ι ο ν ἐσσεῖται, η 343 τῷ δ' ἀ σ π α σ τ ο ν ἐ ε ί σ α τ ο κοιμηθῆναι, χ 345 αὐτῷ τοι μετό- πισθ' ἄ χ ο ς ἔσσεται, εἴ κεν ἀοιδὸν πέφνῃς, Φ 485 β έ λ τ ε ρ ό ν ἐστι, Δ 314/5 δὴ γὰρ ἔ λ ε γ χ ο ς ἔσσεται, εἴ κεν νῆας ἕλῃ κορυθαιόλος Ἕκτωρ, β 207 ἐ π ι ε ι κ έ ς ἐστιν, ω 435 ἡ δ ὺ γ έ ν ο ι τ ο, Κ 222/3 ἀλλ' εἴ τίς μοι ἀνὴρ ἅμ' ἕποιτο καὶ ἄλλος, μᾶλλον θ α λ π ω ρ ὴ καὶ θ α ρ σ α λ ε ώ- τ ε ρ ο ν ἔσται, κ 73 θ έ μ ι ς ἐστί, κ 473 θ έ σ φ α τ ό ν ἐστι, Σ 128 κ α κ ό ν ἐστι, σ 287 οὐ γ ὰ ρ κ α λ ὸ ν ἀνήνασθαι δόσιν ἐστιν, γ 69 κ ά λ λ ι ό ν ἐστι, Ρ 556 fg. σοὶ μὲν δὴ Μενέλαε, κ α τ η φ ε ί η κ α ὶ ὄ ν ε ι δ ο ς ἔσσεται, εἴ κ' Ἀχιλῆος ἀγαυοῦ πιστόν ἑταῖρον τείχει ὑπὸ Τρώων ταχέες κύνες ἑλκήσουσιν (den Beweis für das Prädikat liefert Π 498/9), Ζ 410 κ έ ρ δ ι ο ν εἴ η, Α 229 λ ώ ι ό ν ἐστι, ε 114 μ ο ῖ ρ' ἐστί, Υ 302 μ ό ρ ι- μ ό ν ἐστι, Τ 417 μ ό ρ σ ι μ ό ν ἐστι, Ω 463 ν ε μ ε σ σ η τ ὸ ν εἴη, ρ 470/1 οὐ μὰν οὔτ' ἄχος ἐστὶ μετὰ φρεσὶν οὔτέ τι π έ ν θ ο ς, ὁππότ' ἀνὴρ βλήεται, Β 291 π ό ν ο ς ἐστίν, μ 109 φ έ ρ τ ε ρ ό ν ἐστιν, ξ 378 φ ί λ ο ν ἐστί, Ω 334 φ ί λ τ α τ ό ν ἐστιν, δ 651 χ α λ ε π ό ν κεν ἀνήνασθαι δόσιν εἴη, Ι 316 χ ά ρ ι ς ἦεν, Φ 323/4 οὐδέ τί μιν χ ρ ε ὼ ἔσται τυμβοχοῆσ'.

Subjekt ist der Nominativ: Μ 246 σοὶ δ' οὐ δέος ἔστ' ἀπολέσθαι, Υ 349/50 οὔ οἱ θυμὸς ἐμεῦ ἔτι πειρηθῆναι ἔσσεται, ξ 238/9 οὐδέ τι

μῆχος ἦεν ἀνήνασθαι, *Υ* 246 *ἔστι γὰρ ἀμφοτέροισιν ὀνείδεα μυθήσασθαι πολλὰ μάλ'*. Die Stellung läßt vermuten, daß der Infinitiv Subjekt ist: *O* 274 *οὐδ' ἄρα τέ σφι κιχήμεναι αἴσιμον ἦεν*, *π* 91 *θέμις ἐστίν*, *ι* 211 *φίλον ἦεν*, *Φ* 101 *φίλτερον ἦεν*, *H* 424 *χαλεπῶς ἦν*, *ψ* 262 *αὐτίκα δ' ἐστὶ δαήμεναι οὔ τι χέρειον*.

Unter den genannten Prädikaten finden sich wiederum einige Neutra auf *-ος*, die einen Komparativ auf *-ιον* neben sich haben: *ἄλγος* und *κέρδος*. Wie bei *ῥίγιον* gibt es in Ilias und Odyssee auch bei *ἄλγιον* (6 mal belegt) und bei *κέρδιον* (31 mal belegt) nur das Neutrum. Das verrät, wo es entstanden ist: im subjektlosen Prädikat. Der Superlativ hat sich dagegen bei diesen Wörtern bald von seiner Heimat emanzipiert. Selbstverständlich haben nicht nur subjektlose Prädikate die Umwandlung des Substantivs ins Adjektiv bewirkt, es sind auch subjektische beteiligt, wie das Delbrück IF 14, 52 an *ἔλεγχος* gezeigt hat; ich hebe noch *Π* 498/9 *σοὶ γὰρ ἐγὼ καὶ ἔπειτα κατηφείη καὶ ὄνειδος ἔσσομαι* hervor, das ganz an den bedingten subjektlosen Ausdruck *P* 556 (vgl. oben) anklingt.

3. Neben den Impersonalien und subjektlosen Prädikatsnomina verwendet der Dichter auch **subjektische Ausdrucksweisen.** Da sind für die Witterungsangaben zunächst einmal die Verba mit persönlichem Subjekt zu nennen. Ein Vergleich mit der späteren Sprache wird das Verständnis der homerischen erleichtern. Nach Dießl S. 18 kommen *ὕει*, *χειμάζει*, *χιονίζει* 21 mal bei Herodot vor. Nur dreimal ist *ὁ θεός*, bez. *Ζεύς* Subjekt. Zweimal ist ein Land als Objekt hinzugefügt: 4, 151 und 2, 22. Dießl will wegen dieses transitiven Gebrauchs *ὁ θεός* als Subjekt ergänzen zu *ὗε* und *ἐχιόνιζε*, also übersetzen 'er beregnete, er beschneite'. Da die vorausgehenden Sätze keinen Anlaß zu dieser Auffassung geben, halte ich die Ellipse des Subjekts für ausgeschlossen, die Stellen sind als unpersönlich zu verstehen: 'es beregnete, es beschneite'. Hier ist also ebensowenig 'Gott' als Ergänzung hinzuzudenken, wie an den 9 Stellen, wo das Verbum ins Passiv verwandelt und *γῆ* usw. zum Subjekt gemacht ist. An den übrigen 7 Stellen liegt unbestritten ein Impersonale vor. Betrachtet man die 3 Stellen mit persönlichem Subjekt, so merkt man, daß zur Angabe dieses Subjekts jedesmal besonderer Anlaß vorlag. 2, 13 ist von einer Prophezeiung der Ägypter die Rede, es heißt da: *τὸ δὲ ἔπος τοῦτο ἐθέλει λέγειν, ὡς εἰ μὴ ἐθελήσει σφιν ὕειν ὁ θεὸς ἀλλ' αὐχμῷ διαχρῆσθαι, λιμῷ οἱ Ἕλληνες αἱρεθήσονται.* 3, 115 erzählt Herodot, wie das Traumbild der Tochter des Polykrates in Erfüllung ging: *ἐλοῦτο μὲν γὰρ ὑπὸ τοῦ Διός, ὅκως ὕοι, ἐχρίετο δὲ ὑπὸ τοῦ ἡλίου ἀνιεὶς αὐτὸς ἐκ τοῦ σώματος ἰκμάδα.* In beiden Fällen ist von einem außer-

gewöhnlichen Wirken des Gottes die Rede, hier ist nur persönliche Konstruktion möglich. Schließlich ist es die Stelle 3, 117, wo der Schriftsteller auch von einem Wirken Gottes sprechen will: *τὸν μὲν γὰρ χειμῶνα ὕει σφιν ὁ θεὸς ὥσπερ καὶ τοῖς ἄλλοισιν ἀνθρώποισιν.* Ich gewinne hieraus den Eindruck, daß Herodot gewohnt war, selber zu sagen *ὕει, χιονίζει, χειμάζει.* Aber er kennt auch eine andre Ausdrucksweise mit persönlichem Subjekt. Da erlaubt ihm sein Sprachgefühl etwas, was unser deutsches nicht gestattet. Luther hat Mth 5, 45 *καὶ βρέχει ἐπὶ δικαίους καὶ ἀδίκους* mit Recht freier übersetzt: *und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte*'. *βρέχει* konnte man in der Koine auch nur darum persönlich gebrauchen, weil es von Haus aus 'benetzen' hieß. Deshalb steht es auch heutzutage noch, wie ich mir habe sagen lassen, in Ausdrücken wie *ὁ θεὸς ἔβρεξε ἐφέτος* oder *ὁ θεὸς βρέχει διαρκῶς*, wenn man sagen will, daß das Regnen Glück oder Schaden bringt; andernfalls ist *βρέχει* unpersönlich, wie es immer bei *ἀστράπτει, βροντᾷ, χιονίζει* der Fall ist. Xenophon verwendet die persönliche Ausdrucksweise freigebiger als Herodot, so z. B. Kyneg. 8, 1 *ὅταν νείφῃ ὁ θεός.* Bei den homerischen Beispielen hat man vielleicht zunächst den Eindruck, daß da mehr oder weniger Anlaß sei, das persönliche Subjekt hinzuzufügen. Die Belege sind: *I* 236/7 *Ζεὺς δέ σφι Κρονίδης ἐνδέξια σήματα φαίνων ἀστράπτει, K* 5/6 *ὡς ὅτ' ἂν ἀστράπτῃ πόσις Ἥρης ἠυκόμοιο τεύχων ἢ πολὺν ὄμβρον, B* 353 *ἀστράπτων ἐπιδέξι' ἐναίσιμα σήματα φαίνων, P* 595 *ἀστράψας δὲ μάλα μεγάλ' ἔκτυπε τὴν* (sc. *Ἴδην*) *δὲ τίναξε, Υ* 56 *δεινὸν δ' ἐβρόντησε πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε ὑψόθεν, μ* 415 und *ξ* 305 *Ζεὺς δ' ἄμυδις βρόντησε καὶ ἔμβαλε νηὶ κεραυνόν, υ* 102/3 *τοῦ δὲ κλύε μητίετα Ζεύς, αὐτίκα δὲ βρόντησεν ἀπ' αἰγλήεντος Ὀλύμπου, υ* 112/3 *Ζεῦ πάτερ ... ἦ μεγάλ' ἐβρόντησας ἀπ' οὐρανοῦ ἀστερόεντος, M* 279/80 *ἤματι χειμερίῳ, ὅτε τ' ὤρετο μητίετα Ζεὺς νειφέμεν, M* 25/6 *ὗε δ' ἄρα Ζεὺς συνεχές, ὄφρά κε θᾶσσον ἁλίπλοα τείχεα θείη, ξ* 457/8 *ὗε δ' ἄρα Ζεὺς πάννυχος, αὐτὰρ ἄη Ζέφυρος μέγας*, dazu kommt das passivische *ζ* 131 *λέων, ὅς τ' εἶσ' ὑόμενος καὶ ἀήμενος*; bei letzterem Beispiel steht allerdings kein Gottesname dabei, aber aus dem Fehlen geht noch nicht hervor, daß wir es mit dem Passivum zu einem transitiven Impersonale *ὕει* und *ἄησι* zu tun hätten. Auch *υ* 103 wird man nicht an ein unpersönliches *βρόντησεν* denken dürfen, sondern man wird vielmehr aus dem vorausgegangenen Satz das Subjekt *Ζεύς* mit hinübernehmen. Man kann also sagen, daß die Witterungsausdrücke bei Homer immer einen Gottesnamen als Subjekt haben. Wackernagel ist Vorlesungen I 116 der Ansicht, daß Homer zwar auch die unpersönliche Ausdrucksweise geläufig gewesen sei, daß

er aber als Dichter nur die persönliche verwandt habe. Das könnte man als an sich möglich zugeben. Das Urteil scheint mir aber zu wenig begründet. Man muß auch einmal anders herum fragen: ist irgend zu erwarten, daß die Ausdrucksweise anders wäre, wenn dem Dichter die unpersönliche Konstruktion bei diesen Verben unbekannt war? Darauf muß man mit 'Nein' antworten. Richtig ist ja, daß bei Homer überall die Götter eingreifen, daher ist das Regnen usw. mit ihrem Tun verbunden. ξ 457/8 ist kein rechter Anlaß gegeben, den persönlichen Ausdruck zu gebrauchen; es müßte denn sein, daß das Versstück aus *M* 25/6 wiederholt wurde.

Neben den genannten Wendungen und *Υ* 57/8 *αὐτὰρ νέρθε Ποσειδάων ἐτίναξε γαῖαν* stehen dem Dichter noch andre persönliche zu Gebote, wie *K* 6/7 *τεύχων ἢ πολὺν ὄμβρον ἀθέσφατον ἠὲ χάλαζαν ἢ νιφετόν*, *Θ* 75 *αὐτὸς δ' ἐξ Ἴδης μεγάλ' ἔκτυπε*, *Π* 365 *ὅτι τε Ζεὺς λαίλαπα τείνῃ*, ψ 330/1 *ὡς νῆα θοὴν ἔβαλε ψολόεντι κεραυνῷ Ζεὺς ὑψιβρεμέτης*. Außer diesem eben genannten Beiwort vergesse man auch nicht die vielen anderen wie: *ἀργικέραυνος*, *στεροπηγερέτα* usw. Schließlich kennt das Epos noch eine Menge andrer Bezeichnungen, wo der Witterungsausdruck Subjekt ist, außer den oben schon genannten: μ 325/6 *οὐδέ τις ἄλλος γίνετ' ἔπειτ' ἀνέμων*, *T* 374 *τοῦ (σάκεος) δ' ἀπάνευθε σέλας γένετ' ἠύτε μήνης* (vgl. σ 354 *ἔμπης μοι δοκέει δαΐδων σέλας ἔμμεναι αὐτοῦ κὰκ κεφαλῆς*), ξ 476 *αὐτὰρ ὕπερθε χιὼν γένετ' ἠύτε πάχνη* (vgl. χ 491 *πῦρ νῦν μοι πρώτιστον ἐνὶ μεγάροισι γενέσθω*), *K* 7 *ὅτε πέρ τε χιὼν ἐπάλυνεν ἀρούρας*, *M* 278 *ὥς τε νιφάδες χιόνος πίπτωσι θαμειαί*, *M* 286 *ὅτ' ἐπιβρίσῃ Διὸς ὄμβρος*, *O* 170 *ὡς δ' ὅτ' ἂν ἐκ νεφέων πτῆται νιφὰς ἠὲ χάλαζα*, ε 469 *αὔρη δ' ἐκ ποταμοῦ ψυχρὴ πνέει ἠῶθι πρό*, τ 205 *ὡς δὲ χιὼν κατατήκετ' ἐν ἀκροπόλοισιν ὄρεσσιν*, ζ 43—45 *οὔτ' ἀνέμοισι τινάσσεται οὔτε ποτ' ὄμβρῳ δεύεται οὔτε χιὼν ἐπιπίλναται, ἀλλὰ μάλ' αἴθρη πέπταται ἀνέφελος, λευκὴ δ' ἐπιδέδρομεν αἴγλη*, κ 24 *ἵνα μή τι παραπνεύσῃ ὀλίγον περ*, wo *τι* Subjekt ist.

Hieran schließe ich die Ausdrücke für die Sinnesempfindungen an. Unter den subjektlosen Sätzen habe ich nur wenig nennen können, Belege fehlten dort ganz für den Gehörssinn und den Geruchssinn. Um Empfindungen auszudrücken, gebraucht der Dichter in erster Linie persönliche Verba wie *ἀκούω*, *ὁράω* usw. Er kennt aber auch andre Ausdrucksweisen. So gibt es z. B. viele verschiedene Wendungen für das Klingen usw., wo keine Person genannt ist, wie *Π* 634 *ἕκαθεν δέ τε γίνετ' ἀκουή*, *K* 375 *ἄραβος δὲ διὰ στόμα γίνετ' ὀδόντων*, *Δ* 50 *ἄσβεστος δὲ βοὴ γένετ' ἠῶθι πρό*, *Δ* 450 *ἔνθα δ' ἅμ' οἰμωγή τε καὶ εὐχωλὴ πέλεν ἀνδρῶν*, *Δ* 456 *ὡς τῶν μισγομένων γένετο ἰαχή τε πόνος τε*, λ 605 *ἀμφὶ δέ μιν*

κλαγγὴ νεκύων ἦν οἰωνῶν ὥς, *K* 185/6 πολὺς *ὀρυμαγδὸς* ἐπ' αὐτῷ ἀνδρῶν ἠδὲ κυνῶν, *N* 283 *πάταγος* δέ τε γίνετ' ὀδόντων, *Σ* 219/21 ὡς δ' ὅτ' ἀριζήλη *φωνή* .. ὣς τότ' ἀριζήλη φωνὴ γένετ' Αἰακίδαο, *μ* 396 βοῶν δ' ὡς γίνετο φωνή. Hier ist regelmäßig der Nominativ das Subjekt zu εἰμί, γίγνομαι usw. Statt dieser Verba gebrauchte Homer auch das nie als Kopula dienende *ὄρνυμαι*: *M* 377 ὦρτο δ' ἀυτή, *Λ* 599 ἄσβεστος δ' ἄρ' ἐνῶρτο γέλως, *Π* 635 ὤρνυτο δοῦπος *Δ* 449 πολὺς δ' ὀρυμαγδὸς ὀρώρει usw. Dazu stelle ich auch noch bedeutungsverwandte Ausdrücke wie *N* 789 ἔνθα μάλιστα μάχη καὶ *φύλοπις ἦεν*, *Δ* 82/3 ἦ ῥ' αὖτις πόλεμός τε κακὸς καὶ φύλοπις αἰνὴ ἔσσεται. Der homerische Grieche hat offensichtlich in seiner Sprache nicht die Möglichkeit besessen, ein Impersonale anzuwenden, wo wir sagen: *es rauscht*, *es klingt mir in den Ohren* usw. Auch in der späteren Zeit hat das Griechische kaum irgend welche ähnlichen Ausdrücke geprägt.

Anders steht es beim Geruchssinn. Die spätere Sprache kennt da Impersonalien, Herodot z. B. gebraucht 3, 23 ὄζειν, 3, 113 ἀπόζει. Homer verwendet nur *ὀδμή* als Subjekt: *Ξ* 415/6 δεινὴ δὲ θεείου γίνεται ὀδμὴ ἐξ αὐτῆς, ja sogar: *ε* 59/60 τηλόσε δ' *ὀδμὴ* κέδρου τ' εὐκεάτοιο θύου τ' ἀνὰ νῆσον *ὀδώδει* und *ι* 210 ὀδμὴ δ' ἡδεῖα ἀπὸ κρητῆρος ὀδώδει. Die Vermutung liegt sehr nahe, daß Homer unpersönliches ὄζει nicht geläufig war.

Ich habe oben erwähnt, daß wir bei Wendungen wie *es faßt mich Grauen* das Gefühl haben, als sei *es faßt* Impersonale, während es doch noch das Subjekt *Grauen* hat. Ähnliche Verbindungen gibt es auch im Homerischen, sie besitzen sämtlich ein Subjekt. So haben wir neben subjektlosem χρή, χρεώ das subjektische *ε* 189 ὅτε με *χρειὼ* τόσον *ἵκοι*, *K* 118 χρειὼ γὰρ ἱκάνεται οὐκέτ' ἀνεκτός, ferner: *Σ* 395 μ' ἄλγος ἀφίκετο, *P* 695 δὴν δέ μιν ἀμφασίη ἐπέων λάβε, *Ψ* 79 ἀλλ' ἐμὲ μὲν κὴρ ἀμφέχανε στυγερή, *K* 25 Μενέλαον ἔχει τρόμος, *Γ* 34 ὑπό τε τρόμος ἔλλαβε γυῖα, *Δ* 23 χόλος δέ μιν ἄγριος ᾕρει usw.

Es mußte stark auffallen, daß unter den Impersonalien die später so geläufigen *δεῖ* μοί τινος, μέλει μοί τινος fehlen. Das Fehlen ist kein Zufall; noch bei Herodot scheint es kein Beispiel zu geben, das bei δεῖ die Person im Dativ mit dem Genetiv der Sache verbindet. Homer gebraucht bei *μέλειν* statt des Genetivs den Nominativ: Z 450 ἀλλ' οὔ μοι Τρώων τόσσον μέλει ἄλγος, ja sogar Lebewesen stehen in diesem Nominativ: *E* 228 μελήσουσιν δ' ἐμοὶ ἵπποι, *O* 231 σοὶ δ' αὐτῷ μελέτω, ἑκατηβόλε, φαίδιμος Ἕκτωρ. Daneben gibt es eine persönliche Konstruktion, die der Dichter aber auf das Partizip Perfekti beschränkt, wie *E* 708 ὅς ῥ' ἐν Ὕλῃ

ναίεσκε μέγα πλούτοιο μεμηλώς. Vielleicht ist dieses μέμηλα das Perfekt zu dem medialen μέλομαί τινος, das Homer allerdings sonst nicht gebraucht. Wenn er das Medium anwendet, setzt er die Sache dazu als Subjekt: κ 505 μή τί τοι ἡγεμόνος γε ποθὴ παρὰ νηὶ μελέσθω. Dagegen ist ihm persönliches δεύομαι 'bedürfen' mit dem Genetiv der Sache durchaus geläufig, wie etwa: ζ 192 οὔτ' οὖν ἐσθῆτος δευήσεαι οὔτέ τευ ἄλλου. Bei andern Verben ähnlicher Bedeutung verwendet der Dichter nur diese persönliche Konstruktion: ἀλεγίζω, ἀμελέω, κήδομαι, ὄθομαι, ὀλοφύρομαι usw., sämtlich mit dem Genetiv, ὀλοφύρομαι auch mit dem Akkusativ, sowie: ἐλεαίρω, ἐλεέω, οἰκτείρω usw.

Auch die gebundenen subjektlosen Sätze haben eine andre Konstruktion neben sich, die zumeist den Gepflogenheiten der deutschen Sprache zuwiderläuft. So gibt es neben dem unpersönlichen δεῖ auch das persönliche δέω, allerdings nur je einmal in der äolischen und jonischen Form: ι 483 = ι 540 ἐδεύησεν (sc. λᾶας) δ' οἰήιον ἄκρον ἱκέσθαι 'er verfehlte zu erreichen', Σ 100 ἐμεῖο δὲ δῆσεν (sc. Πάτροκλος) Ἄρεω ἀλκτῆρα γενέσθαι 'er ermangelte meiner, um abzuwenden'. So auch bei andern Verben: υ 93/4 δόκησε δέ οἱ κατὰ θυμὸν ἤδη γινώσκουσα παρεστάμεναι κεφαλῆφι, χ 348/9 ἔοικα δέ τοι παραείδειν ὥς τε θεῷ, Μ 103/4 οἵ γάρ οἱ εἴσαντο διακριδὸν εἶναι ἄριστοι τῶν ἄλλων, ο 25 ἥ τίς τοι ἀρίστη φαίνεται εἶναι u. a.

Besonders fällt es uns Deutschen auf, daß derartige Konstruktionen auch möglich sind, wenn das Prädikat ein Adjektiv ist: ρ 347 αἰδὼς δ' οὐκ ἀγαθὴ κεχρημένῳ ἀνδρὶ παρεῖναι eigtl. 'Blödigkeit ist nicht gut zum Dasein einem dürftigen Mann', Ρ 77/8 = κ 402/3 οἱ δ' ἀλεγεινοὶ ἀνδράσι γε θνητοῖσι δαμήμεναι ἠδ' ὀχέεσθαι, Ψ 655 ἥ τ' ἀλγίστη δαμάσασθαι, Ν 726 ἀμήχανός ἐσσι παραρρητοῖσι πιθέσθαι, Ξ 471/2 ἦ ῥ' οὐχ οὗτος ἀνὴρ Προθοήνορος ἀντὶ πεφάσθαι ἄξιος, θ 351 δειλαί τοι δειλῶν γε καὶ ἐγγύαι ἐγγυάασθαι, Α 589 ἀργαλέος γὰρ Ὀλύμπιος ἀντιφέρεσθαι, δ 397 ἀργαλέος γάρ τ' ἐστὶ θεὸς βροτῷ ἀνδρὶ δαμῆναι, π 401 δεινὸν δὲ γένος βασιλήιόν ἐστιν κτείνειν 'ein königlicher Sproß ist schlimm zum Töten', die Auffassung: 'es ist schlimm, einen königlichen Sproß zu töten' liegt bei der eigentümlichen Stellung des ἐστιν ferner, Χ 373/4 ἦ μάλα δὴ μαλακώτερος ἀμφάασθαι Ἕκτωρ, β 272 οἷος κεῖνος ἔην τελέσαι ἔργον τε ἔπος τε, Σ 258 ῥηίτεροι πολεμίζεμεν ἦσαν Ἀχαιοί (vgl. Υ 265, Ω 243), ρ 20 οὐ γὰρ ἐπὶ σταθμοῖσι μένειν ἔτι τηλίκος εἰμί, β 60 ἡμεῖς δ' οὔ νύ τι τοῖοι ἀμυνέμεν, Α 107 αἰεί τοι τὰ κάκ' ἐστὶ φίλα φρεσὶ μαντεύεσθαι, ρ 15 ἦ γὰρ ἐμοὶ φίλ' ἀλήθεα μυθήσασθαι, Υ 131 χαλεποὶ δὲ θεοὶ φαίνεσθαι ἐναργεῖς.

Man sieht, es sind dieselben Wörter, die persönlich und unpersönlich konstruiert werden. Die persönliche Konstruktion tritt aber beim Nomen sehr gegen die unpersönliche zurück.

4. Nachdem ich mein Scherflein beigetragen habe zur Sammlung der Beispiele der subjektlosen Sätze, darf ich vielleicht auf Nachsicht rechnen, wenn ich meinerseits meine Gedanken über das **Alter** dieser Sätze und danach über ihr Verhältnis zu den subjektischen Sätzen darlege.

Das auffälligste an den subjektlosen Sätzen bei Homer ist, daß die Impersonalien so sehr stark zurücktreten. An freien Impersonalien kommen in Ilias und Odyssee zusammen nur die Beispiele *προυφαίνετ', ἀπέλαμπε, ἔσται, κακῶς ἦν, κακῶς πέλει* in je einem einzigen Beleg vor. Die Zahl der gebundenen ist ebenfalls sehr gering: es sind *ἀνδάνει, ἐπιανδάνει, γίγνεται, δεῖ, εἴκει, ἐπέοικε, ἔστιν, μέλει, εἵμαρται, ὀίεται, τελεῖται, ἐκτελεῖται,* von denen nur *ἔστιν* häufig erscheint, während alle anderen kaum mehr als einmal belegt sind. So erhält man den Eindruck, daß die Impersonalien zur Zeit Homers nicht besonders geläufig gewesen sind.

Dadurch gewinnt die Tatsache, daß die Witterungserscheinungen bei Homer überhaupt nie durch ein Impersonale ausgedrückt sind, eine andere Bedeutung. Es sieht doch mehr so aus, als hätte der Dichter die unpersönlichen Ausdrücke *ὕει* usw. nicht gekannt. Man verstände nicht recht, welcher Anlaß den Dichter hätte verhindern sollen, bei andern als den Witterungserscheinungen die in seiner Sprache üblichen Impersonalien anzuwenden. Fehlten sie bei Homer an dieser einen Stelle, weil sie die Sprache gar nicht darbot, dann kann das Fehlen der Witterungsimpersonalien auf demselben Grund beruhen.

Geht man über das Griechische hinaus, so wird der Eindruck verstärkt, daß es für die Witterungsangaben vom Urindogermanischen her keine Impersonalien gab. Puls ist in seinen Programmabhandlungen Über das Wesen der subjektlosen Sätze, Flensburg 1888 und 1889, in denen er die Ausdrücke für *es schneit, regnet, blitzt, donnert* mit allerlei Belegen aus den indogermanischen und andern Sprachen zusammenstellt, allerdings zu der entgegengesetzten Meinung gekommen. Aber seine Ausführungen haben keine Überzeugungskraft, weil sie eines strengen Beweises entbehren. Ist es ein Zufall, daß auch auf arischem Sprachboden das älteste Denkmal nur den subjektischen Gebrauch mit einem Gott als Namen kennt? Übersehen darf man natürlich nicht, daß diese Literatur Gebete sind, daß also eine Ausdrucksweise naheliegt, bei der ein Gott als Urheber der Witterung benannt wird, und zweitens,

daß, wenn man von den kausativen Verben absieht, nur drei Stellen im Rigveda in Betracht zu kommen scheinen: 7, 103$_3$ *abhy avarṣīt*, 5, 83$_{10}$ *avarṣīr*, 10, 92$_8$ *stann*. An den ersten dieser drei Stellen ließe sich vielleicht auch an ein Impersonale denken, so wie das Delbrück Ai Synt 4 gemeint hat. Eine bessere Auslegung der Stelle scheint mir aber Parjanya als Subjekt aus dem vorausgegangenen Satz zu ergeben; das ist auch die Ansicht von Sāyaṇa gewesen und neuerdings die von Geldner (Der Rigveda in Auswahl II 117). Es dürfte weiter bezeichnend sein, daß im Rigveda so oft ein Kausativum mit einem Gott als Subjekt für die Witterungsausdrücke angewandt wird, also *varṣayāmi* 'ich mache Regen', *stanayāmi* 'ich mache Donner'.

Hierzu kommt auch, daß noch im Pāli, wie Puls S. 14 mit Recht hervorhebt, ohne aber die nötigen Schlußfolgerungen daraus zu ziehen, *devo vassati* der stehende Ausdruck für 'es regnet' ist. Ich entnehme dieser Tatsache die Vermutung, daß die persönliche Konstruktion bei *varṣati* in der indischen Sprache sehr stark verankert gewesen sein muß.

Das braucht auch gar nicht so sehr wunder zu nehmen, wenn man bedenkt, daß *varṣ* seiner Etymologie nach, die gerade im Indischen noch sehr deutlich im Sprachgefühl lebte, ein Tatverbum, nicht ein Vorgangsverbum im Sinne der Scheidung Fincks (Die Haupttypen des Sprachbaus 14, 34 fg.) ist. In *varṣāmi* 'ich mache Regen' schimmert die Bedeutung 'ich lasse befruchtenden Samen fließen' hindurch. Es ist bemerkenswert, daß manche Witterungsimpersonalien andrer indogermanischer Sprachen von Hause aus ebenfalls Tatverba sind. *βροντᾷ* ist ein Denominativum zu *βροντή*, wie *βοᾶν* zu *βοή*, *νικᾶν* zu *νίκη*, *σιγᾶν* zu *σιγή*, *σιωπᾶν* zu *σιωπή* (vgl. Debrunner Griech. Wortbildungsl. 90) und drückt wie so viele *i̯o*-Denominativa das 'Machen' aus. Ich erinnere ferner an lat. *fulminat*, *fulgurat*.

Auch dasjenige Witterungsimpersonale, das seiner Etymologie nach am ehesten Anspruch erheben kann, urindogermanischen Adel zu besitzen, unser *es schneit*, könnte auf ein Tatverbum zurückführen. Zu *νείφειν* scheint mir lit. *sniegas*, got. *snaiws* in Laut und Bedeutung ebenso zu gehören wie *τόμος* zu *τέμω*, *φόρος* zu *φέρω*, vgl. die Verbabstrakta auf *-os* bei Brugmann Grundr.² II 1, 148 fg. Die Substantiva drückten das Resultat der Verbalhandlung aus.

Mit diesen kurzen Hinweisen will ich mich begnügen, ohne mich in allerlei Wortbildungsprobleme zu verlieren. Es entgeht mir selbstverständlich nicht, daß ich hier keinen vollen Beweis geliefert habe und daß sich wohl auch mancherlei gegen meine Ar-

gumente einwenden läßt. Es ist mir aber überhaupt fraglich, ob man vorläufig einen regelrechten Beweis führen kann. Untersuchungen in den Einzelsprachen werden vielleicht später eine günstigere Situation schaffen. So weit ich die Sache übersehe, spricht in den indogermanischen Sprachen mehr für ein jüngeres als für ein höheres Alter der Witterungsimpersonalien.

Ließe sich dieses Ergebnis, daß man einmal nur *Ζεὺς ὕει*, aber nicht unpersönlich *ὕει* usw. habe sagen können, stärker festigen, so ginge das vielleicht über die Sprachwissenschaft hinaus; denn hinter solchen Ausdrücken steckt in gewisser, noch zu erklärender Beziehung eine Weltanschauung. Gerade darum hat man seit Jahren dem unpersönlichen *ὕει* recht hohes Alter neben *Ζεὺς ὕει* zugeschrieben. Siebs hat KZ 43, 266 ganz allgemein gesagt: 'Es ist a priori wahrscheinlich, daß die Sprache für die Naturerscheinungen längst einfache Bezeichnungen hatte, ehe sie mythologischer, religiöser Auffassung in diesen Dingen Ausdruck gab'. Dieser Meinung haben sich z. B. Brugmann IF 43 Beih. 20fg., Wackernagel Vorles. I 116 angeschlossen und haben die Impersonalien *ὕει* usw. wie Siebs selber für alt ausgegeben. Hier liegt aber ganz sichtlich ein Trugschluß vor. Ob der allgemeine Satz von Siebs richtig ist oder nicht, lasse ich beiseite. Was hat er mit der Frage zu tun, ob im Indogermanischen die Witterungsimpersonalien älter oder jünger sind denn die Verbindung mit einem Gottesnamen als Subjekt! Bei Homer gibt es ja auch noch andere Ausdrucksweisen als die persönlichen *Ζεὺς ὕει* usw., vgl. oben, aber die Impersonalia *ὕει* usw. sind da nicht belegt. Selbstverständlich kann ein Volk 'einfache Bezeichnungen für die Naturerscheinungen' haben und doch den Glauben besitzen, daß diese Naturerscheinungen von einem Gott hervorgebracht werden. Darum braucht es aber nicht auch Impersonalien wie *es regnet* zu besitzen.

Nach Ausscheidung dieses Irrtums wird es sich darum handeln zu erforschen, ob es auch noch andere Sprachen gibt, in denen man die Ausdrücke der Witterungserscheinungen nur von einem Gott, nicht aber für sich allein anwenden kann. Der dritte Fall, daß man sie von Begriffen wie Himmel, Wolke, Regen usw. anwendet, braucht nicht unbedingt mit hineinzuspielen. Für die Entscheidung, ob die Beschränkung auf den persönlichen Ausdruck *Ζεὺς ὕει* nur dichterisch ist, wäre es ja wichtig zu wissen, ob es irgend eine Sprache auf Erden gibt, in der man nur *Gott regnet* usw., nicht aber *es regnet* sagen kann.

Falls es nun wirklich so gewesen sein sollte, daß man im Urindogermanischen nur die persönliche Konstruktion kannte in der

Bedeutung 'Regen, Schnee, Blitz, Donner machen', so fragt man (vgl. Heyde KZ 54, 153), wie aus diesen Tatverben in den indogermanischen Sprachen die Vorgangsausdrücke *ὕει, ἀστράπτει, pluit* usw. zu stande kommen konnten. Beim Blitzen und Donnern mag auch ein moderner Mensch leicht an das Walten einer Gottheit gemahnt werden. Wenn das Krachen des Donners polternd alles übertönt, wenn es in unmittelbarer Nähe einschlägt, wird wohl von je dem Menschen der Gedanke nahegelegen haben, daß da irgend eine Macht wirkt. Wenn dagegen der Regen plätschernd herunterfüllt oder die Schneeflocken treiben, drängt sich die Vorstellung an eine dabei tätige Gottheit nicht entfernt so leicht in den Vordergrund, obwohl zu viel Regen die großen Gefahren der Wassersnot heraufbeschwören kann (Sintflut). Ich könnte mir nun sehr wohl vorstellen, daß ein Volk, das sagt: 'Gott blitzt, Gott regnet' usw. im Sinn von 'Gott macht blitzen, Gott macht regnen' allmählich das Tätigkeitsverbum in ein Vorgangsverbum umdeutet. Wenn nun dieses Volk mehr und mehr nur noch bei dem Grauen einflößenden Blitzen und Donnern an die Nähe des Gottes denkt, dagegen im Regnen und Schneien nicht den Gott selbst, sondern bloß den Vorgang sieht, kann es das Subjekt 'Gott' in den Sätzen 'Gott regnet, Gott schneit' leicht als nicht vereinbar mit seiner Weltanschauung empfinden und lieber kürzer sagen '[es] regnet, [es] schneit'. Daran kann sich weiter ganz äußerlich analogisch ein '[es] blitzt, [es] donnert' anschließen. Demnach würde hier ein Wechsel in der Weltanschauung den Übergang von der persönlichen zur unpersönlichen Ausdrucksweise veranlaßt haben, der in den Darlegungen Heydes KZ 54, 153fg. unerklärt bleibt. Eine sprachliche Ellipse kommt so natürlich nicht in Betracht.

Diese Gedankenkonstruktion hatte ich bereits vollbracht, als ich daran ging, mir die Verhältnisse im Lateinischen klar zu machen. Die liebenswürdige Auskunft, die mir der Direktor des Thesaurusunternehmens, Herr Professor Dittmann, gab, bestätigte meine Voraussetzung, daß in den ältern lateinischen Denkmälern bis herab zu Livius einschließlich ein Gottesname niemals als Subjekt von *pluit, ninguit, nivit* erscheint, sondern daß dies nur bei *tonat, fulgurat, fulminat, fulget* gelegentlich der Fall ist. In dieser Zeitspanne ist *pluit* 58 mal als Impersonale belegt. Für das Schneien ist die Zahl der Belege in Italien natürlich viel geringer: so gibt es nur 1 *nivit*, 2 *ninguit* als Impersonalia, dazu kommt Lucrez 2, 627 *ningunt rosarum floribus* 'sie beschneien mit den Blumen der Rosen'; hier ist das Verbum bildlich gebraucht und scheidet daher

für unsere Frage überhaupt aus. Erst viel später kommt durch griechische und kirchliche Einflüsse *Apollo pluit*, *Mercurius pluit*, *deus pluit* auf. Auch *fulgurat*, *fulminat*, *fulget*, *tonat* werden als Impersonalia gebraucht. Daneben steht die persönliche Konstruktion, allerdings nur in der Wendung des Ablativus absolutus. *Jove fulgurante*, *fulminante*, *fulgente*, *tonante*; das letztere ist häufig, es kommt aber auch Properz 4, 1, 7 *Tarpeiusque pater tonabat* vor, vielleicht in Nachahmung homerischer Ausdrucksweise. *Juppiter pluvius* (Tibull 1, 7, 26) und *Juppiter pluvialis* (CIL IX 324) stehen wie erst recht *Elicius* auf einem anderen Brett; obendrein sind *Juppiter pluvius* und *J. pluvialis* griechischer Nachahmung verdächtig. Es sieht also wirklich so aus, als hätte bei den Römern ein Umschwung in der Weltanschauung, das Zurücktreten der Ansicht, daß sich in jedem Regentropfen und in jeder Schneeflocke Juppiter offenbare, den Anlaß zu dem unpersönlichen Gebrauch der Witterungswörter gegeben. Aber leider steht diese Schlußfolgerung auf schwachen Füßen; denn die Verherrlichung Juppiters als Blitz- und Donnergott hängt sichtlich mit dem etruskischen Kultus zusammen, vgl. Wissowa Religion der Römer in Müllers Handbuch [2] S. 122. Es bedarf also noch einer scharfen Einzeluntersuchung, um diese Dinge für das Lateinische festzulegen.

Wenn sich durch weitere Forschung wirklich bestätigen sollte, daß ins Griechische hinein nur die persönliche Konstruktion *Ζεὺς ὕει* usw. gekommen ist, wäre damit wirklich auch schon der Beweis geliefert, daß die hinter den Wendungen stehende Weltanschauung bei Homer ihre Gültigkeit hatte? Nein, ebenso wenig wie die heutigen Redensarten *Petrus schiebt Kegel*, *Frau Holle schüttelt ihr Bett* unsere Weltanschauung erweisen. Sie wären höchstens ein Zeugnis dafür, daß einmal Zeus als der Wettermacher angesehen wurde; über die Zeit dieses Glaubens können die Redensarten nichts aussagen.

Als urindogermanisch wollte Brugmann IF 43 Beih. 22 nur die Impersonalien der Wettererscheinung gelten lassen, die andern Impersonalien hielt er (S. 24) für jünger. Das relative Alter könnte er nach den bisherigen Darlegungen vielleicht verfehlt haben. Mir ist urindogermanischer Adel der ersteren recht zweifelhaft. Daß die andern in so alte Zeit hinaufreichten, möchte ich gleich Brugmann bestreiten. Mir kommt es so vor, als habe es im Urindogermanischen Impersonalia außer allenfalls in dem von Pedersen KZ 40, 133 fg. aufgewiesenen Typus nicht gegeben. Erwiesen ist ihr Dasein bisher jedenfalls nicht.

Damit ist aber nicht gesagt, daß man im Urindogermanischen

keine subjektlosen Sätze hatte. Daß man solche besaß, glaube ich sogar nachweisen zu können. Diese Sätze scheinen mir mindestens von zweifacher Art gewesen zu sein: solche mit Akkusativ der Person und Genetiv der Sache wie *χρή μέ τινος* und zweitens solche ohne den Akkusativ wie *ἄλγος*, *καλόν*, wo ein Substantiv oder Adjektiv das Prädikatsnomen bildet.

Die Verbindung eines Substantivs (*χρή*) mit einem Akkusativ der Person mutet einen ganz fremdartig an. Delbrück hat daher Synt. Forsch. IV 47 die Meinung geäußert, auf *χρή* und *χρεώ* habe die Redensart *χρεω με ἵκει* eingewirkt. Das kann nicht richtig sein: in *χρεώ με ἵκει* ist *χρεώ* Subjekt, in *χρεώ μέ τινος* ist es Prädikat. Innerhalb des Griechischen sucht man überhaupt vergebens nach einer Erklärung für diesen sonderbaren Akkusativ. Er hat allerdings eine Zeitlang noch weitere Kreise gezogen: in vereinzelten Fällen steht er auch bei *δεῖ*, z. B. Aesch. Prom. 86 *αὐτὸν γάρ σε δεῖ προμηθέως* und selbst das Verbaladjektiv auf *-τέον* wird angesteckt, vgl. Kühner-Gerth II 1, 297, Stahl Syntax 763. Bald aber stirbt dieser Akkusativ zusammen mit *χρή* und *χρεώ* aus. Das Ganze ist sichtlich ein Überrest einer alten Konstruktion, die im Griechischen keinen rechten Boden hat.

Bereits Miklosich hat S. 70 fg. zu *χρή* Beispiele aus dem Germanischen und Slavischen gestellt. Auch hier ist es meist ein aussterbender Typus. In Grimms Grammatik[2] IV 266, 281 fg., 291, 838 fg. werden Beispiele aus dem Gotischen, Alt- und Mittelhochdeutschen genannt. Im Gotischen ist es *mik kara* mit oder ohne *ist* + Gen. der Sache 'mir ist Sorge um', im Althochdeutschen *mih ist thes furiwizzi* ('fürwitzige Neugierde'), *niot* ('Verlangen'), *ôt* ('Verlangen'), *wuntar*, dazu kommt noch ohne Kopula der Ausruf *wola mih* ('wohl mir'). Ein Teil dieser Redensarten hat sich bis ins Mittelhochdeutsche hinein gehalten. Der Akkusativ hat dem Dativ allmählich weichen müssen, wie das schon im Altsächsischen der Fall war. Auch das Russische kennt hier nur den Dativ der Person, während der Akkusativ bei einer ganzen Zahl von Redensarten im Bulgarischen, Serbokroatischen, Slovenischen, Čechischen, Obersorbischen und Polnischen noch zu finden ist, vgl. Miklosich 70/1, Vondrák Vgl. sl. Gr.[1] II 308. Die Sache steht auch hier im Genetiv, ihre Bedeutungen sind 'verlangen, sich sehnen, leidtun, sich schämen, sich scheuen, sich fürchten, kümmern, bewundern'. Für das Deutsche haben wir ein wichtiges Zeugnis für die Gattung dieser Substantiva als Prädikate in den Komparationsbildungen *nieter*, *nietesta*, s. Grimm 282 fg., und in der Über-

tragung der Konstruktion auch auf die Verba *sein* und *werden*: ahd. *waz ist thih thes inti mih, mih giwirdit thes.*

Die Verbindung mit dem Akkusativ der Person ist so eigentümlich, daß sie nicht im Griechischen, Germanischen und Slavischen unabhängig von einander entstanden sein kann, zumal sie sich in diesen Sprachen nicht ausdehnt, sondern meist abstirbt. Allerdings werden die Wörter nicht etymologisch zusammengehalten, wohl aber durch die Bedeutung. Die Konstruktion muß urindogermanisch sein. Da fragt man sich, ob denn die anderen Sprachen gar keine Spur mehr davon sehen lassen. Ich glaube, man darf die Frage ruhig bejahen.

Ich meine allerdings nicht, daß man etwa Plaut. Stich. 709 *bene vos, bene nos, bene te, bene me, bene nostram etiam Stephanium* mit ahd. *wola mih* auf eine Stufe zu stellen hätte; davon rät schon ab, daß *wola* ein Substantiv, *bene* ein Adverb ist. Um auf den richtigen Weg zu kommen, muß man sich die Schicksale des griechischen *χρή* klar machen. Es ist bekanntlich ganz ins Verbum hineingezogen worden, so daß es einen Optativ, ein Imperfekt usw. bekam. Man hält *χρείη* für eine Kontraktion aus *χρὴ* + *εἴη* wie *χρῆν* für eine solche aus *χρὴ* + *ἦν*. Wackernagel wundert sich nur über den Laut *ει* (Vermischte Beiträge S. 54), auch Brugmann-Thumb 166 Anm. findet *ει* auffallend. Mit Recht! Ich halte daher die alte Erklärung von Ahrens Kl. Schriften I 58, daß Kontraktionen mit Formen von *εἶναι* vorliegen, für falsch. Wäre sie richtig, dann sollte man doch auch ein *χρῆστιν* erwarten. Das hat es aber nie gegeben. Das eigentümliche ist ja gerade, daß bei Homer *χρεώ* mit und ohne *ἐστίν* auftritt und daß auch andre Formen als *ἐστίν* dabei stehen können, z. B. *δ* 634 *ἔσται*, daß aber *χρή* nie mit irgend einer Form von *εἶναι* verbunden wird. Das ablehnende Verhalten von *χρή* muß doch seinen Grund haben; das ist bisher zwar nicht übersehen, aber nicht genügend gewürdigt worden. Der Grund kann gar kein anderer sein, als daß man das sonderbare Substantivum *χρή* nach der *ē*-Deklination mit Akkusativ der Person schon zur Zeit Homers als Verbalform fühlte. Es gab allerdings sonst keine Dritte Singularis Praesentis auf -*η*, aber doch allerlei ähnliche Endungen im Präsens, dazu Präteritalformen auf -*η*. Bei *χρεώ* lag das wesentlich anders. Diese Form sah einer Dritten Singularis auch nicht entfernt ähnlich. Der Vorgang muß wohl so gewesen sein, daß von *χρή* weitere Verbalformen in Anlehnung an *εἶναι* und an *ē*-Verba (*τίθημι* usw.) gebildet wurden. *χρείη* ist also keine Kontraktion, sondern eine Nachbildung von *θείη*, *εἴη*. *χρή* selber aber galt schon als Verbalform; da war eine Anlehnung

an *ἐστίν* ganz überflüssig. Also das, was wir an *χρή* lernen, ist, daß dieser nominale *ē*-Stamm wegen seiner Konstruktion in das Verbalsystem hineingezogen wurde.

Ganz ähnlich wie *χρή* sind auch im Litauischen *ē*-Substantiva in das Verbum übergegangen. Bereits IF Anz. 16, 54 hat Zubatý darauf hingewiesen, daß es Substantiva auf *-a* gibt, die als Prädikate auftreten und ganz die Funktion eines Verbums annehmen, er nannte dafür *reikia* 'Bedürfnis' : *reikė́ti*, *man gaila* 'mir ist Leid' : *gailė́ti*, *man gėda* 'mir ist Schande' : *gėdė́ti*. Kürzlich hat Fraenkel KZ 53, 37 fg. gezeigt, daß da zum Teil Substantiva auf *-ė* zu Grunde liegen, wofür er *reikė* und *gailė* nennen konnte. Ich füge zunächst *rupė* 'Sorge' : *rupė́ti* hinzu. Das Substantiv auf *-ė* ist nicht nur in dem lettischen Plural *rupes* erhalten, sondern auch im Litauischen bei Bretke an der von mir Lit. Studien 22 zitierten Stelle *didei rupem* 'mir ist sehr angst'. Auch diese Form steht als Prädikat gerade zwischen Substantiv und Verbum. Heutzutage gebraucht man meist die verkürzte Form *rup* oder jüngeres *rupi* mit *man* 'mir'. Ob in *rupem* etwa ein altes akkusativisches *-m* steckt, können wir ihm nicht mehr ansehen. Die litauischen Wörter haben wie *χρή* die Sache im Genetiv bei sich, aber die Person steht nur im Dativ. Ich glaube, man darf bei der Ähnlichkeit der Bedeutungen gegenüber den griechischen, germanischen und slavischen Wörtern mit ziemlicher Sicherheit für eine frühere Stufe des Litauischen die Annahme machen, daß die Person im Akkusativ stand, daß aber genau so wie im Russischen und wie vielfach im Germanischen dieser merkwürdige Akkusativ dem verständlicheren Dativ gewichen ist. Es gab also wohl einmal im Litauischen Sätze, wo wie bei *χρή* ein *ē*-Stamm subjektloses Prädikatsnomen war. Nun sind aber im Litauischen eine große Zahl von Wörtern auf *-ėti* vorhanden, die einen Affekt ausdrücken, vielfach haben sie die Sache im Genetiv (vgl. Fränkel, Tauta ir Žodis 4, 167 fg.) bei sich; ein Substantiv auf *-ė* steht nur selten daneben. Ich nenne, ohne Vollständigkeit zu erstreben: *biaurėtis* 'Abscheu haben', *dėmėtis* 'sich interessieren (*dėmė* 'Anschein'), *derėti* 'nützen', *dygėtis* 'Widerwillen haben', *domėtis* 'Interesse haben' (*domė* 'Interesse') *gedėti* 'trauern', *gėrėtis* 'Wohlbehagen empfinden', *ketėti* 'beabsichtigen', *laimėti* 'gewinnen' (*laimė* 'Glück'), *liudėti* 'trauern', *milėti* 'lieben', *norėti* 'wollen', *peršėti* 'schmerzen', *skaudėti* 'wehe tun', *sopėti* 'wehe tun', *stebėtis* 'staunen', *šykštėti* 'geizig sein'. Natürlich will ich nicht behaupten, daß alle diese Verba aus einem prädikativen Substantiv abgeleitet seien. Ich gehe auch nicht so weit zu bezweifeln, daß manche dieser Verba von dem Urindo-

germanischen als Verba herstammten oder auf Grund andrer urindogermanischer Verba mit *-ē-* analogisch (Brugmann Grundr.[2] II 3, 207) gebildet seien. So weit sie aber als Impersonalien fungieren, kommt mir je nachdem ein unmittelbarer oder mittelbarer Zusammenhang mit prädikativen Substantiven auf *-ē* sehr wahrscheinlich vor.

Auch im Lateinischen haben wir, wie ich vermute, Umbildungen jener subjektlosen Prädikate mit Akkusativ der Person und Genetiv der Sache: das sind die bekannten Impersonalia *piget*, *pudet*, *paenitet*, *taedet*, *miseret*. Nur letzteres ist etymologisch durchsichtiger. Es ist daher sehr schwer, ihre Herkunft zu beurteilen. Neben den Impersonalien gibt es auch persönliches *pudeo*, *paeniteo* *taedeo*, *misereo*. Was ist älter? Wackernagel meint Vorles. I 117, daß „bei allen Verben, die irgend eine Art Gefühl oder Denken bezeichnen, in allen Sprachen die doppelte Form des Ausdrucks beliebt ist". Das stimmt z. B. für die homerische Sprache sicherlich nicht. Wenn diese die Fähigkeit zum Impersonale nicht verloren hatte, wird es auch im Urindogermanischen keine Impersonalien gegeben haben. Bereits Raabe hat in seiner Dissertation De genetivo Latino capita tria, Königsberg 1917, S. 72 die Vermutung geäußert, daß hinter *pudet* usw. ein älteres *pudor est* stecken müsse. Der Gedanke wird richtig sein. Man wird nur zu sagen haben, daß prädikative Substantive auf *-ē* den Anlaß zu der Bildung gegeben haben. Es ist doch recht bedeutungsvoll, daß alle fünf Verba gerade nach der *ē*-Konjugation gehen. Die einzige Etymologie, die allenfalls richtig sein könnte, führt just auch auf einen *ē*-Stamm. Falls Charpentiers Vorschlag Glotta 9, 67 fg. nicht verkehrt ist, hätte man *taedet* mit lit. *tridė* 'Durchfall' zu verbinden. Das lateinische Wort hätte sein *r* in *taeter* durch Dissimilation verloren, die litauische Bedeutung wäre aus einem älteren 'Schmutz' entwickelt. Aber diese Etymologie ist gar zu unsicher; der Nebenform *tričia* (vgl. Sommer Die idg. **i̯ā-* und **i̯o*-Stämme im Baltischen S. 93) noch nicht zu gedenken.

Es lockt noch mehr. Im Lateinischen gibt es sonst noch Impersonalien ähnlicher Bedeutung in der *ē*-Konjugation, allerdings zum Teil mit Dativ der Person: *dolet*, *libet*, *licet*, *oportet*, *placet*, dazu auch bedeutungsähnliche persönliche Verba der *ē*-Klasse mit dem Genetiv der Sache: *careo*, *egeo*, *indigeo*, *studeo*, *vereor*, zu denen andre wiederum bedeutungsähnliche mit andrer Konstruktion stoßen: *aveo*, *gaudeo*, *paveo*, *studeo*, *stupeo*; *horreo*, *maereo*, *terreo*, *timeo*. Falls wirklich bei einem der Verba *piget* usw. ein Substantivum auf *-ē* zu Grunde liegt, war der Zusammenhang mit der *ē*-Konjugation

also gegeben. Die Verba mit *ē* spielen unter den Verben des Affekts allenthalben eine Rolle, so im Germanischen, wo unter den immerhin nicht übermäßig zahlreichen Primären gerade Verba des Affekts mit dem Genetiv der Sache sind, wie ahd. *mih langēt* 'mich verlangt', *darbēn*, *mornēn* 'trauern um', *ramēn*' trachten nach', *sorgēn*. Sollte sich auch da irgendwo ein ehemaliges Nomen auf *-ē* verstecken? Dieselbe Frage gilt für das Slavische, wo z. B. *chъtěti* 'verlangen', *raděti* 'sorgen um', *skъběti* 'bekümmert sein', *styděti sę* 'sich schämen' den Genetiv der Sache verlangen. Aus dem Griechischen sei an *ταρπῆναι*, *χαρῆναι*, auch *μανῆναι* erinnert.

Läßt man für das eine oder andre dieser Verba ein *ē*-Substantiv als Grundlage gelten, dann bekommt man mit einem Schlag die Möglichkeit, die Formen des lateinischen und des slavischen Imperfekts einheitlich zu erklären. Man wußte bisher nicht recht damit fertig zu werden, daß in den beiden Sprachen den Anhängseln *-bam* und *-achъ*, die glatt als Präterita von **bhū*, bez. **es* gedeutet werden können, ein Stamm auf *-ē* vorausgeht, der noch dazu über die Grenze der *ē*-Verba weit hinausreicht. Im Slavischen hat dieser rätselhafte *ē*-Stamm einen erheblichen Teil der Verba erobert; im Lateinischen hat er über die zweite Konjugation in *legēbam*, *capiēbam* und die damit zusammenhängenden Primären der vierten Konjugation wie *veniēbam*, später auch in die Denominativa wie *finiēbam* übergegriffen. Legt man ein *ē*-Substantivum im Nominativ zu Grunde, dann ist eine doppelte Schwierigkeit behoben: die Bedeutung des Vorderstücks und die Ausdehnung des *-ē*. Der Ausgangspunkt ist der subjektlose Satz, in dem für die Gegenwart das Nomen allein als Prädikat diente; wollte man die Vergangenheit ausdrücken, so lag es nahe, eine Form von **bhū* : **bhu̯āt* oder **es* : **ēst* oder im Slavischen mit Themavokal **ēset* zu Hilfe zu nehmen. Ich bemerke dazu, daß **ēset* nicht als augmentiertes Imperfekt, sondern als unaugmentierter Aorist mit Dehnstufe wie *nēsъ* aufzufassen ist. Die alte Aktionsart müssen **bhu̯āt* wie **ēset* damals nicht mehr besessen haben, so daß sie rein durativ 'war' bedeuteten, vgl. meinen Beitrag zur Thurneysenfestschrift IF. Für die Entwicklung des *s* hat man dabei mit allerlei Analogiebildungen zu rechnen. So gewann man, um ganz willkürliche Beispiele zu wählen, zu einem **taidē* 'es ist Ekel' ein Imperfekt **taidē + bāt* 'es war Ekel' und entsprechend im Slavischen zu **bolē* 'es ist Schmerz' (später umgemodelt in *bolězпь?*) ein **bolē + jāše* 'es war Schmerz'. Von der Dritten Singularis dehnten sich die beiden Bildungen aus, das *-ē-* eroberte auch fremde Stämme. Daß für die Formen *dăbam* *ībam* usw. andre Analogien wirksam waren, darf man nicht im

Sinn Leumanns Lat. Gramm. von Stolz[5] 327 dagegen geltend machen. Die schwierige (GGA 1918, 350 fg.) Frage, wie sich dazu das faliskisch-lateinisch-keltische *f/b*-Futurum und die Bildung auf *-fio* (Leumann IF 42, 60 fg.) verhält, kann ich hier nicht verfolgen. Auch auf die Frage, ob die slavischen Aorist auf *-ē* mit hineinspielen (s. jetzt van Wijk, Tauta ir Žodis 4, 67 fg.), will ich nicht eingehen. Ich möchte aber kurz darauf hinweisen, daß sich die *ē*-Verba der verschiedenen Sprachen, auch ohne etymologische Beziehungen zu haben, abgesehen von dem genannten Bedeutungskreis sonst noch oft nahe berühren, vgl. z. B. ὀζήσει, lat. *olet*, lit. *smirdėti*, sowie daß in der *ē*-Klasse z. B. allerlei Verba der Ruhe stecken, die in innigster Beziehung zum Nominalsatz stehen könnten, wie lat. *jacēre*, und solche des Vorgangs wie *algēre*, *frigēre*, *sordēre*; *fulgēre*. Daß etwa auch Nominative auf- *-ā* + *-bam*, *-achə* mitgewirkt haben könnten will ich nicht ausschließen.

Meine Theorie setzt voraus, daß die *ē*-Substantiva eine größere Rolle gespielt haben, als man bislang anzunehmen geneigt war. Ich vermute, daß noch einer anderen Substantivbildung eine ähnliche Bedeutung zukommt, das sind gewisse *r*-Stämme. Brugmann hat IF 39, 36 die eben besprochene Konstruktion *mik kara ist* in Beziehung gesetzt zu dem sogen. impersonalen Passivum mit Objektsakkusativ. Der Zusammenhang dürfte viel enger sein, als es Brugmann meinte. Die Heimat einer besonders merkwürdigen Passivform dieser Art sind das Oskisch-Umbrische und Keltische. Die eigentliche Grundlage zum Verständnis dieser Konstruktion hat vor Jahren Thurneysen KZ 37, 106 gelegt, indem er hinter dem *r*-man-Passivum einen Infinitiv suchte; ein Infinitiv ist aber keine Verbal-, sondern eine Nominalform. Auch Odé De uitgangen met *r* S. 73 hat sich wieder für den nominalen Charakter dieser Form ausgesprochen. Ich möchte das noch genauer dahin festlegen, daß sie einen Nominativ darstellt, daß also wie bei χρή μέ τινος ein subjektloses Prädikatsnomen vorliegt. Oskisch *iúviass sakrafír* würde, in urindogermanische Vorzeit zurückversetzt, bedeutet haben 'Weihung sei es die Jovien'. Das ist schließlich dieselbe Konstruktion, wie sie uns beim Nomen actionis entgegentritt, vgl. Brugmann Grdr.[2] II 2, 637: *manum iniectio* 'Auflegung die Hand'. Auch der Imperativ auf *-r* im Armenischen, Tocharischen und in der Sprache B, den Krause Phil. Woch. 1926, 159 wohl richtig mit dem *r*-Passivum verbindet, wird letzten Endes den Nominativ eines *r*-Stammes enthalten.

Der Unterschied zwischen χρή με τινος und *iúviass sakrafír* ist der, daß in dem einen Fall der dazu gehörige Verbalbegriff zum

Intransitivum oder zum Impersonale neigt 'es frommt mich', das andre Mal zum persönlichen transitiven Ausdruck 'man opfere die Jovien'. Nur der zweite Fall gibt die Möglichkeit, die Nominalform ins Passivum einzureihen und später womöglich persönlich umzubilden, wie es zum Teil im Keltischen geschehen ist; ich denke mir aber die Entwicklung anders als Thurneysen KZ 37, 92 fg. Die 'man'-Passiva mit Akkusativobjekt kann es nur bei transitiven Verben geben, deshalb können wir bei einer Übersetzung mit einem Prädikatssubstantiv 'Weihung sei es die Jovien' den Akkusativ mit unserem Sprachgefühl nachempfinden; aber in dem ersten Fall wird uns das schwer: 'mich ist es Bedürfnis, mich ist es Reue' geht gegen unser Sprachgefühl. Hier kämen wir wohl mit dem Dativ aus 'mir ist es Bedürfnis, mir ist es Reue', wie sich ja der Dativ für den Akkusativ im subjektlosen Nominalsatz und in seiner Fortsetzung mit Kopula in den verschiedensten indogermanischen Sprachen eingenistet hat. Und dieser Dativ macht sich dann auch beim Impersonale breit. Das ist nicht nur im Germanischen so, wovon Grimm[2] IV 838 fg. eine Sammlung gibt, vgl. got. *þugkeiþ mis* 'es dünkt mich, es dünkt mir', sondern auch in den andern indogermanischen Sprachen, z. B. *μέλει μοί τινος*, lat. *mihi licet*, vgl. die litauischen Beispiele oben usw. Es hängt das vermutlich damit zusammen, daß wir zu sehr gewohnt sind, als Subjekt eines transitiven Verbums ein Lebewesen vorauszusetzen. Diese Voraussetzung wird beim subjektlosen Satz nicht erfüllt.

Das zu den Nomina der einen Art in Beziehung stehende persönliche Verbum ist intransitiv. Das bedeutet, daß im Urindogermanischen hier oft das Medium gebraucht wurde, an dessen Stelle in den jüngeren Sprachen vielfach ein reflexiver Ausdruck getreten ist. Ich erinnere darum an den Nachweis Brugmanns Grdr.[2] II 3, 73 fg., daß die *ē*-Verba meist intransitiv sind, und an den Delbrücks Vgl. Synt. II 422 fg., daß die Verba der Gemütsbewegung im Medium zu stehen pflegen. Im Slavischen wird hier das Reflexivum verwandt, vgl. Marguliés Die Verba reflexiva S. 95, 132 fg. Ebenso ist es im Litauischen, z. B. *gailiuos*, dessen Übersetzung *ich erbarme mich*, ebenso wie *ich freue mich* (*ἥδομαι!*), *ich schäme mich* im Deutschen dasselbe zeigt. So mag auch lat. *misereor* älter als *misereo* sein. Gegenüber den Impersonalien aber wird Raabe 69 fg. die persönlichen Aktiva *pudeo, paeniteo, taedeo, misereo* wohl mit Recht für die jüngere Ausdrucksweise erklärt haben. Die persönliche Konstruktion bei den Verben der Gemüts- und Leibesaffektion macht nicht nur im Homerischen den Eindruck höheren Alters. Dasselbe gilt vom Arischen in seinen beiden Ab-

teilungen, vgl. Brugmann IF 43 Beih. 26. Und wenn im Lateinischen zwar bei den Verben der Gemütsbewegung zum Teil Impersonalia im Gebrauch sind, die Verba der leiblichen Affektionen und Zustände aber persönlich konstruiert werden und im Gotischen, in der altertümlichsten germanischen Sprache, die Sache gerade umgekehrt ist und hier bei den Verben der Gemütsbewegung nur in *þugkeiþ mis* ein Ansatz zum Impersonale vorliegt, so wird man für das Urindogermanische die Impersonalien dieser beiden Arten ruhig ausschalten dürfen.

Ich möchte also glauben, daß man in jener Zeit für die Bezeichnung der Affektionen zwei Ausdrucksweisen besessen hat: 1) persönliche intransitive Verba, vielleicht besonders Media, 2) Nominalsätze ohne Subjekt mit prädikativem Substantiv und Akkusativ der Person. Die Sache stand in beiden Fällen im Genetiv; das hat Raabe 64 für einen Teil richtig erkannt, indem er die Verba cupiendi heranzog. Aber schon lange vor Raabe hat van Wijk in seiner Schrift Der nominale Genetiv Singular S. 94 fg. die Zusammengehörigkeit der sämtlichen hierhergehörigen Sachgenetive ausgesprochen.

Man fragt unwillkürlich, welcher Platz denn eigentlich für den Dativ der Person hierbei übrig blieb, wie er in allen indogermanischen Sprachen neben dem Prädikatsnomen vorliegt, das oft mit der Kopula verknüpft ist. Die Antwort wird zu lauten haben, daß er zur Angabe des Besitzes und des Behaftetseins diente, so wie wir *haben* in persönlicher Konstruktion gebrauchen. Dieser Dativ hat sein Gebiet auf Kosten des Akkusativs stark ausgedehnt.

Dafür, daß im Urindogermanischen subjektlose Prädikatsnomina im Gebrauch waren, lassen sich noch andre Beweisgründe als der aus den Wörtern auf *-ē* und *-r* anführen. J. Schmidt hat Pluralbildungen 32 fg. darauf hingewiesen, daß in unpersönlichen Sätzen, die aus einem Adjektiv und der Kopula bestehen, das Adjektiv im Griechischen im Neutrum Pluralis, im Slavischen und Litauischen im Femininum Singularis stehen kann, und daraus geschlossen, daß diese Adjektiva von Hause aus singularische Abstrakta waren. Die Erscheinung würde natürlich ins Urindogermanische zurückreichen. Demgegenüber hat Fraenkel KZ 53, 43 fg. die slavischen und baltischen Beispiele zum Teil mit Hilfe der Ellipsentheorie erklärt, daneben aber Schmidts Gedanken bestehen lassen. Mich macht dabei etwas stutzig, daß aus Homer kein zuverlässiges Beispiel dafür vorgebracht werden kann. Es gilt also die Möglichkeit zu prüfen, ob dieser Sprachgebrauch in den drei

Sprachen nicht unabhängig von einander entstanden sein könnte. Für das Griechische ist eine Sondererklärung von Kühner-Gerth II 1, 67 bereits mit Erfolg ins Auge gefaßt worden. Sätze wie der oben angeführte *ρ* 15 *ἐμοὶ φίλ' ἀληθέα μυθήσασθαι* konnten zu dem Mißverständnis Anlaß geben, als sei *ἀληθέα* ein von *μυθήσασθαι* abhängiger Akkusativ, dann blieb ein prädikatives *φίλα* allein übrig. Im Litauischen kann man bei dem Adjektiv der *o*-Deklination gar nicht behaupten, daß die Form auf *-a*, etwa *šalta* 'es ist kalt', eine Femininform sei, sie lautet nur mit ihr gleich, kann aber lautlich ohne Bedenken als Erbe eines Neutrums auf *-od* gelten, wie dieses auch im Lateinischen auf *aliud* ausgedehnt war. Dann bliebe nur noch das Slavische übrig. Schmidts Beweis ist also wenig sicher.

Einen besseren Beweis liefern die Komparationsbildungen zu den neutralen Substantiven auf *-os*. Die eigentümliche Tatsache, daß zu den Neutren auf *-os* Komparative und Superlative gebildet werden, haben wir schon oben für das Homerische in Zusammenhang mit dem häufigen subjektlosen Prädikatsgebrauch solcher Neutra bringen können. Es läßt sich vermuten, daß die über das Griechische hinaus verbreiteten Komparativa dieser Art (vgl. Delbrück IF 14, 51 fg., Brugmann Grdr.² II 1, 552, 660 fg.), zumal sie alle dieselbe Formation aufweisen, in ihrer Grundlage bereits aus dem Urindogermanischen stammen und auch für jene Sprachperiode auf prädikativen Gebrauch dazugehöriger Neutra in subjektlosen Sätzen hindeuten. Daß auch Sätze mit Subjekt, vgl. unser *er ist eine Schande für seine Familie*, mitgewirkt haben, soll damit nicht bestritten werden.

5. Die bisher gewonnenen Ergebnisse erlauben, wenn ich mich nicht täusche, den Blick in der Erkenntnis der **Prädikatsbildung** zu weiten. Finck hat in seinen Haupttypen des Sprachbaus 13 fg. und 34 fg. es als eine Eigenheit des deutschen Verbums gegenüber grönländischer und sonstiger Ausdrucksweise hingestellt, daß es im wesentlichen der Ausdruck der Tätigkeit ist und daß es auch einen Vorgang wie *mir erscheint* in eine Tätigkeit des Subjekts: *ich sehe* umsetzt. Was Finck hier vom Deutschen sagt, um die Eigenheiten fremden Sprachbaus verständlicher zu machen, ist als eine Kennzeichnung der indogermanischen Sprachen überhaupt aufgefaßt worden. Daß es so gemeint ist, ergibt sich deutlich aus Fincks Aufsatz KZ 41, 209 fg. Hier wird S. 225 durch Anschluß an Wundts Psychologie die tiefere Grundlage für die Scheidung von Tätigkeit und Wahrnehmung gelegt. Es wäre aber ein verhängnisvoller Irrtum zu meinen, daß damit das Verbum

hinreichend gekennzeichnet sei, wie das Junker Streitbergfestschrift 50 fg. annimmt. Es ist Finck entgangen, daß mit Tätigkeit und Vorgang nicht alle Möglichkeiten für das indogermanische Verbum erschöpft sind. Tätigkeit und Vorgang schließen eine Bewegung in sich; häufig genug dient aber wenigstens das indogermanische Verbum auch zur Bezeichnung einer Ruhe, eines Zustands[1]) wie *liegen*, *sitzen*, wofür *κεῖμαι*, *ἧμαι* die griechischen Erben der urindogermanischen Formen darstellen. Die Grenzen zwischen diesen drei Kategorien sind keineswegs fest. Das Sehen beruht oft nur auf einem Vorgang, es kann aber auch zur Tätigkeit werden, wenn z. B. das Sehen zum Spähen wird. Der Hauptunterschied zwischen Tätigkeit und Vorgang ist der, daß die Tätigkeit auf einer Willkürhandlung beruht, der Vorgang nicht. Wenn *ich* etwas *sehe*, was mein Auge blendet oder wenn *ich* eine Katzenmusik *höre*, so geschieht das wohl meist sogar gegen meinen Willen. Oft ist es schwer zu entscheiden, ob man es mit einer Tätigkeit, mit einem Vorgang oder mit einem Zustand zu tun hat. Das *sich freuen* (übrigens durch *sich* als Objekt noch stärker zum Tätigkeitsausdruck gestempelt denn *ἥδομαι*, *laetor*) wird man wohl am besten als einen Vorgang ansehen, nicht als einen Zustand. Nun heißt es ζ 106 *γέγηθε δέ τε φρένα Λητώ* 'Latona freut sich sehr'. Ich kann auch übersetzen 'Latona ist voller Freude'. Bei der zweiten Übersetzung ist aus dem Vorgangsverbum, wie es das intensive Perfekt bei Homer darstellt, ein Ausdruck des Zustandes geworden. Gerade den Zustand drückt ja das Perfekt so häufig aus: *τέθνηκεν*. Da das Verbum von Haus aus nicht gerade besonders Zustände bezeichnet haben wird, komme ich von dieser Seite her auf denselben Gedanken wie Meltzer IF 25, 328, daß das intensive Perfekt älter als das Zustandsperfekt ist. Indem aber immer stärker der Nachdruck auf das dem Zustaud Vorausgehende gelegt wurde, konnte das Perfekt des Zustands allmählich sogar wieder zum Tatausdruck werden. So geht es hin und her zwischen den drei Kategorien. Aber die Entwicklung des indogermanischen Verbs ist noch weiter geschritten: in der sog. Kopula haben wir ein Verbum, das nur noch Beziehungsbedeutung hat, dabei jedoch modaler oder temporaler Abwandlung genau so wie jedes Verb fähig ist, sich in die Aktionsarten (*werden*) und Genera (*πέλεται*) einreiht und auch an den Personenbezeichnungen teilnimmt. Diese Eigentümlichkeiten hat Otto Zur Grundlegung der Sprachwissen-

---

1) Ich mache hier weiter keinen Unterschied zwischen Zustand, Eigenschaft usw.

schaft S. 78 fg. übersehen. Finck hat aber Der deutsche Sprachbau 54 fg. mit Recht darauf hingewiesen, daß die deutsche und holländische Kopula infolge des Gebrauchs einer vom Adverb nicht unterschiedenen prädikativen Adjektivform dabei ist, *sein* wieder zur Bezeichnung eines Zustandes zu verwenden.

Die Eingliederung der Verba des Vorgangs und Zustands in die Personenbezeichnungen ist, bei Licht betrachtet, etwas sehr Merkwürdiges. Eine Tätigkeit kann nur von einem Lebewesen vollbracht werden. Was man von einem Nichtlebewesen als scheinbare Tätigkeit aussagt, wird aber formell genau so ausgedrückt, als sei von einer Person die Rede. Die Vorgangs- und Zustandsverba werden ebenfalls mit eingereiht, als ob auch wieder von einer Tätigkeit zu berichten sei.

Wie ist hier das Passivum einzuordnen? Wenn ich sage: *er wird getötet*, so wird die Handlung des Tötens als ein Vorgang hingestellt, aber dem indogermanischen Brauch folgend in der Form eines Tätigkeitsausdrucks; denn von dem Subjekt *er* wird eine Aussage gemacht, als vollzöge dieses Subjekt eine Tätigkeit. Da ist es lehrreich zu beobachten, daß in der homerischen Sprache, wo ja das Passivum erst in der Entwicklung begriffen ist, von denjenigen Verben, die eine Tätigkeit statt eines Vorgangs vortäuschen, das Passivum nicht belegt zu sein scheint. Das ergibt sich aus den Zusammenstellungen, die Grosse in seinen beiden Dramburger Programmen gemacht hat (Beiträge zur Syntax des griechischen Mediums und Passivums 1889 und 1891). Von *κλύω, ἀκούω, ὁράω* gibt es kein Passivum, von *ὤφθην* ist noch keine Spur vorhanden. *ἰδέσθαι* in der Formel *θαῦμα ἰδέσθαι* ist nicht passivisch aufzufassen, sondern als: 'ein Wunder zum Sehen', finden wir ja Hes. Sc. 318 und Hymn 4, 205 dafür auch das aktive *θαῦμα ἰδεῖν*. Der Aorist *εἴσατο* ist nicht, wie Wackernagel Sprachl. Unt. Hom. S. 91 meint, ein Zeuge für passiven Gebrauch des *σ*-Aorists; zu dieser Meinung verleitet leicht die Übersetzung 'wurde sichtbar'. Daß kein Passivum vorliegt, beweist auch das Fehlen eines Urhebers der Handlung. Es ist ein Medium, von Haus: 'er ließ sich sehen'; nur als Medium konnte es den Dativ zu sich nehmen und die Bedeutung 'gleichen' erhalten. Die Passiva von *φιλέω, ναίω, οἰκέω, ὀφείλω* usw. werden sämtlich als Passiva zu Tatverben aufzufassen sein. Daß die Passiva zu Vorgangsverben bei Homer fehlen, wird kaum auf Zufall beruhen. Ebensowenig, wie es ein Zufall oder wunderbar ist, daß in manchen Sprachen zu den Verben des Besitzens kein Passivum gebildet wird (Blümel Einführung in die Syntax 106). Daß man eine Tätigkeit in die Gestalt des Vorgangs kleidet, ist

ja nicht dasselbe, wie wenn man das bei einem Verbum von einem Zustand tun wollte, der schon in die Form des Tätigkeitswortes gebracht ist: *ich habe* für *mir ist.* Wenn ich trotzdem eine Form wie *er wird gehabt* bilde, dann ist der aktive Zustandsausdruck scheinbar noch schärfer in die Form des Tätigkeitsworts hineingepreßt, damit er nun durch Umkehrung in das Passivum als Zustandsbezeichnung einer Tätigkeit dienen kann. Bei Homer scheinen die Passiva zu solchen Verben ebenfalls zu fehlen.

Man könnte sich wundern, daß es bei Homer zwar zu den Vorgangsverben kein Passivum gibt, daß aber ein Perfektum Passivi gebildet wird, obwohl das Perfekt Aktivi ja oft nicht eine Handlung, sondern einen Vorgang oder einen Zustand ausdrückt und das Perfekt Passivi wiederum einen Zustand. Ist da der Zustand ins Passiv gekehrt? Das natürlich nicht! Das kann man sofort daran ermessen, daß, wie Wackernagel, Studium zum griechischen Perfektum, festgestellt hat, das Passiv *δέδοται* usw. von Homer gebraucht wird, aber das Aktivum dazu, das Resultativperfektum, noch gar nicht existiert und nicht existieren kann. Demnach hat man das Perfektum Passivi nicht aus dem Perfektum Aktivi, sondern aus den andern Passivformen zu verstehen. Und das ist einfach: ein Zustand ergibt sich ebensowohl aus dem Abschluß einer Handlung wie aus dem eines Vorgangs. Die Sachlage verschiebt sich erst, wenn der Täter der Handlung, aus deren Abschluß sich der im Passiv beschriebene Zustand ergibt, mit *ὑπό* hinzugefügt wird. Dann ist, wie überhaupt in allen Passivformen bei Angabe des Urhebers der Handlung die unter dem Zustand verdeckte Handlung mehr in den Vordergrund gerückt.

Von ganz andrer Art sind die Nominalsätze, in denen das Prädikat durch ein Nomen vertreten wird, und deren Nachfolger mit einer Kopula. Sie dienen im Gegensatz zum Tatverbum zunächst zum Ausdruck einer Eigenschaft oder eines Zustandes. Aber sie haben in die beiden andern Sphären übergegriffen. Die Verbindung mit dem Akkusativ der Person verwandelt den Zustandssatz in einen Ausdruck des Vorgangs (*χρή με τινος*) und der Tätigkeit (*iuviass sakrafir*)[1]. Jetzt wird erst der innerste Grund dafür klar, warum an diesen Wendungen soviel verändert worden ist. Die indogermanischen Sprachen mit dem Vorwiegen des Tätigkeitsverbums haben entweder den Vorgangsausdruck durch Ver-

1) Man vergleiche, was Finck KZ 41, 261 und 265 von den afrikanischen und australischen Sprachen, sowie 278 von den Dravidasprachen über den Nominalsatz sagt, dazu seine Äußerungen über das Tonga Der deutsche Sprachbau S. 16 fg., über das Altägyptische S. 81.

wandlung des Akkusativs in den Dativ (*mir ist Mangel*) aufgehoben oder haben das Nomen in das Verbalsystem miteinbezogen, so daß die Nominalkonstruktion meist auf den Ausdruck des Zustands beschränkt wurde.

Die Umsetzung des Prädikatsnomens in das Impersonale hat das Indogermanische vielleicht erst um einen Ausdruck bereichert, indem hier der eigentliche Nährboden für die Vorgangsverba liegt; sie sind aber bis auf wenig Reste (*χρή*, lit. *rupė*) ganz in die Form der Tätigkeitsverba gekleidet worden.

Eine interessante Bildung stellen die persönlichen Wendungen dar wie *ἄξιός εἰμι* usw. mit dem Infinitiv. Sie bedeuten genau so wie die Umbildung des *χρή* eine Ausdehnung des Tätigkeitswortes, insofern hier ein scheinbar handelndes Subjekt zu dem Zustand geschaffen ist.

Ein Wort verlangt noch die häufige Verbindung der unfreien subjektlosen Ausdrücke mit dem Infinitiv. Im Urindogermanischen lag der Infinitiv noch nicht als fertiges Gebilde vor, er war noch deutlich Kasus eines Verbalnomens. Damals bedeutete ein Satz wie *Bedürfnis ist es zu schlafen* soviel wie *Bedürfnis ist es zum Schlafen* oder ähnlich. Demnach waren solche subjektlosen Sätze frei und nicht gebunden wie später, da ihnen ja das grammatische Subjekt nicht nachgeliefert wurde.

Das Urindogermanische besaß also zum Ausdruck für Tätigkeit, Vorgang und Zustand (wenn ich diesen Ausdruck wieder über seine Grenzen hinaus benutzen darf) zwei verschiedene Sprachmittel: das verbale und das nominale Prädikat. In der Entwicklung der Einzelsprachen hat das erste sich immer stärker durchgesetzt. Bis auf ganz wenig Reste ist bei uns das nominale Prädikat verschwunden wie *gut daß du gehst*, *keine Rose ohne Dornen*. Selbst in der Beschränkung auf den Zustandsausdruck hat sich das Prädikatsnomen den Zusatz der tätigkeitsverbartig gebildeten Kopula gefallen lassen müssen: *Das Wetter ist schön*. Die Sprache hat sich so auf der einen Seite von unnötigem Ballast befreit, auf der andern sich einseitig entwickelt.

Das Impersonale befindet sich zwischen Tätigkeitsverb und Zustandsprädikatsnomen als Vorgangsausdruck in der Mitte. So lange aber auch das persönliche Verb zur Bezeichnung des Vorgangs dienen kann, stehen sich zwei Konkurrenten gegenüber, die in der genaueren Färbung des Ausdrucks, allerdings auseinandergehen, wie das sehr schön Grimm[2] IV 290 beschrieben hat. Das Englische ist dabei, das Impersonale zu gunsten seines persönlichen Konkurrenten für den Gemütsausdruck aufzugeben ('es dünkt mir'

I think), auf der andern Seite aber Nomen und Verbum einander immer mehr zu nähern. Führt die Entwicklung auf diese Weise dazu, den sonderbaren Gebrauch des Indogermanischen aufzuheben, Vorgang und Zustand als Tätigkeiten zu behandeln?

Die indogermanische Sprechweise, daneben umgekehrt Vorgang und Tätigkeit als Zustand zu zeichnen, mutet uns an wie eine fremde Welt. Und das ist es auch. **Nomen und Verbum** zum Ausdruck ein- und desselben **sind zwei verschiedene Sprachwelten.** Es lohnt, glaube ich, sich daraufhin *χρή μέ τινος* noch einmal besonders anzusehen. Hat man da etwa noch den Rest einer Sprache, in der *χρή* noch nicht Substantiv und noch nicht Nominativ, *με* noch nicht Personale und noch nicht Akkusativ war, wo es noch keine Scheidung von Nomen und Verbum, noch keine Scheidung der Kasus gab? Ist eine Verbindung wie *χρή με* von Hause aus etwa ebensogut 'mein Bedürfen' wie 'ich bedarf', 'ich bedürfen'? Ich will hier nicht den Versuch machen, das Indogermanische in die von Finck KZ 41, 266 fg. gegebenen Typen einzureihen, vgl. dazu die Charakteristik des Awarischen bei Finck, Der deutsche Sprachbau 81 fg. Höchster Beachtung scheinen mir diese Dinge jedenfalls wert.

Bei mancherlei von dem, was ich im Vorausgegangenen vorgetragen habe, wird sich Zweifel erheben. Ich habe daher geschwankt, ob ich nicht lieber mit dem dritten Abschnitt schließen und nur die Tatsachen allein sprechen lassen sollte. Das habe ich nicht getan und habe auch kühnere Gedanken nicht unterdrückt, weil ja gerade der Zweifel der Vater der Erkenntnis ist. So bitte ich meine Hypothesen und Fragen zu prüfen. Vielerlei wird sich später einmal genauer beantworten lassen; es bedarf dazu aber vieler eingehender Einzeluntersuchungen in den verschiedensten Sprachen. Was ich hier gegeben habe, soll nur Anregung geben zu weiterem Forschen.

Das Satyrspiel und Pratinas von Phleius.

Von

Max Pohlenz.

Vorgelegt in der Sitzung am 11. Februar 1927.

Mit vollem Rechte hat v. Wilamowitz in seinem Aufsatz über die Spürhunde des Sophokles (Neue Jahrbb. Band XXIX S. 23) für alle Untersuchungen über die Anfänge der attischen Tragödie den Grundsatz aufgestellt, daß sie von der recensio der Überlieferung auszugehen haben. Der Eckpfeiler der Überlieferung ist und bleibt Aristoteles' Bericht in der Poetik (cap. 4), und Walter Kranz hat in einem Aufsatz derselben Jahrbücher (Die Urform der attischen Tragödie und Komödie, Band XLIV S. 145) streng methodisch gezeigt, wie fest und vorsichtig dieser Bericht auf das gegebene Material und auf die Ergebnisse der literarhistorischen Forschung gegründet ist. Die wichtigste Angabe in ihm ist für uns die, daß die Tragödie ursprünglich noch nicht das *σεμνόν*, das später ihr Wesen bestimmte, erreicht hatte, sondern sie noch mehr den Charakter eines Satyrspiels trug und ihr Stil noch komische Züge aufwies. *ἔτι δὲ τὸ μέγεθος ἐκ μικρῶν μύθων καὶ λέξεως γελοίας διὰ τὸ ἐκ σατυρικοῦ μεταβαλεῖν ὀψὲ ἀπεσεμνύνθη τό τε μέτρον ἐκ τετραμέτρου ἰαμβεῖον ἐγένετο· τὸ μὲν γὰρ πρῶτον τετραμέτρῳ ἐχρῶντο διὰ τὸ σατυρικὴν καὶ ὀρχηστικωτέραν εἶναι τὴν ποίησιν* (1449 a 19). Dieser ursprünglich dem Satyrspiel verwandte Charakter[1]) der Tragödie wird nicht etwa als eine neue überraschende Tatsache mitgeteilt, sondern fast beiläufig in substantivierten Infinitivkonstruktionen erwähnt, um darauf weitere Betrachtungen zu bauen. Das ist der sicherste Beweis, daß Aristoteles selber jedenfalls nicht

---

1) *σατυρικὸν* ist nicht das Satyrspiel in der festausgeprägten Form des fünften Jahrhunderts, sondern zunächst ein „satyrhaftes“, mehr heiteres Spiel mit lebhaften Tanzbewegungen, wie sie dem Satyr anstehen. Daß die Tänzer Satyrn waren, nimmt der unbefangene Leser an, und wenn Aristoteles nicht selber dies geglaubt hätte, würde er schwerlich zweimal den Terminus *σατυρικὸν* gebraucht haben.

das Bewußtsein hat, eine wissenschaftliche Hypothese vorzutragen, sondern daß er von einer historischen Tatsache redet, die in seinen Augen keines weiteren Beweises bedarf.

Aber hier ergibt sich für uns eine Schwierigkeit. Wenn die attische Tragödie selber in ihren Anfängen ein *σατυρικὸν* war, wie steht es dann mit der antiken Nachricht, daß erst Pratinas von Phleius das Satyrspiel in Athen eingeführt habe? Ist das eine gleichwertige Überlieferung? Woher stammt sie und was besagt sie?

Direkt überliefert ist diese Angabe nur bei Suidas, der in dem Artikel über Pratinas sagt: *καὶ πρῶτος ἔγραψε Σατύρους* [1]). Außerdem hat sie vielleicht einmal gestanden in der Urform der pseudakronischen Scholien zu Horaz' Ars poetica, wo wir zu v. 216 (in Wirklichkeit zu 221 *mox etiam agrestis Satyros nudavit et asper incolumi gravitate iocum temptavit*) jetzt lesen: *paulatim †ponebant tragoediis satyrica dramata, in quibus salva maiestate gravitatis iocos exercebant secundum Cratini institutionem; is enim primus Athenis, Dionisia dum essent, satyricam fabulam induxit. alia autem satyra est illa mordax ut Lucilii Horatii Persii Iuvenalis.* Offenbar ist hier Kratinos' Name durch eine Verwirrung hereingekommen, die von sat. I 4 ihren Ausgang nahm. In einer Urform mag von Pratinas die Rede gewesen sein [2]). Über Alter und Herkunft der Angabe ist damit nichts gesagt. Wir müssen daher einen Umweg machen.

Das Sprichwort *οὐδὲν πρὸς τὸν Διόνυσον* hat die antiken Philologen viel beschäftigt. Wir lesen unter diesem Lemma zunächst bei Suidas, Photios und (ohne Lemma und die zwei Anfangsworte) bei Apost. XIII 42 gleichlautend folgendes:

Ἐπιγένους τοῦ Σικυωνίου τραγῳδίαν εἰς τὸν Διόνυσον ποιήσαντος ἐπεφώνησάν τινες τοῦτο· ὅθεν ἡ παροιμία.

Βέλτιον δὲ οὕτως· τὸ πρόσθεν εἰς τὸν Διόνυσον γράφοντες τούτοις ἠγωνίζοντο ἅπερ καὶ σατυρικὰ ἐλέγετο· ὕστερον δὲ μεταβάντες εἰς τὸ τραγῳδίας γράφειν κατὰ μικρὸν εἰς μύθους καὶ ἱστορίας ἐτράπησαν, μηκέτι τοῦ Διονύσου μνημονεύοντες· ὅθεν τοῦτο καὶ ἐπεφώνησαν. καὶ Χαμαιλέων ἐν τῷ περὶ Θέσπιδος τὰ παραπλήσια ἱστορεῖ.

Θεαίτητος δὲ ἐν τῷ περὶ Παροιμίας Παρράσιόν φησι τὸν ζωγράφον ἀγωνιζόμενον παρὰ Κορινθίοις ποιῆσαι Διόνυσον κάλλιστον τοὺς δὲ ὁρῶντας τά τε τῶν ἀνταγωνιστῶν ἔργα, ἃ κατὰ πολὺ ἐλείπετο, καὶ τὸν τοῦ Παρρασίου Διόνυσον ἐπιφωνεῖν 'τί πρὸς τὸν Διόνυσον';

---

1) Vgl. noch Tzetzes de poetis 92 (Com. fr. ed. Kaibel p. 37): *σατυρικὸν δὲ Πρατίναν οἶδα μόνον* (cf. p. 34, 24).

2) Schon Fabricius wollte geradezu *Πρατίνας* herstellen. Bei Athen I 22a ist *Κρατῖνος* als Variante hinter *Πρατίνας* in den Text eingedrungen.

Theätets Erklärung ist offenbar erst später an den Grundstock herangetreten, in dem durch *βέλτιον δε οὕτως* die Entscheidung eingeleitet wurde. Die Künstleranekdote, die bei Strabo VIII 381 von dem korinthischen Maler Aristeides (s. IV) erzählt wird, ist auch etwas gewaltsam herangezogen, da gewiß nicht ein Bild des Gottes, sondern er selber den Anlaß zu dem Sprichwort gegeben hat.

Wenden wir uns daher gleich den sonstigen Erklärungen zu, die bei *πρὸς* nicht an einen Vergleich denken, sondern von der Voraussetzung ausgehen, daß die Wendung *ἐπὶ τῶν τὰ μὴ προσήκοντα τοῖς ὑποκειμένοις λαλούντων* gebraucht wurde. Die erste, die wir bei Suidas lesen, hatte offenbar, nachdem sie verworfen worden war, für die Späteren kein Interesse mehr und ist deshalb bis zur Unverständlichkeit verkürzt. Denn gerade warum Epigenes das Wort zugerufen wurde, ist nicht gesagt, Die Urform finden wir aber noch in der Sprichwörtersammlung des Coislinianus (Paroem. I p. 137, Wilamowitz in der großen Ausgabe des Aischylos p. 18): *τῆς ποιήσεως τὸ πρῶτον ἐκ διθυράμβου τὴν καταρχὴν εἰληφυίας καὶ τὰ πρὸς τὸν Διόνυσον ἀνήκοντα πραγματευομένης Ἐπιγένης ὁ Σικυώνιος οὐχ οὕτω ποιήσας ἤκουσε τοῦτον τὸν λόγον ‘οὐδὲν πρὸς τὸν Διόνυσον’.* Epigenes ist der verschollene Dichter, den der Lokalpatriotismus der Sekyonier ausgrub, um ihn zum Erfinder der Tragödie, zum nächsten oder gar zum fünfzehnten Vorläufer des Thespis zu machen (Suidas s. *Θέσπις*, Wilamowitz a. a. O.). Das hängt natürlich zusammen mit Herodots bekannter Erzählung (V 67), nach der in Sekyon schon in uralter Zeit *τραγικοὶ χοροὶ* im Kulte des heimischen Heros Adrastos auftraten und erst Kleisthenes sie aus politischen Gründen auf Dionysos übertrug[1]. Da Herodot diese Geschichte in den Nachweis einschaltet[2], daß der Athener Kleisthenes seine Phyleneinteilung nach dem Vorbilde seines gleichnamigen Großvaters geschaffen habe, sein Gedanke also aus Sekyon stamme, wird auch die Erzählung von den *τραγικοὶ χοροὶ* bei Herodots Gewährsmännern die gleiche Tendenz gehabt haben. Schon damals haben also die Peloponnesier behauptet, ihnen verdanke Athen die Anregung zu den Geistestaten, auf Grund deren es jetzt den Anspruch mache das geistige Zentrum von Hellas zu

---

1) *τά τε δὴ ἄλλα οἱ Σικυώνιοι ἐτίμων τὸν Ἄδρηστον καὶ δὴ πρὸς τὰ πάθεα αὐτοῦ τραγικοῖσι χοροῖσι ἐγέραιρον, τὸν μὲν Διόνυσον οὐ τιμῶντες τὸν δὲ Ἄδρηστον. Κλεισθένης δὲ χοροὺς μὲν τῷ Διονύσῳ ἀπέδωκε, τὴν δὲ ἄλλην θυσίην Μελανίππῳ.*

2) 67 Anf. *ταῦτα δέ, δοκέειν ἐμοί, ἐμιμέετο ὁ Κλεισθένης οὗτος τὸν ἑωυτοῦ μητροπάτορα Κλεισθένεα τὸν Σικυῶνος τύραννον*, 69 *ταῦτα μέν νυν ὁ Σικυώνιος Κλεισθένης ἐπεποιήκεε, ὁ δὲ δὴ Ἀθηναῖος Κλεισθένης ... δοκέειν ἐμοὶ καὶ οὗτος ὑπεριδὼν Ἴωνας ... τὸν ὁμώνυμον Κλεισθένεα ἐμιμήσατο.*

sein[1]). Wir sind also in der gleichen Sphäre wie bei der Epigenesüberlieferung.

Für die Sekyonier gehörten jedenfalls die *τραγικοὶ χοροὶ* ursprünglich nicht dem Dionysos. Weitab davon liegt die Auffassung der Sprichworterklärer, man habe Epigenes zum Vorwurf gemacht, daß er die ursprüngliche Beziehung zu Dionysos gelöst habe. Woher diese Wandlung stammt, werden wir verstehen, wenn wir nun die zweite, als richtig bezeichnete Erklärung bei Suidas betrachten: Zu Anfang waren Gegenstand des Agons die Satyrspiele, die unmittelbar Bezug zu Dionysos hatten. Als daraus die Tragödie wurde, die verschiedene Stoffe behandelte, rief man: 'Das hat ja nichts mit Dionysos zu tun!" Hier ist alles in sich klar und historisch verständlich. Die Epigeneserklärung aber ist dazu offenbar eine Dublette, durch die man nachträglich die Geschichte in eine ältere Zeit zurückverlegt hat.

Die zweite Erklärung beruft sich darauf, daß Chamaileon in seinem Buche über Thespis 'Ähnliches erzählt habe'. Damit kommen wir aus der Paroemiographie in das Gebiet der literarhistorischen Forschung. Daß Chamaileon das Sprichwort selber schon erwähnt hat, ist keineswegs sicher, aber doch wahrscheinlich, zumal man sich sonst wohl eher auf Aristoteles berufen hätte, bei dem doch auch Ähnliches über die Entwicklung der Tragödie zu lesen war. Dagegen widerrät der Wortlaut die Annahme, daß schon Chamaileon die Epigeneserklärung gekannt und widerlegt habe.

Wenn wir die Worte *Χαμαιλέων τὰ παραπλήσια ἱστορεῖ* streng fassen, so liegt darin, daß die Paroemiographie Chamaileons Darstellung nur im wesentlichen getreu aufgenommen hat. Dafür

---

1) *Τραγικὸς* ist statt des eigentlich zu erwartenden *τραγῳδικός* schon im 5. Jahrhundert gebraucht, wie Reisch in seinem bekannten Aufsatz zur Vorgeschichte der attischen Tragödie (Festschr. f. Gomperz S. 451) mit Recht betont hat Aber das war doch bloß möglich, wenn man in *τραγῳδία* den *τράγος* unmittelbar fühlte. Dasselbe gilt selbstverständlich für *τραγικός* und es bedarf kaum des Beleges durch Plato Krat. 408 c (Wilamowitz, Neue Jahrb. XXIX 471[2]). Also können die *τραγικοὶ χοροὶ* Herodots gewisse „Bockschöre" sein. Auch „tragische Chöre"? Was konnten Herodot und seine Gewährsmänner darunter verstehen? Entweder *χοροὶ τραγῳδῶν* im Sinne der Urkunden, also die ganze Tragödie; aber dann hätten sie gewiß *τραγῳδία* gesagt. Oder Chöre, die in der Tragödie ihre Lieder vortragen (bzw. diese Lieder selber). Aber inhaltlich sondern die sich von andern Chorliedern kaum scharf ab. So müßte man an die Kostümierung denken; aber auch die war doch nicht auf die Tragödie beschränkt. Bleibt die Eigenart der Sänger, die diese Lieder vortrugen, der *τραγῳδοί*. Und diese Eigenart kann nur sein, daß sie *τράγοι* waren, sei es als wirkliche Böcke, sei es als Kultpersonal (Reisch 468).

spricht tatsächlich eins. Plutarch führt im ersten seiner Tischgespräche aus, die kniffligen dialektischen Probleme paßten nicht zum dionysischen Geiste des Gastmahls. *ὥσπερ οὖν Φρυνίχου καὶ Αἰσχύλου τὴν τραγῳδίαν εἰς μύθους καὶ πάθη προαγόντων ἐλέχθη τὸ 'τί ταῦτα πρὸς τὸν Διόνυσον', οὕτως ἔμοιγε πολλάκις εἰπεῖν παρέστη πρὸς τοὺς ἕλκοντας εἰς τὰ συμπόσια τὸν Κυριεύοντα 'ὦ ἄνθρωπε, τί ταῦτα πρὸς τὸν Διόνυσον'*; (615 a). Das ist im ganzen dasselbe wie bei dem Chamaileon der Paroemiographie. Aber ein Unterschied ist da. Während dort das Undionysische in der Erweiterung des Stoffkreises liegt (*μύθους καὶ ἱστορίας*), hebt Plutarch durch *μύθους καὶ πάθη* die innere Veränderung hervor, die von den an das heitere Spiel gewöhnten Zuschauern als nicht dem Dionysos gemäß abgelehnt wurde. Diese Auffassung ist tiefer und stimmt mehr zu Aristoteles; wir werden sie also für Chamaileon in Anspruch nehmen dürfen. Jedenfalls ist die altperipatetische Anschauung noch deutlich zu erkennen. Schimmern doch sogar die Worte der aristotelischen Poetik noch durch. Um von *μῦθος πάθος μεταβαίνειν* zu schweigen, lesen wir 1449 a 13 von der Tragödie *κατὰ μικρὸν ηὐξήθη προαγόντων ὅσον ἐγίγνετο φανερὸν αὐτῆς*; Suidas sagt *κατὰ μικρὸν εἰς μύθους καὶ ἱστορίας ἐτράπησαν*, Plutarch *τὴν τραγῳδίαν εἰς μύθους καὶ πάθη προαγόντων.*

Lehrreich ist hier vor allem eins. Das ist die Selbstverständlichkeit, mit der hier so gut wie bei Aristoteles in der Poetik der Ursprung der Tragödie aus einem *σατυρικὸν* vorausgesetzt wird. Das ist also die unumstößliche Tatsache, mit der Aristoteles und die nächste peripatetische Generation arbeitet. Von der Kenntnis einer Gegeninstanz ist nichts zu spüren.

Und doch haben wir noch eine Erklärung unsres Sprichwortes, die von ganz anderen Voraussetzungen über die Entwicklung der Tragödie ausgeht. Bei Zenob. V 40 (Paroem. I p. 137) und kürzer bei andren Paroemiographen lesen wir: *ἐπὶ τῶν τὰ μὴ προσήκοντα τοῖς ὑποκειμένοις λεγόντων ἡ παροιμία εἴρηται, ἐπειδὴ τῶν χορῶν ἐξ ἀρχῆς εἰθισμένων διθύραμβον ᾄδειν εἰς τὸν Διόνυσον, οἱ ποιηταὶ ὕστερον ἐκβάντες τὴν συνήθειαν ταύτην Αἴαντας* (*Γίγαντας* ci. Bentley) *καὶ Κενταύρους γράφειν ἐπεχείρουν, ὅθεν οἱ θεώμενοι σκώπτοντες ἔλεγον 'οὐδὲν πρὸς τὸν Διόνυσον'. διὰ γοῦν τοῦτο τοὺς Σατύρους ὕστερον ἔδοξεν αὐτοῖς προεισάγειν*[1]), *ἵνα μὴ δοκῶσιν ἐπιλανθάνεσθαι τοῦ θεοῦ.*

Methodisch haben wir hier dasselbe Erklärungsprinzip wie bei

1) *προεισάγειν* verteidigt Wilamowitz Aischylos p. 18 „usu saec. IV", vgl. IG. II 973. *προσεισάγειν* ci. Hermann, für das die gleich zu erwähnende Horazstelle spricht (*mox etiam*).

den Peripatetikern: das Sprichwort wird hergeleitet von den Zurufen der Zuschauer, die an der Lösung der ursprünglichen Beziehung zu Dionysos Anstoß nahmen. Aber das Ursprüngliche ist hier nicht das Satyrspiel; vielmehr steht dieses am Ende und statt seiner am Anfang der Dithyrambos. Das Undionysische wird nicht in dem Wandel zum ernsten Spiel, sondern in der Erweiterung des Stoffkreises in der Tragödie — denn an sie ist zweifellos gedacht, auch wenn der Name fehlt — gesucht. Das ist ganz folgerichtig; aber überraschend wirkt, daß der Anstoß an dem undionysischen Charakter nicht die Wiederherstellung des auf Dionysos gesungenen Kultliedes zur Folge hat, sondern die Hinzufügung der Satyrn, die nach dieser Theorie doch jedenfalls mit diesem Stücke des Dionysoskultes ursprünglich nichts zu tun hatten. Dadurch erhält diese Erklärung im Vergleich mit der peripatetischen etwas Uneinheitliches, und wir werden zu dem Schluß gedrängt, daß sie zwar methodisch nach dieser entwickelt ist, aber sachlich neue Elemente aufgenommen hat und die ältere Erklärung in bestimmter Absicht korrigiert. Diese Korrektur ist notwendig geworden durch eine neue Auffassung von der Entwicklung der Tragödie. Es ist die Auffassung, die uns aus Horaz' Ars wohl bekannt ist (220 ff.):

Carmine qui tragico vilem certavit ob hircum,
mox etiam agrestis satyros nudavit et asper
incolumi gravitate iocum temptavit,

wenn auch die Begründung etwas anders gefärbt ist:

eo quod
inlecebris erat et grata novitate morandus
spectator functusque sacris et potus et exlex.

Daß Horaz' Theorie hellenistischen Ursprungs ist, kann wohl als die allgemeine Ansicht gelten, und dieser Eindruck wird durch das, was wir vorhin gesehen, noch verstärkt. Namentlich findet sich bei Aristoteles und Chamaileon keine Spur, daß sie diese Theorie kennen.

Dabei besteht zwischen beiden Auffassungen ein scharf durchgeführter, bewußter Gegensatz. Dort steht am Anfang das *Σατυρικόν*, das heitere Spiel, aus dem allmählich sich die ernste Tragödie entwickelt. Hier als Urform der Dithyrambus, der von vornherein ernsten Charakter trägt und durch Erweiterung des Stoffkreises zur Tragödie entwickelt wird, zu der erst am Schluß der Entwicklung das Satyrspiel hinzutritt.

Zu den Folgerichtigkeiten der zweiten Theorie gehört auch die Etymologie des Namens *τραγῳδία*, auf die Horaz mit *vilem cer-*

tavit ob hircum anspielt. Sie begegnet uns seit der hellenistischen Zeit bekanntlich mehrfach (Marm. Par. 43, wo sicher ergänzt ist *ἆθλον ἐ]τέθη ὁ τράγος*, Dioskorides Anth. Pal. VII 410, 3, Euseb. chr. zu Ol. 48, 1 und Rabes Anonymus Rh. M. LXIII S. 150) und ist, wie es scheint, namentlich durch Eratosthenes' Erigone (f. 32 *Ἰκάριοι τόθι πρῶτον περὶ τράγον ὠρχήσαντο*) verbreitet worden [1]. Auf peripatetischem Boden dagegen ist die des Etym. magn. 764, 6 erwachsen: *τραγῳδία, ὅτι τὰ πολλὰ οἱ χοροὶ ἐκ Σατύρων συνίσταντο, οὓς ἐκάλουν τράγους* (vgl. Hesych. s. *τράγους*).

Die scharfe Sonderung der beiden Theorien hat nicht nur historisches Interesse. Denn im Grunde stehen sich auch heute noch diese beiden Auffassungen von der Entwicklung der Tragödie in derselben Weise gegenüber. Um so notwendiger ist es, das Problem, das sich hier aufdrängt, klar zu formulieren. Es lautet: In welchen Kreisen ist die zweite Theorie aufgestellt? Und was hat den Anlaß gegeben, die peripatetische Lehre zu verwerfen? Die letzte Frage können wir wohl schnell beantworten: Man hatte die Überzeugung gewonnen, daß das Satyrspiel erst nachträglich in Athen eingeführt sei. Aber das schiebt die Frage nur zurück. Wie ist diese Überzeugung entstanden? Worauf gründete sie sich?

Die Anschauung, daß die Tragödie ihren Namen nicht von den Böcken hatte, die als Sänger auftraten, sondern von dem ausgesetzten Kampfpreise, fanden wir auch bei dem Epigrammatiker Dioskorides (Anth. Pal. VII 410, 3), der gegen Ausgang des dritten Jahrhunderts in Alexandreia dichtete und neben anderem einen Zyklus von literarischen Epigrammen verfaßte. Leider ist dieser nur unvollständig in die Anthologie gekommen; die erhaltenen Gedichte [2] zeugen aber deutlich von dem Interesse, das Dioskorides wie seine Zeit an der Entwicklung des Dramas nahm.

Selbstverständlich steht auch der Dichter Dioskorides mitten

---

1) Den Anlaß zu der Etymologie hat wohl gegeben, was die antiquarische Forschung über die alte Form der Dionysosprozession festgestellt hatte. Plut. cup. divit. 527 d: *ἡ πάτριος τῶν Διονυσίων ἑορτὴ τὸ παλαιὸν ἐπέμπετο δημοτικῶς καὶ ἱλαρῶς, ἀμφορεὺς οἴνου καὶ κληματίς, εἶτα τράγον τις εἷλκεν, ἄλλος ἰσχάδων ἄρριχος ἠκολούθει κομίζων, ἐπὶ πᾶσι δ' ὁ φαλλός.* Nach Marm. Par. 39 war der Preis für die Komödie Susarions *ἰσχάδων ἄρσιχος καὶ οἴνου μετρητής*, vgl. Dioskorides Anth. Pal. VII 410, 4 aus derselben Quelle: *χὠττικὸς ἦν σύκων ἄρριχος ἆθλον ἔτι*, der vorher den *τράγος* als Preis nennt, beides im Epigramm auf Thespis, aber als altattische Sitte (vgl. außer dem Folgenden auch Wilamowitz, Gött. gel. Anz. 1906, 626).

2) Uns gehen an VII 410 (Thespis) 411 (Aischylos) 37 (Sophokles) 707 (Sositheos) 708 (Machon). Die beiden ersten von Wilamowitz in seiner Aischylosausgabe S. 14 abgedruckt.

in der literarischen Tradition. Wenn er im Epigramm auf Aischylos (411) von der durch Thespis erfundenen Tragödie sagt

Αἰσχύλος ἐξύψωσεν ὁ μὴ σμιλευτὰ χαράξας
γράμματα, χειμάρρῳ δ' οἷα καταρδόμενα,

so nimmt er Worte und Bilder aus Aristophanes' Fröschen auf, vgl. das Chorlied 809 ff., wo der *φρενοτέκτων* Aischylos dem *σμιλευματοεργὸς* Euripides[1]) gegenübergestellt wird, und die Aufforderung 1004 ff.

ἀλλ' ὦ πρῶτος τῶν Ἑλλήνων πυργώσας ῥήματα σεμνά
καὶ κοσμήσας τραγικὸν λῆρον, θαρρῶν τὸν κρουνὸν ἀφίει,

wo doch wohl die letzten Worte dem Dioskorides statt des Bildes vom gewaltig vorstürmenden Eber das vom reißenden Gießbach eingegeben haben, das Aristophanes in der Parabase der Ritter 526 ausmalt, um Kratinos' ähnlich urwüchsige Kraft zu schildern. Wenn Dioskorides aber fortfährt: *καὶ τὰ κατὰ σκηνὴν μετεκαίνισεν*, so befinden wir uns mitten in der alexandrinischen Philologie, vgl. v. Aeschyl. 14 *πρῶτος Αἰσχύλος .. τὴν σκηνὴν ἐκόσμησεν*, und wenn das Sophoklesepigramm (37) mit dem Hinweis auf Antigone und Elektra als die zwei Hauptwerke abschließt '*ἀμφότεραι γὰρ ἄκρον*', so ist das die poetische Formulierung der Kunsturteile: *τὸ δρᾶμα τῶν πρώτων, δευτέρων, θαυμαστῶν*, die durch Dioskorides' Zeitgenossen Aristophanes von Byzanz in die Hypothesis gelangt sind[2]).

Besonders eng berührt sich Dioskorides mit der Parischen Marmorchronik. Hier allein haben wir die Erwähnung, daß bei den alten attischen Volksbelustigungen ein Feigenkorb als Preis gegeben wurde (vgl. oben S. 304[1]). Auch das Epigramm IX 340, in dem Dioskorides den Hyagnis als Erfinder der Flöten preist, stimmt wörtlich zu den Angaben der Chronik (19), und schon Reitzenstein, Epigramm und Skolion 165[1] (vgl. RE V 1126 s. Dioskorides), hat daraus den zwingenden Schluß gezogen, daß beide dasselbe literarhistorische Werk benutzen, das wohl um 264 als das modernste auf diesem Gebiete galt. Lehrreich ist dabei für uns die Bedeutung, die Hyagnis beigemessen wird. Der älteren Zeit ist dieser völlig unbekannt. Nicht nur bei Plato (Symp. 215 c Euthyd. 285 d Rep. 399 e Legg. 677 d) und im akademischen Minos (318 b) kommen für die Erfindung der Flöte und der Auletik nur Olympos und Marsyas in Betracht, auch die peripatetische Theorie kennt, wie es scheint, nur diese beiden (vgl. Polit. 1340 a 9 und Wendling, De

---

1) 819 *σμιλευματοεργοῦ* Herbig für *σμιλεύματά τ' ἔργων*.

2) Allerdings hat Dioskorides dem Urteil noch eine besondere Spitze gegeben vgl. S. 308.

Peplo Aristotelico, Straßburg 1891 p. 5) und weiß von Hyagnis nichts. Hervorgezogen hat diesen Aristoxenos bei seinen musikgeschichtlichen Forschungen (bei Athen. 624 b), und von da ist dann der Name in die Literaturgeschichte gekommen [1]). Dioskorides ist sich auch ganz klar darüber, daß er eine moderne Anschauung vertritt, und spricht das am Schluß seines Epigrammes aus. Zwar sind die Worte korrupt, der Sinn ist aber klar: „Wenn Marsyas den Späteren als Erfinder der Flöte galt, so ist es sein Streit mit Phoibos, der ihn bekannt gemacht hat“ [2]). Damit wird die früher herrschende und insbesondre von der peripatetischen Literaturforschung vertretene Ansicht über die Entwicklung der Musik auf Grund neuen Materiales korrigiert — genau so wie wir dies bei der Entwicklung der Tragödie vorher gefunden haben.

Die geistige Atmosphäre, in der solche Theorien gedeihen konnten, lernen wir am besten kennen, wenn wir sehen, daß Dioskorides die Liste der Dramatiker mit Sositheos und Machon abschließt, die es gewagt haben, das alte dorische Satyrspiel und die alte attische Komödie zu erneuern, und wenn das Epigramm auf den erst kürzlich verstorbenen Machon (708) die Pointe erhält:

τοῦτο δ' ὁ πρέσβυς ἐρεῖ· 'Κέκροπος πόλι, καὶ παρὰ Νείλῳ
ἔστιν ὅτ' ἐν Μούσαις δριμὺ πέφυκε θύμον'.

Das dritte Jahrhundert ist die Zeit, wo man in Alexandreia plötzlich vor der riesengroßen Aufgabe stand, das von allen Seiten gewaltig zuströmende literarische Material zu bewältigen, wo diese Aufgabe die Philologie gebar und diese mit dem Mute des Anfängers ihre ersten kühnen, oft nur zu kühnen Schritte tat. Es war aber auch die Zeit, wo mit der gelehrten Forschung dichterische Gestaltungskraft gern einen Bund einging, wo die eine sich gern von der anderen die Wege weisen ließ, wo man davon träumte, auf dem neuen Kulturboden von vorn anfangen und die primitiven Spiele der Dorier und der alten Attiker aus ihrem ur-

1) Bei Ps. Plutarch de musica stammt die Erwähnung des Hyagnis 1132 f aus Alexander Polyhistor (vgl. Weil-Reinach) und ist auch 1133 f. erst nachträglich dem aus Herakleides entnommenen Bericht zugefügt, vielleicht aus derselben Quelle. Das Gleiche gilt für 1135 f.

2) IX 340, 5. 6

Εἰ δὲ Κελαινίτης ποιμὴν † παρ. οὐσπερασείσας (od. *ὄυσπ.*)
ἐγνώσθη, Φοίβου κεῖνον ἔδειξεν ἔρις.

So Pal. ursprünglich, vom Schreiber selber in *πάρος ὀὐ*περάσείσας*! korrigiert. Jedenfalls darf das aus der Chronographie uns vertraute *ἐγνώσθη* (*ἐγνώθη* Pal.) nicht geändert werden. „Hirte von Kelainai“ wird Marsyas genannt, weil diese Theorie ihm nur die — schon bei Plato Rep. 399 d genannte — Syrinx beließ, vgl. Euphorion b. Athen. 184 a.

tümlichen Boden in das Treibhaus der übersättigten alexandrinischen Kultur verpflanzen zu können.

Es läßt sich denken, mit welchem Eifer man damals nach den alten Namen und Gebräuchen fahndete, die von der Lokalüberlieferung bewahrt oder von der Einzelforschung ans Licht gezogen waren. Wie Hyagnis, so hat auch Susarion damals in der wissenschaftlichen Literatur Heimatrecht erworben. Susarion kann seinem Namen nach kaum eine alte attische Gestalt sein (vgl. Körte RE XI 1222). Er war ursprünglich der uralte Dichter, den die Megarer als den Erfinder der Komödie bezeichneten, ist aber nachträglich, etwa am Ausgang des vierten Jahrhunderts, von den Athenern annektiert worden, als diese, um der Rivalität der Peloponnesier die Spitze abzubrechen, den Nachweis versuchten, daß Tragödie wie Komödie in Attika selber in uralten Volksbelustigungen wurzelten [1]. Und in einer Zeit, wo man von Herakleides Pontikos behaupten konnte, er habe ganze Tragödien des Thespis fabriziert (Diog. Laert. V 92), fiel es nicht schwer, auch ein paar altertümliche Verse des Susarion in attischem Dialekte zu verfassen, die freilich einen witzigen Kritiker dazu reizten, zum Namen des Susarion die Worte hinzuzufügen: *υἱὸς Φιλίνου Μεγαρόθεν Τριποδίσκιος* und dadurch das athenische Zeugnis in sein Gegenteil umzubiegen [2]. Damals hat man wohl auch zuerst in Athen auf die alten Faschingscherze und Legenden von Ikaria hingewiesen. Das Schlauchhüpfen (*ἀσκωλιασμός*) und das Schaukeln der Puppen, die *αἰώρα*, die später Eratosthenes den Stoff zu seinen ätiologischen Dichtungen in der Erigone gaben, ließen sich freilich direkt kaum mit den Anfängen des Dramas verknüpfen. Eher konnte man wohl die dort übliche Dionysosprozession heranziehen; jedenfalls finden wir zuerst in der Parischen Marmorchronik (39) die Nachricht, daß schon lange vor Thespis *ἐν Ἀθήναις κωμῳδῶν χορὸς ἐτέθη στησάντων πρώτων Ἰκαριέων εὑρόντος Σουσαρίωνος, καὶ ἆθλον ἐτέθη πρῶτον ἰσχάδων ἄρσιχος καὶ οἴνου μετρητής.*

---

1) Ps. Plato Minos 321a: *ἡ δὲ τραγῳδία ἐστὶν παλαιὸν ἐνθάδε, οὐχ ὡς οἴονται* (das ist also noch die herrschende Ansicht) *ἀπὸ Θέσπιδος ἀρξαμένη οὐδ' ἀπὸ Φρυνίχου, ἀλλ' εἰ θέλεις ἐννοῆσαι, πάνυ παλαιὸν αὐτὸ εὑρήσεις ὂν τῆσδε τῆς πόλεως εὕρημα.* Vgl. Rabes Anonymus, Rh. Mus. LXIII S. 149.

2) *Ἀκούετε λεῴ· Σουσαρίων λέγει τάδε·*
κακὸν γυναῖκες, ἀλλ' ὅμως, ὦ δημόται,
οὐκ ἔστιν οἰκεῖν οἰκίαν ἄνευ κακοῦ.

So Stob. IV p. 521, 9 H. Diomed. p. 488, 26. Den Zusatzvers *υἱός* usw. haben die Scholien zu Dion. Thrax u. a. cf. Kaibel Com. gr. fr. I p. 77 (Rabes Anonymus Rh. Mus. a. a. O.). Der Gedanke Susarions stammt aus der Parabase von Aristophanes' Thesmophoriazusen 785 ff.

Ob auch Dioskorides ein Epigramm auf Susarion geboten hat, läßt sich nicht sagen; aber den attischen Feigenkorb finden wir als Preis in dem Gedicht auf Thespis VII 410:

Θέσπις ὅδε, τραγικὴν ὃς ἀνέπλασα πρῶτος ἀοιδήν
κωμήταις νεαρὰς καινοτομῶν χάριτας,
Βάκχος ὅτε τρυγικὸν[1]) *κατάγοι χορόν, ᾧ τράγος ἆθλον*
χὠττικὸς ἦν σύκων ἄρσιχος ἆθλον ἔτι.
οἱ δὲ μεταπλάσσουσι νέοι τόδε, μυρίος αἰών
πολλὰ προσευρήσει χἄτερα· τἀμὰ δ' ἐμά.

Deutlich wird hier vor allem das Bestreben, die attische Tragödie aus den heimischen Volkslustbarkeiten abzuleiten und im gleichen Sinne beginnt das Epigramm auf Aischylos (411):

Θέσπιδος εὕρεμα τοῦτο· τὰ δ' ἀγροιῶτιν ἀν' ὕλαν
παίγνια καὶ κώμους τούσδε τελειοτέρους
Αἰσχύλος ἐξύψωσεν.

Dem antiken Leser mußte diese Tendenz sich noch mehr aufdrängen, wenn, wie Wilamowitz gewiß mit Recht angenommen hat, Dioskorides' Buch illustriert und hier ein Komos der Ikarier zu Ehren des Dionysos abgebildet war[2]). Für uns ist leider gerade darum nicht klar, wie sich Dioskorides die Tragödie des Thespis gedacht hat. Einen Chor von Böcken kann er nicht wohl angenommen haben, da er ausdrücklich die andre Etymologie, wonach der Bock der Preis ist, vertritt. Aber wie er sich positiv die erste *τραγικὴ ἀοιδή* des Thespis vorgestellt hat, wie weit aus den ländlichen *παίγνια* (411, 1) schon bei Thespis ein ernstes Spiel geworden war, ist nicht ersichtlich.

Jedenfalls war auch für Dioskorides von Thespis bis zu Aischylos ein weiter Weg. Aber wenn es ep. 411, 2 heißt: *κώμους τούσδε τελειοτέρους Αἰσχύλος ἐξύψωσεν*, ist doch wohl auch der Komparativ mit Bewußtsein gewählt. Die Leser, auf die Dioskorides rechnet, kennen die Kontroverse, auf die unsre Aischylosvita am Schluß hinweist (§ 16): *ὅτῳ δὲ δοκεῖ τελεώτερος τραγῳδίας ποιητὴς Σοφοκλῆς γεγονέναι, ὀρθῶς μὲν δοκεῖ, λογιζέσθω δὲ ὅτι πολλῷ χαλεπώτερον ἦν ἐπὶ Θέσπιδι Φρυνίχῳ τε καὶ Χοιρίλῳ εἰς τοσόνδε μεγέθους τὴν τραγῳδίαν προαγαγεῖν ἢ ἐπὶ Αἰσχύλῳ εἰσιόντα εἰς τὴν Σοφοκλέους ἐλθεῖν τελειότητα.* Und wenn Dioskorides im Sophoklesepigramm (37) das Kunsturteil über Antigone und Elektra so zuspitzt: *ἀμφότεραι γὰρ ἄκρον* (oben S. 305), so sollen wir hier auch

---

1) *τρυγικόν* Jacobs, cf. Athen. 40 b; *τριθόν* Cod. *τριέτη* Wil. Das erste *ἆθλον* wohl corrupt.

2) Sappho u. Simonides 231 und Hellenist. Dichtung I S. 223, vgl. Aischylosausgabe S. 13 und oben S. 304[1].

das absolute Werturteil heraushören: Aischylos führt die Tragödie der Höhe der Vollendung entgegen; aber erst Sophokles erklimmt den Gipfel.

Mit dem Sophoklesepigramm müssen wir uns aber hier genauer beschäftigen. Es lautet (VII 37)

Τύμβος ὅδ' ἔστ', ὤνθρωπε, Σοφοκλέος, ὃν παρὰ Μουσέων
ἱρὴν παρθεσίην ἱερὸς ὢν ἔλαχον·
ὅς με τὸν ἐκ Φλιοῦντος, ἔτι τρίβολον πατέοντα,
πρίνινον ἐς χρύσεον σχῆμα μεθηρμόσατο
καὶ λεπτὴν ἐνέδυσεν ἁλουργίδα· τοῦ δὲ θανόντος
εὔθετον ὀρχηστὴν τῇδ' ἀνέπαυσα πόδα.
— *Ὄλβιος, ὡς ἀγαθὴν ἔλαχες στάσιν· ἡ δ' ἐνὶ χερσί*
κούριμος ἐκ ποίης ἥδε διδασκαλίης;
— *Εἴτε σοι Ἀντιγόνην εἰπεῖν φίλον, οὐκ ἂν ἁμάρτοις,*
εἴτε καὶ Ἠλέκτραν· ἀμφότεραι γὰρ ἄκρον.

Wie längst bemerkt, folgte in Dioskorides' Buch unmittelbar darauf das Epigramm auf Sositheos (707), das als Gegenstück gedacht ist.

Κἠγὼ Σωσιθέου κομέω νέκυν, ὅσσον ἐν ἄστει
ἄλλος ἀπ' αὐθαίμων ἡμετέρων Σοφοκλῆν,
Σκίρτος ὁ πυρρογένειος. ἐκισσοφόρησε γὰρ ὡνήρ
ἄξια Φλιασίων ναὶ μὰ χοροὺς Σατύρων[1])
κἠμὲ τὸν ἐν καινοῖς τεθραμμένον ἤθεσιν ἤδη
ἤγαγεν εἰς μνήμην πατρίδ' ἀναρχαΐσας,
und so konnte ich wieder Bakchos dienen, verjüngt[2])
τῇ φιλοκινδύνῳ φροντίδι Σωσιθέου.

Die Gedichte sind (*κἠγώ*!) auf einander komponiert. Beide setzen einen Satyr als Grabfigur voraus, der auch im Buche selber abgebildet gewesen sein muß. Das Grab des Sositheos ist draußen im Freien gedacht. Dort steht der „Springer", der einen rötlichen Bart trägt, wie die Satyrn in Sophokles' Spürhunden (358) den *κνηκὸς πώγων*[3]), offenbar nackt, *πρίνινος*, das heißt doch wohl: aus Holz geschnitzt, während wir uns den des Sophokles als Goldfigur in Purpurgewand gehüllt in der Stadt vorstellen sollen. Sositheos hat die Ehrung verdient, weil er Dionysos' Epheu würdig der Satyrn von Phleius getragen hat und weil er 'wagemutigen Sinnes'[4]) den Satyr, der schon an ganz andre Sitten gewöhnt war, zu seiner

1) *Φλιασίων Σατύρων* ist dem Sinne nach sicher von *ἄξια* abhängig, aber soll auch bei *χορούς*, das sonst sehr kahl stände, mitgehört werden.

2) Vers 7—9 zum Teil heillos verderbt.

3) Wilamowitz, Neue Jahrb. XXIX (1913) S. 465.

4) *φιλοκίνδυνος* heißt Sositheos nicht, weil er lebende Personen angegriffen hat (Kleanthes, vgl. Diog. Laert. VII 173), sondern weil das *μηδαμῇ παρακινδυνεύειν* ein Zeichen von Mittelmäßigkeit ist, *π. ὕψους* 33, 2.

primitiven heimischen Derbheit zurückführte. Wer ihn dieser entfremdet hatte, sagt uns das andre Epigramm. Sophokles ist es, der den Naturburschen aus Phleius, der dort auf improvisierter Bretterbühne getanzt hatte [1]), zum 'Städter' machte und in Prachtgewänder hüllte [2]). So lesen wirs in v. 3—5. Aber was bedeutet das literargeschichtlich? Hat Dioskorides geglaubt, die Spürhunde des Sophokles seien im Purpurgewand herumgekrochen? Will er überhaupt Sophokles als den Satyrspieldichter feiern? Wir wollen gern glauben, daß man schon damals Sophokles' Satyrspiele höher stellte als etwa die des Euripides. Aber wenn Dioskorides in einem Zyklus, der jedem Dichter seine eigene Stellung anwies, Sophokles charakterisieren wollte, konnte er unmöglich das Satyrspiel zu seiner Hauptleistung machen. Und dieser Satyr trägt ja doch die Maske der tragischen Heldin in der Hand. Er ist nichts andres als der tragische Schauspieler, in den sich der Satyr des Satyrspieles gewandelt hat.

Freilich ergibt sich hier eine Schwierigkeit, wenn wir an den ganzen Gedichtzyklus des Dioskorides denken. Denn in diesem hat sich die Tragödie des Thespis nicht aus dem Satyrikon entwickelt. Ich sehe hier nur eine Lösung. Schon die Verbindung von Sophokles und Sositheos zeigt uns ja, daß Dioskorides nichts ferner lag als die Absicht, einen systematischen Überblick über die Entwicklung des Dramas zu geben, daß er sich vielmehr von künstlerischen Gesichtspunkten leiten ließ. Das Denkmal für Sositheos wird wohl irgendwo vor den Mauern von Alexandria wirklich gestanden haben. Auch einen Satyr mit Antigonemaske in der Hand kann Dioskorides sehr wohl als Sinnbild sophokleischer Kunst irgendwo gesehen haben. Das reizte den Epigrammatiker zu pointierender Gegenüberstellung, und er ließ sich darin durch die gelehrte Erwägung nicht stören, daß der tragische Satyr des Sophokles eine andre Anschauung von der Entwicklung der Tragödie voraussetzte [3]), als er selber sie im Thespisepigramm vertreten

1) Bei *τρίβολον πατέοντα* ist nicht an eine Distelart zu denken, sondern an die *τριβόλους ὀξεῖς ἀχυρότριβας* (Philippus A. P. VI 104, 3), die mit spitzigen Steinen besetzten Dreschplatten, die man über die Tenne zog (*tabula lapidibus aut ferro asperata, quae cum inposito auriga aut pondere grandi trahitur iumentis iunctis, discutit e spica grana.* Varro r. r. I 52). Nach diesen konnte man einfache Tanzdielen, wie sie heutzutage in Süddeutschland für Volksfeste oft genug aufgeschlagen werden, wohl benennen.

2) Neben *χρύσεον σχῆμα* kann *ἁλουργίς* nicht einfach ein „rotes Gewand" sein. Es ist das Prachtgewand der *ἡμίθεοι*.

3) Das Bild, das Dioskorides die Anregung gab, zeugt also wirklich von der Vorstellung, daß die ältesten *τραγῳδοί* Satyrn waren.

hatte. Vielleicht meinte er aber auch, daß beide Anschauungen sich vertrügen. Denn wenn er in beiden Epigrammen so bestimmt als die Heimat des Satyrspiels Phleius bezeichnet, und wenn er andrerseits erklärt, erst Sophokles habe dieses in Athen verfeinert, so wird das doch nur unter der Voraussetzung verständlich, daß dieses Satyrspiel erst kurz vor Sophokles nach Athen gekommen ist. Mit anderen Worten: Voraussetzung ist die Annahme, daß erst in der Zeit, da Aischylos seine Kunst bereits ausgebildet hatte, Pratinas das Satyrspiel nach Athen brachte. Allerdings sind für die gelehrte Theorie, die hier zugrunde liegt, die attische Tragödie und das Satyrspiel zwei Ströme gewesen, die in getrennten Betten nebeneinander flossen, während der Dichter eine Vereinigung annimmt, und wir werden uns schon deshalb vor einem endgiltigen Urteil hüten müssen, weil uns ja nur ein Teil von Dioskorides' Zyklus erhalten ist. So müssen wir hier Fragezeichen belassen, und wir können das, da es für unsre Untersuchung nur auf einen Punkt ankommt, und da ist ein Zweifel nicht möglich: Die im Gegensatz zur peripatetischen Lehre aufgestellte Theorie, daß die Tragödie sich aus heimischen attischen Elementen entwickelt hat und das Satyrspiel erst nachträglich hinzugetreten ist, hat ihre Heimat in der ästhetisch gerichteten Philologie, die sich in Alexandria im dritten Jahrhundert entwickelte, und sie stützte sich darauf, daß erst Pratinas das in Phleius heimische Satyrspiel nach Athen gebracht habe.

Und nun die letzte und wichtigste Frage: Woher schöpfte die alexandrinische Philologie ihre Kenntnis von Pratinas? An eine Vermehrung des didaskalischen Materials ist nicht zu denken. Also müssen Pratinas' Werke selber oder Angaben über diese die Grundlage für die Meinung gegeben haben. Nun haben wir nirgends ein Anzeichen, daß in Alexandreia noch vollständige Werke des Pratinas vorhanden gewesen seien. Ein einziges Bruchstück wird aus einem bestimmten Werke angeführt, Athen. 392f.: *Πρατίνας δ' ἐν Δυσμαίναις ἢ Καρυάτισιν ἀδύφωνον ἰδίως καλεῖ τὸν ὄρτυγα*[1]). Aber abgesehen davon, daß der Titel hier unsicher war, kann kein Zweifel sein, daß dieses Fragment auf demselben Wege zu uns gelangt ist, wie alle übrigen. Alle sind uns nämlich nur durch Athenaios und Ps. Plutarch de musica erhalten, und alle beziehen sich auf Musik und Gesang[2]). Das zwingt zu dem Schlusse,

1) Wohl eine Tragödie. Wilamowitz, Hermes XX S. 68[1].

2) Wenn bei Athen. 461c Pratinas sagt: *οὐ γᾶν αὐλακισμέναν ἀρῶν, ἀλλ' ἄσκαφον ματεύων*, so meint er das Neuland, das er in seiner Dichtung beackern will. Vgl. 624f.: *ἀλλὰ τὰν μέσαν νεῶν ἄρουραν αἰόλιζε τῷ μέλει.*

daß alles was die Späteren über Pratinas wußten, derselben Herkunft ist, aus der musikgeschichtlichen Forschung stammt[1]).

Wir können sogar noch die Werke nennen, die das Material geliefert haben. Bei Ps. Plutarch cap. 31 erwähnt Aristoxenos Pratinas mit Pindar, Dionysios von Theben und Lampros als einen Vertreter der alten Musik, dessen Kompositionen noch in seiner Zeit bekannt waren, und wenn Athenaios 632 c ff. über die Pflege der Musik im alten Griechenland spricht und dabei Pratinas für die spartanische Musik zitiert, so liegt es am nächsten als Quelle die *Σύμμικτα Συμποτικὰ* des Aristoxenos anzunehmen, die unmittelbar vorher (632 a) in ähnlicher Tendenz angeführt werden.

Aber neben Aristoxenos steht wie so oft sein Zeitgenosse und Nebenbuhler Herakleides. *Ἡρακλείδης ὁ Ποντικὸς ἐν τρίτῳ περὶ μουσικῆς* trägt bei Athen. 624 c die Lehre von den drei Harmonien vor, innerhalb deren er Pratinas' Mahnung anführt: *μήτε σύντονον δίωκε μήτε τὰν ἀνειμέναν Ἰαστὶ μοῦσαν.* Und dasselbe Werk ist es doch wohl[2]), das Ps. Plutarch cap. 3 mit den Worten *Ἡρακλείδης ἐν τῇ συναγωγῇ τῶν* ⟨*εὐδοκιμησάντων* suppl. Weil⟩ *ἐν μουσικῇ* als die Grundlage für seine Kompilation in den capp. 3—10 bezeichnet[3]), wo wir zweimal Pratinas angeführt finden (ein drittes Mal in cap. 42). Ps. Plutarch hilft uns aber noch weiter. Herakleides nennt bekanntlich als seine Hauptquelle neben der Steinchronik von Sekyon und den *ἁρμονικοὶ* den Glaukos von Rhegion, dessen Zeit wir leider nur ganz ungefähr um 400 ansetzen können[4]). Auf ihn beruft sich Herakleides ausdrücklich für die Angaben über Thaletas in dem Abschnitt capp. 9. 10, wo er die Entwicklung der peloponnesischen Musik nach Terpander schildert. Wenn es nun vorher cap. 9 heißt *Ἦσαν δ' οἱ μὲν περὶ Θαλήταν τε καὶ Ξενόδαμον καὶ Ξενόκριτον ποιηταὶ παιάνων, οἱ δὲ περὶ Πολύμνηστον τῶν ὀρθίων καλουμένων, οἱ δὲ περὶ Σακάδαν ἐλεγείων. ἄλλοι δὲ Ξενόδαμον ὑπορχημάτων ποιητὴν γεγονέναι φασὶ καὶ οὐ παιάνων, καθάπερ Πρατίνας· καὶ αὐτοῦ δὲ τοῦ Ξενοδάμου ἀπομνημονεύεται ᾆσμα, ὅ ἐστι φανερῶς ὑπόρχημα*[5]), so liegt es nahe anzunehmen, daß Herakleides auch die Angaben über Pratinas dem Glaukos verdankt. Jedenfalls stammt die Notiz aus derselben Quelle wie die in cap. 42, wo in

1) Ähnlich Jos. Becker in seiner guten Dissertation 'De Pratina' (Münster 1912) S. 9 und schon Wilamowitz, Hermes XX 68[1].

2) Vgl. Otto Voß, De Heraclidis Pontici vita et scriptis, Rostock 1896, S. 76, dem Weil-Reinach in der Ausgabe von Plutarch de musica S. VI zustimmen.

3) Zur Quellenfrage Weil-Reinach a. a. O.

4) Jacoby, RE. VII, 1417.

5) Nach dieser Anschauung Athen. 15 d: *ὁ ὑπορχηματικὸς τρόπος, ὃς ἤνθησεν ἐπὶ Ξενοδάμου καὶ Πινδάρου.*

einem Anhang von Thaletas gesagt wird ὅν φασι κατά τι πυθόχρηστον Λακεδαιμονίους παραγενόμενον διὰ μουσικῆς ἰάσασθαι ἀπαλλάξαι τε τοῦ κατασχόντος λοιμοῦ τὴν Σπάρτην, καθάπερ φησὶ Πρατίνας. Denn der Gesang, durch den er die Pest abgewendet hat, ist doch gewiß ein Päan gewesen. Auch an der dritten Stelle, wo Pratinas zitiert wird (cap. 7), folgt unmittelbar darauf der Hinweis auf Glaukos περὶ τῶν ἀρχαίων ποιητῶν τε καὶ μουσικῶν[1]).

Nach cap. 9 hat Glaukos oder mindestens Herakleides davon gesprochen, Pratinas habe dem Xenodamos Hyporchemata zugeschrieben. Nun ist ja das einzige längere Fragment, das wir von Pratinas haben, ein Hyporchema. Sollte das nicht also gleicher Herkunft sein? Dafür spricht noch eins. Athenaios gibt 616e ff. die Geschichte der Auletik, erwähnt ihre Ablehnung durch Melanippides, ihre Verteidigung durch Telestes und schließt dann das Hyporchem des Pratinas an. Dieses hängt mit dem letzten Zitat aus Telestes inhaltlich aufs engste zusammen, da beide Male der Flöte die dorische Muse entgegengestellt wird[2]). Diesen Zusammenhang finden wir bei Athenaios durch die das Pratinaszitat einleitenden Worte verdunkelt: Πρατίνας δ' ὁ Φλιάσιος αὐλητῶν καὶ χορευτῶν μισθοφόρων κατεχόντων τὰς ὀρχήστρας ἀγανακτήσας[3]) ἐπὶ τῷ τοὺς αὐλητὰς μὴ συναυλεῖν τοῖς χοροῖς, καθάπερ ἦν πάτριον, ἀλλὰ τοὺς χοροὺς συνᾴδειν τοῖς αὐληταῖς — ὃν οὖν εἶχεν κατὰ τῶν ταῦτα ποιούντων θυμὸν ὁ Πρατίνας ἐμφανίζει διὰ τοῦδε τοῦ ὑπορχήματος. Mit Recht hat schon Wilamowitz (Sappho und Simonides, S. 133) gesagt, daß damit der Berichterstatter Gewohnheiten einer späteren Zeit auf Pratinas überträgt. Nun lesen wir aber ganz ähnlich bei Ps. Plutarch cap. 30: ἀλλὰ γὰρ καὶ αὐλητικὴ ἀφ' ἁπλουστέρας εἰς ποικιλωτέραν μεταβέβηκε μουσικήν· τὸ γὰρ παλαιὸν ἕως εἰς Μελανιππίδην τὸν τῶν διθυράμβων ποιητὴν συμβεβήκει τοὺς αὐλητὰς παρὰ τῶν ποιητῶν λαμβάνειν τοὺς μισθούς, πρωταγωνιστούσης δηλονότι τῆς ποιήσεως, τῶν δ' αὐλητῶν ὑπηρετούντων τοῖς διδασκάλοις· ὕστερον δὲ καὶ τοῦτο διεφθάρη. Leider hat gerade hier der Kompilator den ursprünglichen Gedankengang bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt[4]); aber sicher schwebt auch hier das Pratinaslied vor.

---

1) Ausdrücklich wird freilich Pratinas nur für den Πολυκέφαλος νόμος, Glaukos für den Ἁρμάτιος zitiert.

2) Telestes: Λυδὸν ὃς ἥρμοσε πρῶτος Δωρίδος ἀντίπαλον μούσης νόμον. Pratinas nach der Polemik gegen die Flötenmusik: ἀλλ' ἄκουε τὰν ἐμὰν Δώριον χορείαν.

3) ἀγανακτήσας Wilamowitz für ἀγανακτεῖν τινας.

4) Mit Umstellungen und Tilgung von ἕως — ποιητὴν (Melanippides wird gerade durch die Parallele bei Athenaios gedeckt), wie dies Weil-Reinach versuchen, wird nichts geholfen.

Denn in dem *τῶν δ' αὐλητῶν ὑπηρετούντων* klingen Pratinas' Worte *ὁ δ' αὐλὸς ὕστερον χορευέτω· καὶ γάρ ἐσθ' ὑπηρέτας* vernehmlich nach[1]. Dann werden wir aber den Schluß ziehen müssen: Auch dieses Hyporchem verdanken wir Herakleides, der es — ob aus dem Buche des Glaukos, bleibe dahingestellt — bei seiner Darstellung der Kämpfe um die Geltung der Flötenmusik als Beleg dafür verwertet hat, daß ursprünglich der Gesang Protagonist war und der Flöte nur die Rolle des begleitenden Dieners zukam.

Auf die drei kleinen Fragmente des Pratinas, die noch bleiben, werden wir das eben gewonnene Ergebnis wohl ruhig ausdehnen dürfen. Danach ist alles, was wir von Pratinas haben, letzlich durch Aristoxenos und Herakleides, vielleicht auch durch Herakleides allein, der ja auf die Forschungen seines Zeitgenossen ständig zurückgegriffen hat, vermittelt. Ob Herakleides selber noch vollständige Werke des Pratinas gehabt hat, ist zweifelhaft. Seitdem scheinen sie verschollen zu sein. Es ist der Vorgang, den Wilamowitz in der Textgeschichte der griechischen Lyriker S. 8 auch für andere Dichter festgestellt hat.

Aus Herakleides haben also auch die alexandrinischen Philologen geschöpft. Ob sie viel mehr über Pratinas dort finden konnten als wir, wissen wir nicht. Jedenfalls haben sie das Hyporchema, das für uns das Hauptzeugnis ist, gekannt, und wir müssen mit der Möglichkeit rechnen, daß es Einfluß auf ihre Anschauungen von Pratinas gewonnen hat.

Den Text des Liedes hat Wilamowitz, Sappho und Simonides S. 132 lesbar gemacht[2]. Da ich aber in der Gesamtauffassung von ihm abweiche, muß ich es noch einmal hersetzen.

Τίς ὁ θόρυβος ὅδε; τί τάδε τὰ χορεύματα,
τίς ὕβρις ἔμολεν ἐπὶ Διονυσιάδα πολυπάταγα θυμέλαν;
ἐμὸς ἐμὸς ὁ Βρόμιος, ἐμὲ δεῖ κελαδεῖν ἐμὲ δεῖ παταγεῖν,
ἀν' ὄρεα σύμενον μετὰ Ναϊάδων
οἷά τε κύκνον ἄγοντα ποικιλόπτερον μέλος.
Τὰν ἀοιδὰν κατέστασε Πιερὶς βασίλειαν· ὁ δ' αὐλός
ὕστερον χορευέτω·
καὶ γάρ ἐσθ' ὑπηρέτας. κώμοις μόνον θυραμάχοις τε
πυγμαχίαισι νέων θέλοι παροίνων

---

1) Gerade hier wird auch klar, wie die Späteren zu der veräußerlichenden Auffassung kamen, die das *ὑπηρετεῖν* auf die *μισθοφόροι* bezieht.

2) An Wilamowitz schließt sich Diehl, Anth. Lyr. II, 124 an. Sonst vgl. die Dissertation von Becker (oben S. 312[1]) und Otto Schröders Vortrag, über den kurz im Sokrates 1916, 621 berichtet ist.

ἔμμεναι στρατηλάτας.
Παῖε τὸν φρυνεοῦ
ποικίλου πνοὰν ἔχοντα·
φλέγε τὸν ὀλεσι⟨σι⟩αλοκάλαμον
λαλοβαρύοπα ⟨βραδυπα⟩ραμελορυθμοβάταν
θῆτα τρυπάνῳ δέμας πεπλασμένον.
Ἢν ἰδού· ἅδε σοι δεξιὰ
καὶ ποδὸς διαρριφά, Θριαμβοδιθύραμβε κισσόχαιτ' ἄναξ·
⟨ἀλλ'⟩ ἄκουε τὰν ἐμὰν Δώριον χορείαν.

In heftigster innerer und äußerer Bewegung stürmt ein Chor in die Orchestra. Leidenschaftlich wendet er sich gegen Klänge und Tanzbewegungen, die sich mit Unrecht an Dionysos' Thymele breit machen. Das deiktische τάδε τὰ χορεύματα läßt keinen Zweifel, daß wir uns die Szene ganz konkret vorzustellen haben, also ein andrer Chor (oder Halbchor) im Theater ist und seine Choreumata vorgeführt hat. Aber daß dieser das Dionysostheater für sich beansprucht, ist in den Augen unsres Chores Hybris. Denn „mir gehört Bromios, mir; ich habe hier zu singen und zu tanzen, ich, der ich in seinem Gefolge mit den Naiaden durch die Berge eile und wie der Schwan mein Lied singe. Der Gesang ist von der Muse selber zum Herrn bestimmt; die Flöte mag beim nächtlichen Komos führen, hier an Dionysos' Stätte hat sie sich mit der Rolle des Dieners zu begnügen". Wer ist der Chor, der hier so leidenschaftlich seinem Zorne Luft schafft? „Mit ἀοιδά wird niemand anders bezeichnet als derjenige, welcher in erster Person spricht" sagt Wilamowitz. Aber auch wenn der Chor in der Einzahl von sich spricht, so bleibt er doch ein Kollektivum von Sängern, und unsre Sänger sind nicht allgemeine Vertreter der ἀοιδά; denn sie protestieren deshalb gegen das undionysische Treiben, weil sie selber die echten Verehrer des Dionysos sind, und wenn sie sich rühmen dürfen, daß sie mit den Nymphen durch die Berge jagen, so sind sie auch keine gewöhnlichen Thiasoten des Gottes. So wird der Schluß unausweichlich, den schon Ottfried Müller gezogen hat: Es sind die Satyrn, die sonst draußen im Gebirge mit dem Gotte schwärmen, die aber hier in sein Theater stürmen, weil da dem Gotte in einer Weise gehuldigt wird, die sie nicht als dionysisch anerkennen. Sie fühlen sich persönlich als die berufenen Verehrer des Dionysos. Aber ihr Zorn richtet sich nicht gegen die andern Personen, die vor ihnen dem Gotte gehuldigt haben, sondern gegen die Art, wie sie es tun. Daß der andre Chor sich für Stimme und Fuß den Takt von der Flöte vorschreiben läßt, das erregt die Entrüstung des Chors. Und Wilamowitz hat

schön veranschaulicht, wie die „galoppierenden Rhythmen“ des Liedes der langsamen Flöte das Mitkommen unmöglich machen. Dagegen also wenden sich die Satyrn, daß ein Dionysoschor nach dem ruhigen langsamen Takte der Flöte aufzieht und singt.

Und wenn es dann heißt „*Παῖε τὸν φρυνεοῦ ποικίλου πνοὰν ἔχοντα . . . φλέγε τὸν κτλ.*“ sind das wirklich nur „drastische metaphorische Wendungen?“ Ich fürchte, das ist eine zu buchmäßige Auffassung des archaischen Stückes. *Παῖε πᾶς τὸν μιαρὸν* rufen die Acharner (282), als sie nach Dikaiopolis' Prozession ihn mit Steinwürfen angreifen; *παῖε παῖε τὸν πανοῦργον καὶ ταραξιππόστρατον, . . . ἀλλὰ παῖε καὶ δίωκε καὶ τάραττε καὶ κύκα* [1]) hören wir in Aristophanes' Rittern vom Chor, als er mit denselben Trochäen in die Orchestra stürmt (247), und da entspinnt sich eine sehr unmetaphorische Prügelei. Aber auch in den Wespen und den Vögeln treffen wir in der Parodos die urtümliche Form des Spiels, daß gegen irgendwelche auf der Bühne bereits befindliche Personen der hereinziehende Chor zum körperlichen Angriff vorgeht [1]), und *παῖε* ist geradezu das technische Wort, das dabei immer fällt [2]). Es mag uns im ersten Augenblick befremdlich sein, daß nicht das offenbar stark von der Tragödie her beeinflußte spätere Satyrspiel sondern die Komödie uns den Weg zeigen soll. Aber dürfen wir bei Pratinas das metaphorisch erklären, was uns die Komödie typisch als konkrete Handlung zeigt? Nein, auch hier stürmt der Chor in die Orchestra, verjagt den Flötenspieler mitsamt seinem Chore [3]), und als er dann das Feld behauptet hat, da stellt er sich vor den Gott hin: „Und jetzt sieh einmal, wie ich in der dir wohlgefälligen Weise Arm und Bein zu werfen vermag [4]), du Thriambodithyrambos! Und von mir höre mein dorisch Lied!“

Unmöglich kann doch aber Pratinas mit der bloßen Ankündigung eines Liedes auf den Gott geschlossen haben. Also ist das Stück, das uns vorliegt, kein vollständiges Ganzes. Der Musik-

---

1) Vgl. die gute Dissertation von Röhm, De comoediarum Aristophanearum compositione (Gött. 1921, Auszug im Jahrb. d. Gött. philos. Fakultät 1922, 85), der mich überzeugt hat, daß gerade dies die älteste Form des Agons der Komödie ist und Zielinski's Schema erst am Schluß ausgebildet wurde.

2) Wesp. 456. 458. 398, Vö. 365, Wolken 1508.

3) Bei *φλέγε* mag man an die Szene zwischen Philokleon und der Brothändlerin denken, Arist. Wespen 1390.

4) *ἦν ἰδού, ἅδε σοι δεξιὰ καὶ ποδὸς διαρριφά*, vgl. Eur. Bakch. 943 *ἐν δεξιᾷ χερὶ χἄμα δεξιῷ ποδὶ αἴρειν νιν* (sc. *τὸν θύρσον*). Gemeint ist wohl die Tanzbewegung (gleichzeitiges Heben von Arm und Bein derselben Seite), die der Schauspieler auf der Neapler Satyrspielvase übt. Weege, Der Tanz in der Antike, Abb. 161. 140. 141. 142 u. ö.

historiker, dem wir es letzlich verdanken, mag es nun Herakleides selber oder Glaukos gewesen sein, hat es, weil es für sich geeignet war das historische Vordringen der Auletik zu veranschaulichen, aus einem größeren Zusammenhang herausgehoben. Und wie das ἄκουε des Schlusses eine Fortsetzung erheischt, so genügt am Anfang das τάδε τὰ χορεύματα, um zu erweisen, daß eine Szene vorangegangen war, in der ein andrer Chor auftrat und sang. Der Hauptchor aber bestand aus den Satyrn des Gottes. Was kann also das Ganze andres gewesen sein als ein Satyrspiel?[1]) Die Satyrspiele des Sophokles und Euripides haben gewiß anders ausgesehen; aber da waren eben schon viele Jahrzehnte seit Pratinas' Auftreten vergangen, und die Tragödie hat sich doch in gleichem Zeitraum noch viel mehr von ihrem Ursprung entfernt. Es mag unsrer Phantasie schwer werden, sich das Satyrspiel des Pratinas als Ganzes vorzustellen. Aber das gibt uns kein Recht, Ergebnisse, zu denen eine unbefangene Interpretation führt, umzustoßen. Wenn z. B. etwa die Annahme zweier verschiedener Chöre Bedenken erregen sollte: wer würde denn von der späteren Tragödie aus leicht glauben, daß Aischylos in seinem ältesten Stück neben dem Hauptchor einen von Dienerinnen auftreten lassen konnte?

Das uns erhaltene Lied ist schon von Herakleides als Hyporchema bezeichnet worden. Aber dieser Name besagt nicht das geringste darüber, ob es ein selbständiges Ganzes oder Teil eines solchen war. Und es ist doch offenbar eine feste Grammatikertradition, der bei Tzetzes der leider unbekannte Eukleides folgt:

τὴν δ' ἐμμέλειαν οὗτος ὑπόρχησιν λέγει,
ᾠδὴν χοροῦ τελοῦσαν ὀρχησμοῦ μέτα,
ἣ μᾶλλόν ἐστι πρέπουσα δράμασι τῶν σατύρων·
αὐτοὶ σὺν ὀρχήσει γὰρ ᾖδον τῷ πάλαι[2]).

Pratinas ist eine höchst merkwürdige Erscheinung. Wer erwartet um 500 einen Dichter, der soviel von seiner eigenen Kunst redet, so oft ältere Vertreter seiner Kunst nennt? Hier greift er mitten in das künstlerische Leben seiner Zeit und beansprucht energisch, mitgestaltend einzuwirken. Was ihn erregt, haben wir gesehen. Er wendet sich dagegen, daß ein dionysischer Chor im Theater nach dem durch die Flöte angegebenen gemessenen Takte aufzieht und singt. Das paßt nicht für den lärmenden Gott, der

1) So außer Ottfr. Müller, Kl. Schriften I, 519[1], namentlich Girard in den Mélanges Weil 131 ff. Vgl. noch Münscher im Hermes LIV, 28[1], der wie sein Schüler Jos. Becker hier einen τραγικὸς χορός findet.

2) Tzetzes de trag. 114 (Com. fr. p. 46) cf. Cramer Anecdota Paris. I, 20 ὑπόρχημα δ' ἂν εἴη μᾶλλον τῶν σατύρων· ἐκεῖνοι γὰρ ᾄδοντες ἅμα καὶ ὀρχοῦντα.

als *Θριαμβοδιθύραμβος* ganz anderes gewöhnt ist. Was ist da gemeint? Nun, jeder denkt doch wohl daran, daß nach der antiken Überlieferung (schol. Arist. Vesp. 582) *ἔθος ἦν ἐν ταῖς ἐξόδοις τῶν τῆς τραγῳδίας χορικῶν προσώπων προηγεῖσθαι αὐλητήν*, daß bei Aristophanes selber in den Vögeln der Chor, der zur Parabase aufzieht, die Nachtigall ruft (682):

ἀλλ' ὦ καλλιβόαν κρέκουσ'
αὐλὸν φθέγμασιν ἠρινοῖς,
ἄρχου τῶν ἀναπαίστων.

So müssen wir uns aber doch auch den Einzug der Danaostöchter in Aischylos' ältestem Stücke denken, so die Parodoi bei Phrynichos. Da haben wir die ruhigen Marschanapäste nach dem Takte der Flöte, denen Pratinas seine galoppierenden Prokeleusmatiker und seine Lauftrochäen entgegenstellt. Ist es wirklich zu kühn, wenn wir annehmen, daß Pratinas solch einen Chor, wie man ihn in der Tragödie seiner Zeit zu sehen pflegte, in feierlichem Marschtempo einziehen ließ, statt der gewohnten Fortsetzung aber einen Chor von Satyrn einführte, der hereinstürmte, den anderen verjagte und dann den Gott in seiner Weise feierte?

Der Mann, der für die Entwicklung der voraischyleischen Tragödie die größte Bedeutung gehabt hat, ist Phrynichos. Ihn kennt Aristophanes in den Fröschen als den ältesten namhaften Tragiker, als **den** Vorgänger des Aischylos (910, vgl. Nachr. Gött. Ges. 1920, 162). Für die peripatetische Theorie ist er es neben Aischylos, der erst die wirkliche Tragödie schafft (oben S. 302). Aber auch technisch und musikalisch hat er offenbar das Drama vervollkommnet, und gern trauen wir ihm die Einführung der anapästischen Parodoi zu. In Aristophanes' Zeit sind besonders noch seine honigsüßen Melodien allbekannt (Vög. 749 Wesp. 220 Frö. 1299), und in den Thesmophoriazusen (160 ff.) nennt Agathon neben den alten Lyrikern wie Ibykos Anakreon und Alkaios, *οἵπερ ἁρμονίαν ἐχύμισαν* und auch in ihrem Äußeren *ἐμιτροφόρουν τε καὶ διεκλῶντ' Ἰωνικῶς*, den schönen eleganten Phrynichos, dessen Dichtungen so schön waren wie er selber. Daß dieser Mann dem Pratinas, der Athen. 624 f. *τὰν ἀνειμέναν Ἰαστὶ μοῦσαν* ablehnt, nicht sehr zusagte, können wir verstehen, und von da aus erhält Pratinas' Ankündigung *ἀλλ' ἄκουε τὰν ἐμὰν Δώριον χορείαν* vielleicht erst vollen Klang.

Ist aber Phrynichos der Gegner, so dürfen wir in aller Vorsicht noch eine Möglichkeit erwägen. Wilamowitz hat den Vergleich der Flöte mit der 'prustenden' Kröte lebendig nachzuempfinden gelehrt, und namentlich im Gegensatz zu dem 'Schwanen-

gesang' des Chores erwächst er ganz naturgemäß aus der Situation. Aber wenn wir daran denken, wie in der alten Komödie fortwährend Witze mit den Eigennamen gemacht werden, wie Antisthenes Platon zu einem Sathon macht, wie Plato selber, wio es scheint, es sich nicht versagt, im Phaidros 252 e mit seinem *οἱ μὲν δὴ οὖν Διὸς δῖόν τινα εἶναι ζητοῦσι τὴν ψυχὴν τὸν ὑφ' αὑτῶν ἐρώμενον* auf den Namen Dion anzuspielen, so drängt sich die Vermutung auf, daß die Worte *Παῖε τὸν φρυνεοῦ πνοὰν ἔχοντα* noch eine besondere kleine Bosheit enthielten. Bechtel hat es ausgesprochen, daß die mit *Φρυν* — gebildeten Namen wirklich Spitznamen sind, die von einem Vergleich mit der Kröte ausgehen [1]), und die Griechen selber haben jedenfalls den Tiernamen herausgehört. Denn von Phryne erzählt Plutarch de Pythiae oraculis 401 a: *Μνησαρέτη ἐκαλεῖτο, τὴν δὲ Φρύνην ἐπίκλησιν ἔσχε διὰ τὴν ὠχρότητα.* Ursprünglich hat wohl der Neid die schöne Hetäre damit ärgern wollen, sie habe eine fahle Hautfarbe, die an die Kröte erinnere oder von dieser stamme. Aelian weiß in der Tiergeschichte XVII 12 jedenfalls davon, daß der Atem der Kröte den Menschen *ὠχρὸν ἐργάζεται . . . μένει τε ἡ ὠχρότης ἡμερῶν οὐ πολλῶν, εἶτα ἀφανίζεται.* Danach lag es für die Athener in Pratinas' Zeit gewiß auch nicht fern, aus *φρυνεοῦ* den Namen 'Krötlein' herauszuhören.

Aber das bleibt nur eine Möglichkeit, auf die nichts ankommt. Wesentlich ist, daß Pratinas' Lied uns mitten in die künstlerischen Kämpfe am Ausgang des sechsten Jahrhunderts hineinführt. Als Zeugnis für diese hat es schon Herakleides gewertet und so an die alexandrinische Philologie übermittelt. Daß das Lied ein Lied der Satyrn war und aus einem Satyrspiel stammte, wird Herakleides wie den Alexandrinern gewiß ohne weiteres bewußt gewesen sein. Sehr schade ist es nun, daß das Epigramm des Sositheos auf Pratinas, das in den beiden Gedichten auf Sophokles und Sositheos vorausgesetzt wird (Reitzenstein RE V 1126), nicht in die Anthologie aufgenommen worden ist. In den beiden andern dürfen wir Beziehungen auf den Hauptinhalt, auf den Kampf gegen die Auletik, nicht erwarten. Gerade darum erscheint mir etwas andres bemerkenswert.

Wenn der Satyr auf Sositheos' Grab das alte Satyrspiel charakterisieren will, so sagt er von sich (A. P. VII 707, 7):

Καὶ πάλιν εἰσώρμησα τὸν ἄρσενα Δωρίδι μούσῃ ῥυθμόν.

Ist es wirklich ein Zufall, daß dieser Vers an die entscheidende

1) Bechtel, Die einstämmigen männlichen Personennamen des Griechischen, die aus Spitznamen hervorgegangen sind (Abh. Gött. Ges. d. Wiss. N. F. Bd. 2, Nr. 5), S. 14 und 43.

positive Schlußwendung in Pratinas' Hyporchem anklingt:

ἀλλ' ἄκουε τὰν ἐμὰν Δώριον χορείαν?

Die folgenden Verse des Epigrammes sind leider verderbt, nur soviel ist deutlich, daß hier der laute Lärm der Dionysosthiasoten als Kennzeichen des Satyrspieles erschien[1]) — auch das ein getreues Gegenbild zu Pratinas' Lied. Wem dies einleuchtet, der mag dann auch in dem *ἐκισσοφόρησε γὰρ ὡνὴρ ἄξια Φλιασίων . . . Σατύρων* eine Erinnerung an die Anrufung des *Κισσοχαίτης ἄναξ* durch Pratinas' Satyrn finden.

Ein zwingender Beweis ist bei der Dürftigkeit unsrer Überlieferung nicht zu führen. Aber soviel werden wir als Ergebnis unsrer ganzen Untersuchung feststellen dürfen: Wenn die alexandrinischen Philologen Pratinas die Erfindung des Satyrspieles zuschrieben, so ist das eine Hypothese, gegründet auf das Material, das ihnen die musikgeschichtliche Forschung des Herakleides (und Aristoxenos) vermittelt hatte[2]). Wahrscheinlich ist, daß das Hyporchem aus einem Satyrspiel, das für uns das Hauptzeugnis für Pratinas' Dichtung ist, auch auf sie von Einfluß gewesen ist.

Werden wir aus dem Hyporchem dieselben Schlüsse ziehen? Das hängt von der Interpretation ab.

Völlig ausgeschlossen erscheint da zunächst die Vorstellung, als sei an eine rein attische, organisch entwickelte Tragödie friedlich zur Volksbelustigung ein gänzlich anders geartetes dorisches Element gefügt. Pratinas' Lied atmet Kampf. Seine Satyrn stellen sich in scharfen Gegensatz zu einer Kunstübung, die sich an Dionysos' Thymele breit macht und die er als anmaßende Hybris von Eindringlingen bezeichnet. Das können sie unmöglich tun, wenn sie selber aus der Fremde nach Athen kommen, ohne irgendwelches Heimatsrecht zu haben. Die Satyrn fühlen sich als die berufenen Vertreter des Dionysos. Um so bedeutsamer ist es, daß sich ihr Kampf nicht gegen die Person der anderen Verehrer richtet, sondern gegen die Art, wie diese dem Gotte huldigen. Daß diese nach dem Takt der Flöte mit ruhigen Marschanapästen kommen, das erregt ihren Zorn. Das betrachten sie als etwas, was im

---

1) *πρός τ' αὐδὴν ἑλκόμενος μεγάλην*
† ἑπτά δέ μοι ἔρσων τύπος οὐ χερὶ καινοτομηθείς
τῇ φιλοκινδύνῳ φροντίδι Σωσιθέου.

Im vorletzten Verse betrachte ich Jacobs' *θύρσων κτύπος* als sicher (Eur. Bacch. 240 *παύσω κτυποῦντα θύρσον*); auch Stadtmüllers *ἕσπετο* für *ἑπτά δέ* ist gefällig. Das Ganze aber noch nicht hergestellt.

2) Wir wollen uns hier noch einmal erinnern, daß auch die Theorie von der Bedeutung des Hyagnis aus Aristoxenos stammt (oben S. 306).

Widerspruch zum Geiste des Dionysosdienstes steht. Es wird nicht direkt ausgesprochen, aber drängt sich als unmittelbarer Eindruck auf, daß diese Führerrolle der Flöte nicht von Anbeginn gewesen, sondern eine Neuerung ist, gegen die Pratinas' Chor Protest erhebt. Was er selber zu bringen beansprucht, ist nicht ein Zusatz, sondern eine Erneuerung, eine Wiederbelebung des echten dionysischen Geistes. Gewiß nicht vom Standpunkt des Peloponnesiers allein, sondern von dem des alten athenischen Spieles aus.

Ist das aber richtig, so werden wir uns die Schlüsse der alexandrinischen Philologen nur halb zu eigen machen dürfen. Pratinas hat seine Bedeutung für das Satyrspiel, und es ist sehr möglich, daß das spätere Satyrspiel, auch schon das des Aischylos an ihn anknüpft. Aber ein völlig neues Element war es in Attika nicht. Schon die *τράγοι*, die Arion an Perianders Hofe tanzen ließ, unterschieden sich gewiß in ihrem Auftreten von ihren ausgelassenen Brüdern in Phleius. Die *τραγῳδοὶ* sind dann in Korinth zu einer so festen Einrichtung geworden, daß man ruhig den Namen beibehielt, als sie durch Peisistratos nach Attika herübergeholt wurden und dabei sich attischen Vorstellungen auch im Aussehen anpaßten. Aber ein *σατυρικόν*, ein heiteres Spiel von Tänzern, deren ursprüngliche Satyrnatur noch empfunden wurde, war es doch, das Thespis brachte, und erst allmählich hat sich daraus die Tragödie entwickelt, natürlich unter dem Einfluß einer schöpferischen Persönlichkeit, zunächst des Phrynichos. Neu war das, was dieser brachte, neu im Inhalt wie in der Form, die sich der Geist schuf. Kein Wunder, daß viele Athener in dieser Entwicklung eine Entfernung vom alten Dionysosspiel sahen; kein Zufall auch, daß ein Phleiasier diesen Empfindungen den künstlerischen Ausdruck fand. Und auch das versteht man leicht, daß seine Reaktion über das Ziel hinausschoß, daß er aus seiner Heimat ein Satyrspiel mitbrachte, wie es in solcher Ausgelassenheit nie in Athen bestanden hatte. Sein Spiel fand Beifall, weil es eine tatsächlich durch die letzte Entwicklung ungebührlich zurückgedrängte Seite des dionysischen Wesens wieder zur Geltung brachte. Aber diese Entwicklung selber war aus attischer Geistestiefe geboren und ließ sich nicht aufhalten. So fand man den Ausweg, daß sich das dionysische Spiel differenzierte. Scherz und Ernst kamen gesondert in reiner Form zu künstlerischer Gestalt. Das Satyrspiel trat als eigne Gattung, aber untrennbar verbunden neben die Tragödie.

Kritische Bemerkungen zum römischen Relief.

Von

F. Koepp.

Vorgelegt in der Sitzung am 25. März 1927.

Seitdem Franz Wickhoff in seiner berühmten Einleitung zur Ausgabe der Wiener Genesis-Handschrift die Kunst der römischen Kaiserzeit, insbesondere die der flavischen Epoche als die wahre Blüte der antiken Kunst überhaupt verherrlicht hat, darf sich die römische Kunst über Vernachlässigung oder Geringschätzung nicht mehr beklagen. Die Hochflut des Einflusses der Wickhoffschen Anschauungen hat sich freilich längst verlaufen, hatte sich schon einigermaßen verlaufen, als diese blendende Skizze des Werdeganges der antiken Kunst vor nun auch schon einem halben Menschenalter durch den handlichen Abdruck im dritten Band von Wickhoffs Schriften endlich leichter zugänglich wurde. Aber lediglich als ein Anhängsel zur griechischen Kunst wagte man die römische nun doch kaum noch auszugeben; nur Niedergang und Verfall sah man in ihr nicht mehr, blieb vielmehr, wie auf anderen Gebieten, so auch hier, bemüht, das römische Gut von dem griechischen Erbe zu scheiden, und durfte meinen, für die Ermittlung des Entwicklungsganges dieser Kunst in den verhältnismäßig zahlreichen festdatierten Originaldenkmälern bessere Anhaltspunkte zu besitzen, als sie für die griechische Kunst zu Gebote stehen.

Zwei kurz nach einander erschienene Arbeiten jüngsten Datums waren für mich der Anlaß zu erneuter Beschäftigung mit diesen Fragen und zum Nachdenken über die grundsätzliche Möglichkeit ihrer Beantwortung — von Johannes Sieveking die eine [1]), auf dessen Worte wir, wenn von römischer Kunst die Rede

---

1) Joh. Sieveking, Das römische Relief: Festschrift für Paul Arndt S. 14—35; S. 136 f. — Carl Weickert bekennt sich in seinem Aufsatz über das „Gladiatoren-Relief der Münchener Glyptothek" (Münchener Jahrbuch N. F. II S. 1—39) ausdrücklich zur Abhängigkeit von Sievekings Anschauungen, sucht diese aber durch selbständige Beobachtungen zu stützen und führt die Geschichte des Reliefs etwas weiter. [Vgl. jetzt auch Gnomon 1927 S. 215 f.]

ist, stets mit besonderer Aufmerksamkeit zu hören gewohnt sind, von einem jüngeren holländischen Archäologen G. A. S. Snijder, die andere[1]). Beide gehen auf die Ermittlung einer Zeitfolge der Reliefwerke der römischen Kaiserzeit aus, die mit der Scheidung des eigentümlich Römischen vom Griechischen eng verbunden ist, der Aufsatz Sievekings den ganzen Verlauf der Reliefkunst der Kaiserzeit überschauend, der von Snijder auf die Scheidung der trajanischen und der hadrianischen Periode sich beschränkend.

Den Anhalt für eine Periodenscheidung finden beide Forscher in dem verschiedenen Verhalten der einzelnen Denkmäler zu dem, was einem jeden von ihnen als das für die römische Kunst Bezeichnende erscheint; sie werden sich dabei kaum dessen bewußt, daß sich die beiderseitigen Kriterien eigentlich recht schlecht mit einander vertragen, wenn auch das Ergebnis da, wo die beiden Arbeiten unmittelbar einander berühren, leidlich übereinzustimmen scheint.

Sieveking sieht in der „bewußten Einbeziehung des Tiefenraumes in die Darstellung“ — mag sie nun nur „die Zusammenfassung aller Figuren durch das vereinigende Band des sie umgebenden Raumes“ sein oder die Darstellung der landschaftlichen und architektonischen Räumlichkeit — das kennzeichnende Merkmal des römischen Reliefs im Gegensatz zu dem flächenhaften griechischen, und in dem wechselnden Verhältnis zu diesem „Raumproblem“, und nur in ihm, findet er das Unterscheidungsmittel verschiedener Stufen der römischen Reliefkunst, verschiedener „Stile“.

Daß die der Betrachtung unterworfenen Denkmäler sich zu dem „Raumproblem“ verschieden verhalten, ist natürlich richtig beobachtet. Aber ein verschiedenes Verhalten braucht nicht ein wechselndes Verhalten zu sein. Es ist die Frage erlaubt, ob es durchaus chronologisch erklärt werden muß und dann wiederum zur Grundlage zeitlicher Anordnung gemacht werden darf, ob es lediglich vom Willen des Künstlers oder vielleicht von anderen Bedingungen abhängig ist. Wir suchen die Antwort, indem wir den Darlegungen Sievekings prüfend folgen, und lassen uns so zu der Hauptfrage hinführen, ob überhaupt die Raumwirkung, die wir bald erstrebt, bald vernachlässigt sehen, der rechte Prüfstein ist für die Unterscheidung griechischen und römischen oder viel mehr italischen Kunstempfindens, so gut das auch zu der ge-

1) G. A. S. Snijder, Der Trajansbogen in Benevent: Jahrbuch des Archäologischen Instituts XXXXI 1926 S. 94—128.

läufigen Vorstellung von dem „römischen Wirklichkeitssinn" zu passen scheint.

Den „Eindruck der Räumlichkeit" stellt Sieveking bei dem Fries der Ara Pacis fest — auch bei dem Festzug, der sich eben hierdurch — und nicht zu seinem Nachteil! — von dem so gern mit ihm verglichenen Parthenonfries unterscheide; weit deutlicher aber bei dem „Tellusrelief" und dem „Opfer des Aeneas". Dieser „Eindruck der Räumlichkeit" soll es sein, den die Opferszene vom Altar des Domitius Ahenobarbus noch vermissen läßt, die freilich auch sonst die wesentlichen Elemente des römischen historischen Reliefs erst teilweise und ungeschickt zu verwenden weiß. In jenem Mangel der „Einbeziehung des Tiefenraums" — und nur in dem! — wäre sie „griechischer" als sie nach Zeit und Ort ihrer Entstehung zu sein brauchte, — wenn wirklich jene „Tiefenwirkung" der Sonderbesitz der römischen, der italischen Kunst wäre und bei etruskischen Aschenkisten der hellenistischen Zeit eben deshalb sich fände, nicht weil sie der Entstehungszeit überhaupt entsprochen hätte [1]). Dann dürfte man sich freilich wundern, diese Tiefenwirkung bei dem Nereïden-Zug des Domitius-Altars, der doch ganz griechisch ist, besser zum Ausdruck gebracht zu sehen als bei der römischen Opferszene.

Mit Recht sieht Sieveking dann in der Gemma Augustea einen „ebenso charakteristischen Vertreter des augusteischen Reliefs, wie die Friese der Ara Pacis es sind": „Historische Begebenheit mit Allegorie durchsetzt, Wirkliches und Ideales in engster Verbindung, kühle, elegante, neuattische Ausdrucksform, und dabei in beiden Streifen eine räumliche Tiefenwirkung der Darstellung, wie sie im antiken Relief nicht ihresgleichen hat".

Dann aber soll der Pariser Tiberius-Kameo beweisen, daß „die direkt folgende Generation sich wieder mehr der griechischen Reliefauffassung genähert und die dieser eigene flächenhafte Komposition stärker betont habe, als die räumliche italische". Wenn hier die Personen, neben einander aufgereiht, obwohl teilweise sich deckend, doch wie in einer Ebene wirken", so soll das „kein Nichtkönnen" sein, sondern „ein anderes Prinzip in der Auffassung des Reliefs". Aber ein geringeres Können beweisen doch auch die einzelnen Figuren, und andererseits fehlen Ansätze zu

1) Sieveking 19f. Auch Sieveking konnte von den zahlreichen Denkmälern, die er nennt, nur ganz wenige abbilden. Mir sind an dieser Stelle Abbildungen überhaupt versagt; ich werde aber auch Verweise auf solche nur da geben, wo es sich nicht um ganz bekannte und in dieser oder jener Abbildung jedem leicht zugängliche Denkmäler handelt.

räumlicher Vertiefung nicht ganz, was gegen eine grundsätzlich andere Absicht spricht. Dann aber wurde auch die Herausarbeitung des Reliefs durch die Schichtung des Steines um der Farben willen bedingt und beengt, so daß es nicht rätlich ist, gerade aus einem Werke dieser Art Grundsätze des „Stils“ zu erschließen. Von den übrigen Werken aber, die für diesen Stil der Zeit des Tiberius in Anspruch genommen werden, könnte doch das „Actiumrelief“ in Budapest[1]) an sich ebensogut oder vielmehr weit eher der augusteischen Zeit zugeschrieben werden, wie auch früher geschah; und wenn von dem Augustusrelief in Ravenna nicht das Gleiche gelten soll, da es als Augustus-Apotheose bezeichnet wird, so wird doch seine Beweiskraft für den angeblichen tiberianischen Stil, wie mir scheint, vollkommen aufgehoben durch das zweite, ganz anders geartete Bruchstück desselben Denkmals. Bei der Basis von Puteoli aber wird kein Mensch eine stärkere Betonung der Raumtiefe nach der Art der Aufgabe erwarten, und von dem Suovetaurilia-Relief des Louvre[2]) endlich ist zu sagen, daß erstens die Datierung in die Zeit des Tiberius keineswegs gesichert ist, zweitens ein Streben nach räumlicher Wirkung, zumal bei der Gruppe um den Altar, gar nicht zu verkennen ist.

Unter Claudius soll dann wieder „die italische Tradition stärker durchgebrochen“ sein. Aber die dafür angeführten Beweisstücke sind wiederum bis auf den Kameo im Haag[3]) nicht an sich zeitlich bestimmt, so daß man in die Gefahr eines *circulus vitiosus* gerät. Aber wer die Möglichkeit, vielleicht auch Wahrscheinlichkeit zugibt, daß hier weitergeführt und vollendet sei, was schon die Ara Pacis in Ansätzen bot, wer also der Datierung keineswegs grundsätzlich widerstrebt, der kann doch das „Wiederdurchbrechen“ beanstanden und die „graecisierende tiberianische Zwischenperiode“ bezweifeln.

Zwischen der claudischen und der flavischen Zeit soll sich eine ähnliche Kluft nicht auftun. Jener werden Werke zugewiesen, die die vollendete Ausdrucksmöglichkeit italischer, räumlicher Reliefauffassung mit ihrem Streben nach illusionistischer Tiefenwirkung aufweisen; diese zeigt dann eine Fortentwicklung auch in technischen Dingen, wie in der zunehmenden Anwendung des Bohrers, und in dieser, wie in den immer häufiger und stärker auftretenden Unterschneidungen, ein „Hinarbeiten auf Licht- und Schattenwirkung“, worin dann „in der spätflavischen Periode

1) Brunn-Bruckmann 595.

2) Monuments et Mémoires Fondation Piot XVII, pl. XVII.

3) Furtwängler, Gemmen Tafel 66 I.

ein erster Höhepunkt erreicht wird". Aber dem reichen Licht- und Schattenspiel wird nun — so werden wir mit Verwunderung belehrt — bei den Reliefbildern im Durchgang des Titusbogens die Tiefenwirkung geopfert: der Reliefgrund soll als eine die Illusion des Luftraums ausschließende Fläche zur Empfindung gebracht sein — z. B. durch den an ihm sich scheinbar totlaufenden Durchgangsbogen —; die Flügel der Victoria, die jüdischen Beutestücke und die getragenen Tafeln sollen „an den Grund angeklebt erscheinen". Wie verträgt sich das mit dem gepriesenen Illusionismus? Aber von dem siebenarmigen Leuchter und zwei Tafeln daneben gilt das Gesagte auch durchaus nicht, und das flache Relief der dritten Tafel und des heiligen Tisches ist mit Bedacht gerade in den Dienst des Illusionismus gestellt: der vordere Teil des Zuges ist dem Auge des Beschauers schon ferner gerückt und wird gleich durch den Torbogen verschwinden. Dieser Torbogen aber ist gewiß nicht deshalb nur halb dargestellt, damit der „Eindruck des Luftraums" ausgeschlossen werde — so mutwillig wird kein Künstler die Wirkung seines Werkes zerstören! — sondern entweder hatte der Künstler das Vertrauen, daß man die andere Seite nicht vermissen werde, da sie doch fast ganz durch die sich drängenden Geräte verdeckt worden wäre, oder sie war tatsächlich mit Farbe angedeutet.

Der Annahme Sievekings widerspricht es doch auch geradezu, daß nach seiner eigenen Ansicht sich „in den Anfängen der staffelförmigen Erhöhung der hinteren Kopfreihen" „ein neues Ausdrucksmittel zur Erreichung räumlicher Tiefenwirkung" melden soll, das dann in der trajanischen Zeit eine große Rolle spielt. Soll man glauben, daß der Künstler den Eindruck, den er mit neuen Mitteln erstrebte, auf der andern Seite bewußt zerstörte?

Umgekehrt soll sich dann die Kunst der trajanischen Zeit von der „intensiv mit Licht und Schatten operierenden Methode" bewußt abgewendet haben, als sie durch Zusammendrängung vieler Figuren und ihre Staffelung Tiefenwirkung erstrebte. Deß sollen Zeugen sein die früher einem Bogen des Claudius zugeschriebenen Bruchstücke im Casino Borghese[1]), der Schlachtenfries am Konstantinsbogen[2]) und die Reliefs des Bogens von Benevent[3]) — der Fries der Trajanssäule wird sonderbarerweise gar nicht erwähnt. Aber die Reliefs der Rostraschranken auf dem Forum sprechen nun wieder eine ganz

1) Br. Br. 403. 2) Br. Br. 580. 3) Br. Br. 396 f. und dazu Snijders oben angeführte Abhandlung im Jahrbuch.

andere Sprache. Zwar sei auch hier die in der flavischen Kunst mit so großer Virtuosität ausgeübte Einstellung der Gestalten auf Licht- und Schattenwirkung aufgegeben, aber wir hätten hier wieder Einzelgruppen statt eines Figurengewühls, und diese nicht, wie beim Titusbogen, „kompositionell zu einem einheitlichen Bild zusammengeschlossen, sondern lose neben einander gestellt". Dem Hintergrund soll, „nach fast völliger Beseitigung in den anderen erwähnten trajanischen Werken" — dann durfte freilich der Säulenfries nicht erwähnt werden! — „erneut eine Hauptrolle zufallen", aber in anderem Sinn als früher: ohne seine räumliche Eigenschaft, ohne jede Spur von Tiefenwirkung. Ich bezweifle, daß wir, wenn uns von dem die Waisenstiftung verherrlichenden Relief nur einige Bruchstücke erhalten wären, wie es die borghesischen Reliefs sind, etwa der Kaiser mit seiner Umgebung oder die vor der Rednerbühne stehende Menge, daß wir dann einen wesentlichen Unterschied gegen die Reliefs der anderen Gruppe bemerken würden. Daß aber die Gebäude des Hintergrundes so wenig zur Tiefenwirkung beitragen, das scheint mir gerade dem Schauplatz des Forums zu entsprechen, an dessen Langseiten sich Front an Front reihte, ohne daß der Beschauer zum Bewußtsein der Körperlichkeit der dahinter liegenden Gebäude kam. Es braucht deshalb durchaus kein absichtlicher Verzicht auf Tiefenwirkung angenommen zu werden. Sieveking aber möchte wegen dieses vermeintlichen Verzichts die beiden Reliefs möglichst nah an die hadrianische Zeit heranrücken, für die er solchen Verzicht, die „Betonung der Einzelfigur" und „die flächenhafte Reliefbehandlung" bezeichnend findet. Wir sollen „die gleiche Reaktion zum griechischen Relief hin" erkennen, wie in der tiberianischen Zeit, nur soll es sich „nicht mehr, wie dort, um ein kurzes, schnell überwundenes Intermezzo" handeln, sondern „um einen viel nachhaltigeren Bruch mit der italischen räumlichen Auffassung". In der antoninischen Zeit, so werden wir weiter belehrt, soll „ein abermaliger Wechsel in der Reliefauffassung" erfolgt sein, der „das räumliche italische Element wieder hervorhebt". Wieder sollen wir einen engen Zusammenhang des Hintergrundes mit den figürlichen Elementen anerkennen, und das Operieren mit Licht und Schatten, das in der flavischen Zeit eine so große Rolle gespielt hatte, in der hadrianischen aufgegeben war, sollen wir wieder beginnen sehen. „Der Sinn für Räumlichkeit und die Verwendung der optischen Werte hell und dunkel erfahren eine rasche Steigerung"; wir sehen „das italische Element in kräftigster Entfaltung". Aber die stilistische Verschiedenheit der drei Reliefs

aus Santa Martina im Konservatorenpalast und der acht Attikareliefs am Konstantinsbogen[1]) soll so groß sein, daß sie nicht, wie man gewöhnlich annimmt, von einem einzigen Triumphbogen des Kaisers Marcus stammen können. Wir sollen deren zwei annehmen, „die zeitlich nicht weit auseinanderliegen, zwischen die aber die Ausbildung einer weiteren Stilstufe des römischen Reliefs hineinfällt, die sich fast wie eine Neuauflage flavischer Art ausnimmt". Und schließlich ist doch das Ende ein flächenhaftes Relief mit „ornamentaler Schwarzweißwirkung".

Man könnte die Zerstückelung des Entwicklungsganges gewiß noch weiter treiben, wenn man jedem Denkmal das Recht zugestehen will, einen Wechsel zu bezeugen. So könnte man aus dem Fries, der uns auf dem von Domitian begonnenen, von Nerva vollendeten Forum erhalten ist, eine weitere hellenisierende Zwischenperiode zwischen dem flavischen und dem trajanischen „Stil" erschließen, da dieser Fries doch offenbar mit dem angeblich allein „römischen" Reliefstil wenig gemein hat, vielmehr, soweit die schlechte Erhaltung ein Urteil erlaubt, durchaus an den pergamenischen Telephosfries erinnert[2]).

Aber ist der von Sieveking gezeichnete Zickzackweg überhaupt glaublich?

Im Auf und Ab des modernen Kunstschaffens sehen wir freilich oft genug die Künstler einen mühsam errungenen Fortschritt absichtlich verleugnen und ein Nichtkönnen, zuweilen gewiß nur den Schein des Nichtkönnens selbstgefällig zur Schau tragen — bei allen Absurditäten sicher des Beifalls der Ewig-Morgigen, deren Eitelkeit es zu schmeicheln scheint, das *credo quia absurdum* auf das ästhetische Gebiet zu übertragen.

Und Wilhelm Pinders eben erschienenes Buch über „das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas" scheint ja solchen Zickzackweg sozusagen zum Gesetz zu erheben. Pinder selbst freilich mahnt — und gewiß mit Recht — zur Vorsicht bei der Übertragung der Ergebnisse der „nicht anonymen" Kunstgeschichte auf die „anonyme", und diese Mahnung gilt ganz besonders für die Kunstgeschichte des Altertums, die ja „anonym" leider nicht nur in der uns hier beschäftigenden Zeit ist, in der wir kaum einen einzigen Namen nennen können, sondern auch da, wo sie Namen bietet, da diese fast niemals mit Zeitdaten und Werken

1) Strong-Sellers, Roman sculpture pl. 90 ff.
2) Monumenti dell' Ist. X, tav. XL f.

anders als vermutungsweise verbunden werden können. Aber auch wenn man sich zu dem mystischen Glauben an die geheimnisvollen Zeugungswellen, die in einigermaßen gleichen Intervallen ganze Gruppen von Künstlern heraufführen, zwischen denen nur vereinzelte „Zwischenmeister“, als „Sonderlinge“, „Vollender“ oder „Bahnbrecher“ stehen, wenn man sich, sage ich, zu diesem Glauben noch nicht entschließen kann — und ich gestehe, daß mir persönlich etwas nüchterne Ersatzmittel noch nicht ganz ausgeschlossen scheinen! —, so wird man sich doch leicht bereit finden, in dem Wechsel der Künstlergenerationen ein ähnliches Auf und Ab von Gegensätzen anzuerkennen, wie wir es bei den aufeinander folgenden Generationen im täglichen Leben so oft beobachten. Viel leichter jedoch und zwingender schien mir beim Lesen von Pinders Buch die Anwendung der Erfahrung von der „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“, die uns die neuere Kunstgeschichte und die lebendige Kunst um uns so nachdrücklich einprägt, und wer dann noch bedenkt, daß die uns aus dem Altertum erhaltenen Denkmäler nur ein kleiner Bruchteil der einst vorhandenen sind, der wird es schwerlich wagen, irgend ein Denkmal, auch wenn es sicher datiert ist, für seine Zeit allein bezeichnend, in seiner Zeit allein möglich zu nennen.

Und wenn wir auch die von Sieveking beobachteten Unterschiede und seine Datierungen alle anerkennen und die Möglichkeit, daß verlorene Denkmäler vielleicht in jeder der Perioden das umgekehrte Bild bieten könnten, gar nicht in Betracht ziehen wollten, so dürften wir doch das Verhalten zu dem Problem der Raumdarstellung, so wichtig es ist, nicht für alle Denkmäler in gleicher Weise den Prüfstein der Stilbestimmung sein lassen. Es geht nicht an, ein bescheidenes Erzeugnis des Handwerks in eine Entwicklungsreihe zu zwängen mit kaiserlichen Denkmälern, als deren Schöpfer wir die ersten Künstler der Zeit uns denken dürfen. Es geht nicht an, das Kabinettstück, das in einem vornehmen Innenraum dem Auge des Betrachters nahegebracht war, in Vergleich zu stellen mit einem dekorativen Werk, das nur als Teil eines großen Ganzen auf Fernwirkung berechnet war. Aber es ist nicht nur die Ungleichheit des Könnens und des Arbeitsaufwandes je nach der Bestimmung des Werkes, die uns verbietet, in jedem „Nichtanwenden“ dieser oder jener Kunstform ein „Aufgeben“, eine bewußte Abkehr zu sehen, die uns auffordert, zu all dem „nicht mehr“ und „wieder“ Sievekings unser Fragezeichen zu setzen: Zweck und Verwendung haben von jeher den Stil der Reliefwerke insofern beeinflußt, als ein Fries

anders behandelt wurde als ein metopenartiges Bildfeld — um nur diese beiden Arten der Reliefverwendung, denen sich fast alle sonstigen Reliefs als mehr oder weniger verwandt angliedern lassen, zu nennen. *Similia similibus* muß durchaus unser Grundsatz sein: die Feststellung der Gleichzeitigkeit oder des zeitlichen Verhältnisses allein — auch diese ja selten genug einwandfrei möglich! — genügt nicht, einen Vergleich und Schlüsse aus ihm zu rechtfertigen. Dann aber kann sich auch bei Denkmälern gleicher Art ein Unterschied des Stils daraus ergeben, daß für den Stoff der Darstellung sich im einen Fall ältere Vorbilder bieten, im anderen versagen. Schließlich kommt dann freilich doch noch der „Geschmack" des Künstlers in Betracht — das um so mehr, je höher der Künstler steht — und der Wunsch des Auftraggebers — das um so mehr, nicht je kunstsinniger, sondern je mächtiger der ist. Damit nähern wir uns dann dem Gesichtspunkt, den Sieveking als einzigen gelten zu lassen scheint. Aber der Geschmack des einzelnen Künstlers und der Wunsch des einzelnen Auftraggebers ist nicht gleichzusetzen einem „Kunstwollen" der Zeit. Da gilt eben doppelt jenes „Gesetz" von der „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen": Es hat stets rückständige und fortschrittliche Künstler zur gleichen Zeit gegeben, reaktionäre und revolutionäre, und zur selben Zeit hafteten die Wünsche des einen Bestellers an bewährten Mustern, während die eines anderen dem Können der zeitgenössischen Kunst vorauseilten, ja vielleicht über die Grenzen des künstlerisch Möglichen hinausschossen.

Wer das alles nach Gebühr erwägt, wird schwerlich ein einziges Kriterium ausreichend finden für die Abgrenzung von Perioden — und sei es auch ein so wichtiges, wie das Verhalten zu dem Problem der Raumgestaltung es sicherlich ist! Wird er nicht auch Bedenken tragen, auf die Frage nach dem eigentlich Römischen, also auch nach dem Anteil des Griechischen — denn nur um diese beiden Bestandteile scheint es sich bei der Kunst der Kaiserzeit zu handeln — eine einzige Antwort zu suchen? Wird er überhaupt die Antwort vom römischen Gebiet aus suchen? Wäre das nicht ähnlich — nicht ganz so, aber doch ähnlich! — als ob man aus den durcheinanderwogenden Elementen der modernen Kunst das uns wesentlich Eigene herausdestillieren wollte? Aussichtsvoller scheint es mir zu sein, sozusagen von außen an das Römische heranzutreten, zu fragen, was ist griechisch, was kann griechisch sein an dieser Kunst der Kaiserzeit? Davon soll noch die Rede sein.

Sehr viel weniger Zutrauen noch werden wir haben zu dem

Kriterium, dem Snijder Geltung zu verschaffen wünscht sowohl für die Scheidung zweier Perioden — der trajanischen und hadrianischen — als zur Scheidung des Römischen vom Griechischen.

Snijder glaubt, auf die Gewandbehandlung sich beschränkend, einen „plastischen" griechischen, von einem „linearen" römischen, italischen Stil unterscheiden zu können. Während dort „das dekorative Schema der Gewänder" „durch die plastischen Faltenrücken" gebildet wird, sind hier die mit dunkelen Schatten gefüllten, in die flache Masse eingegrabenen Faltenlinien das Entscheidende. In seiner Habilitationsschrift [1]) glaubt er nachgewiesen zu haben, „daß die Neigung 'linear' zu werden vom Anfang der Kaiserzeit an in zunehmendem Maße wahrnehmbar wird", ja er möchte in der „Vorliebe für lineare Ausdrucksmittel ein altitalisches Erbgut" sehen, womit die Zunahme der Neigung seit der augusteischen Zeit freilich einigermaßen im Widerspruch zu stehen scheint. Im Widerspruch aber scheint mir auch, wie schon anfangs angedeutet wurde, dieses „italische Erbgut" mit dem von Sieveking angenommenen der „Räumlichkeit" zu stehen, die doch eher einer Neigung zum „Plastischen" Vorschub leisten sollte.

Von diesem Kriterium gilt jedenfalls in verstärktem Maße das von dem anderen Gesagte: es kann diese „lineare" Faltenbehandlung statt der „plastischen" sehr wohl ein Qualitätsunterschied, ein Unterschied der Technik und der aufgewandten Arbeit sein; insbesondere konnte man bei flachem Relief leicht dazu kommen, die Faltenzüge lediglich einzutiefen. Zur Scheidung der Perioden innerhalb der römischen Reliefkunst und zur Scheidung dieser selbst von der griechischen scheint dieser Unterschied deshalb recht ungeeignet.

Aber Snijder scheint in dem neuen Aufsatz für ihn eine größere Beweiskraft zu gewinnen, indem er ihn eine auf anderer Grundlage aufgebaute Hypothese stützen und umgekehrt durch sie eine Bestätigung empfangen läßt.

Vor Jahren hat Domaszewski aus der Darstellung zweier Reliefs des Bogens von Benevent geschlossen, daß dieser Bogen, der nach seiner Inschrift zu Ehren Trajans in dessen achtzehntem Regierungsjahre (113/14 n. Chr.) errichtet wäre, erst unter Hadrian

1) Romeinsche Kunstgeschiedenis. Groningen 1925. Es wird manchem meiner Leser willkommen sein zu erfahren, daß von der beachtenswerten, in der „Tijdschrift voor Geschiedenis" erschienenen und so an vielen Orten nicht leicht zugänglichen Arbeit Sonderdrucke vom Verlag (P. Noordhoff, Groningen) zum Preise von 1 Rm. zu beziehen sind (39 S. mit 15 Abbildungen auf 4 Tafeln).

fertiggestellt sein könne[1]). Aus jenen beiden Reliefs soll Hadrian selbst zu uns sprechen, der dem Gerücht, daß seine Adoption durch Trajan gar nicht erfolgt sei und dem Vorwurf, daß er eine eroberte Provinz unter Verletzung der römischen Ehre habe fahren lassen, entgegentreten wollte. Domaszewskis Vermutung hat mehr Widerspruch als Zustimmung gefunden, diese letztere aber besonders nachdrücklich bei Wilhelm Weber, der freilich dabei gerade wider Willen die Schwäche der Beweisführung recht kenntlich macht[2]). Nun will der Archäologe beweisen, daß eben jene Reliefs aus Gründen des Stils erst der Hadrianischen Zeit angehören können. Keine bessere Unterstützung könnte sich in der Tat der Historiker wünschen. Aber es ist die Frage, ob die archäologische Beweisführung der Kritik besser Stand hält als die des Historikers.

Wenn man bei Sieveking die Perioden seiner Reliefentwicklung mit den Regierungszeiten der Kaiser bezeichnet findet, so könnte die Vorstellung entstehen, daß fast jeder Kaiser der Kunst eine andere Richtung gegeben hätte. Davon kann natürlich keine Rede sein, und es ist auch gewiß nicht Sievekings Meinung. Aber unter den Kaisern ist, außer Augustus selbst, doch noch einer, von dem es in der Tat wahrscheinlich ist, daß er auf die Kunst seiner Zeit Einfluß gesucht und gewonnen hat: Hadrian. Dieser Einfluß kann nur den graecisierenden klassicistischen Neigungen des Kaisers entsprochen haben.

So könnte denn der Versuch, hadrianische Kunst gegen trajanische abzugrenzen, noch am ersten ein Gelingen versprechen. Aber daß das Kriterium Snijders das zuverlässigste nicht ist und allein auf keinen Fall ausreicht, sieht man leicht. Als Beispiel des hadrianischen Stils gelten ihm die Rundreliefs am Konstantinsbogen. Dagegen wird man nichts einwenden: diese so lange hin- und hergeschobenen Reliefs sind ja nun wohl als hadrianisch allgemein anerkannt, so sehr auch der Unterschied der beiden Reihen betont wird — Sieveking nennt übertreibend die der Südseite der der Nordseite „unendlich überlegen“ [3]). Den „plastischen“ Stil wird man keiner der beiden Reihen absprechen. Weniger leicht scheint es, den „linearen“ als für die trajanische Zeit bezeichnend zu erweisen. Snijder hatte zum Beweis in der

1) Oesterreichische Jahreshefte 1899 S. 186 f. = Abhandlungen zur Römischen Religion S. 25 f.

2) Untersuchungen zur Geschichte des Kaisers Hadrianus. Heidelberg 1907.

3) Zuletzt Bulle, Jahrbuch 1919 S. 144 f.; Lehmann-Hartleben, Röm. Mitt. 1920 S. 143 f.; Buschor, ebenda 1923/4 S. 52 f.

früheren Schrift das Opferrelief des M. Ulpius Orestes angeführt. Da aber gerade dieses inzwischen Sieveking der hadrianischen Zeit zugewiesen hat, beruft er sich nun ausschießlich auf den Fries der Trajanssäule. Aber bei dessen flachem Relief und ungeheurer Ausdehnung wird die vorhin betonte „Möglichkeit" zur Wahrscheinlichkeit.

Dann aber fällt der Nachweis des „linearen" Stils an dem Bogen von Benevent nicht leicht; daß er noch am ersten bei den flacher gehaltenen Figuren des Hintergrundes gelingt, ist kein Zufall. Snijder sieht sich gezwungen, den Nachdruck auf zwei andere Eigenschaften dieser Reliefs zu legen, in denen trajanischer Stil im Gegensatz zum hadrianischen zum Ausdruck kommen soll: die Tiefenwirkung und den angeblichen Expressionismus der Faltenzüge. Bei der Berufung auf jene hat er Sieveking zum Bundesgenossen, hat auch Widerspruch kaum zu befürchten, wenn die Erklärung der Tatsache auch verschieden ausfallen mag. Mit der beredten Erläuterung aber des vermeintlichen Expressionismus scheint er mir nicht so sehr das Werk des antiken Künstlers zu interpretieren als unter der Einwirkung modernster Kunstanschauungen zu stehen. Indessen fehlt die Einsicht nicht, daß die Faltengebung der Gewänder letzten Endes zu erklären ist durch die Körper, die sie tragen — am meisten bei der griechischen Gewandung, am wenigsten bei der römischen Toga, deren Faltenwurf deshalb expressionistischer Ausdeutung ein geduldiges Experimentierfeld bietet.

Nun aber ist die Frage, ob die als trajanisch geltenden Eigenschaften wirklich, wie Snijder meint, den Reliefs der Attika abzusprechen sind. Ihre „plastischere" Wirkung, soweit sie auf dem stärkeren Hervortreten der zum Teil fast als Rundplastik erscheinenden Hauptfiguren, auf der Anordnung aller Figuren in nur zwei „optischen Reihen", auf der Vermeidung krasser Überschneidungen beruht, findet meines Erachtens ihre Erklärung in der Berechnung auf die hohe Anbringung und die freiere Stellung in dem bekrönenden Bauglied. Die durchaus nicht „lineare", sondern plastische Ausdrucksweise der Gewandung aber erklärt sich — wenn es dessen überhaupt bedürfte — durch das Vorwiegen der griechischen Tracht und die Abhängigkeit vieler Gestalten von griechischen Vorbildern. Eine wesentlich andere Behandlung des Hintergrundes schließlich vermag ich nicht anzuerkennen. Nicht durch eine „erdrückend nahe Rückwand" werden die Figuren der dritten und zweiten Reihe nach vorn gedrängt, sondern durch den Wunsch, sie möglichst sichtbar werden zu lassen. Ich bestreite auch, daß

jemals der Hintergrund mit Bauten ausgestattet wurde, um ihn „als geschlossen und undurchdringlich zu charakterisieren" und „die Tiefe auszuschließen" (S. 123), und ich finde es vollends unmöglich, im einen Fall den Bauten diesen Zweck zuzuschreiben, im anderen Fall aber durch den „auf keinerlei Weise aktivierten", d. h. leeren Hintergrund den Eindruck entstehen zu lassen, „als ob hier kein Raum wäre, als ob die Figuren durch die materielle Rückwand des Reliefs in eine Reihe gezwungen würden" (S. 124).

Erst recht muß ich Einspruch erheben gegen die Art, wie Snijder versucht, mitten in einem der Pylonenreliefs die Grenze zu ziehen zwischen dem Anteil der trajanischen und der hadrianischen Zeit: die Hypothese, die den „hadrianischen" Künstler eine Szene von „grundverschiedener Raumauffassung" in roher Weise in den ursprünglichen Entwurf „hineinkeilen" läßt, erinnert doch zu sehr an manche philologischen Hypothesen einer vergangenen Zeit, die auch kein Bedenken trugen, dem „Interpolator" jeden Unsinn aufzubürden, von dem der Autor selbst befreit werden sollte, der aber nicht ganz selten nur auf einem Mißverständnis des Interpreten beruhte.

Kurz, ich kann nicht zugeben, daß die Beteiligung der „hadrianischen" Kunst an dem Bogen erwiesen und damit der Vermutung Domaszewskis eine Bestätigung zuteil geworden ist. Hat die „lineare" Faltenbehandlung hier die Probe nicht bestanden, als Anhalt für die Abgrenzung des „Römischen" gegen das Graecisierende zu dienen — Snijder selbst hat es ja vorgezogen, sich auf die Raumgestaltung zu berufen —, so werden wir um so weniger geneigt sein, jene ganz allgemein als Anhalt für die Abgrenzung gegen das Griechische, als Merkmal der römischen Reliefbehandlung oder gar der römischen Plastik überhaupt anzusehen. Aber auch die Berufung auf Sievekings Kriterium hat sich als nicht beweiskräftig oder vielmehr als nicht berechtigt erwiesen. Damit ist aber weder gesagt, daß eine Verleugnung der Tiefenwirkung nicht für die hadrianische Reliefkunst bezeichnend, noch daß ihre Betonung kein Merkmal der römischen Kunst sei. Nur ist die absichtliche Verleugnung hier nicht vorhanden, und ob ihre Betonung der römischen Kunst eigentümlich, das heißt der griechischen Kunst fremd ist, bleibt noch zu untersuchen.

Es wäre möglich, daß Snijder zu seiner meines Erachtens falschen Bewertung des Hintergrundes auf den der hadrianischen Zeit zugeschriebenen Reliefs durch Sieveking verleitet worden ist. Denn nicht unähnlich, dünkt mich, urteilt dieser über ein

Relief, das ihm vor anderen als vollwichtiges Zeugnis hadrianischer Kunst gilt — schon deshalb weil dieses Relief — es ist die Rückseite des „Altars von Ostia“ — allein von allen, die er anführt, durch ein inschriftliches Datum der Regierungszeit Hadrians zugewiesen wird [1]).

Allerdings schränkt Sieveking selbst die Zeugniskraft dieses Werkes etwas ein, indem er es „von handwerklich dekorativer Art“ nennt, vielleicht in bewußtem Gegensatz zu einer zuweilen etwas übertrieben geäußerten Bewunderung. Aber vielleicht muß sich die Zeugniskraft noch eine weitere Einschränkung gefallen lassen angesichts der sonderbaren Anbringung der datierenden Inschrift, die an ursprünglicher Zugehörigkeit zweifeln läßt. Man ist in Versuchung, damit auch den Widerspruch zu erklären zwischen der Widmung an Silvanus und den Reliefdarstellungen, die darauf gar keine Rücksicht nehmen — wenn nicht, wie vermutet worden ist, jene Widmung sekundär ist, wobei die Ara zur Basis einer Statue umgewandelt worden wäre.

Für uns kommt hier eigentlich nur die Rückseite in Betracht — die anderen Seiten nur insofern, als sie uns deutlich zeigen, daß der Verfertiger der Ara über verschiedene Reliefweisen verfügte, die er nach Belieben anwandte.

Das Relief der Rückseite, das die Auffindung der von der Wölfin genährten römischen Zwillinge darstellt, gehört zu der Gattung der sogenannten „hellenistischen Reliefs“, bei denen die Landschaft eine große, mit dem griechischen Relief der „klassischen“ Zeit nicht vereinbare Rolle spielt. Hier soll nun „der Bruch mit der italischen räumlichen Auffassung“, der dem landschaftlichen Relief der hadrianischen Zeit nach Sieveking eigen ist, besonders deutlich sein. „An der Szene“, so lesen wir, „fällt auf, daß, wenn auch die figürlichen Elemente alle, bis auf den oben links sitzenden Jüngling, der sich in mehreren Stufen aufbauenden Felswand vorgelagert sind, diese ganz und gar nicht die Rolle eines Hintergrundes spielt — sondern im Gegenteil ausgesprochen als Vordergrund wirkt. Das landschaftliche Beiwerk ist hier nicht mehr, wie in der frühen Kaiserzeit ein Träger der räumlichen Tiefenillusion, sondern eine zwischen dem neutralen Grund und den Figuren eingeschobene Kulisse, von der diese sich abheben, mit der sie aber keine Raumverbindung eingehen“. Das wäre doch ungefähr die gleiche Funktion, wie auf jenem

1) Strong-Sellers, Roman sculpture pl. LXXIV; Mélanges d'archéologie et d'histoire XXVI 1906 S. 483—513 (P. Ducati). Vgl. Helbigs Führer [3] 1463.

Attika-Relief des Bogens von Benevent, auf dem Snijder die Figuren des Vordergrundes durch die der Tiefenwirkung baren, also kulissenartigen Bauten bedrängt sieht, und das er eben deshalb der „klassizistischen“ hadrianischen Kunst zuschreiben möchte.

Solche „Kulissen“ gibt es wohl auf „hellenistischen“ Reliefs, und es wird später von ihnen noch zu sprechen sein. Auf unserem Relief aber kann ich sie überhaupt nicht sehen; denn nicht nur der sitzende Jüngling, sondern auch die beiden Hirten, hinter denen der felsige Hintergrund nicht über die Kniee hinausreicht, heben sich von dem „neutralen Grund“ ab. Wohl ist der Fels, auf dem der Jüngling sitzt, „kulissenartig“, aber er ist nicht hinter, sondern vor den Hauptfiguren und ist nicht anders zu beurteilen als die „Kulissenfelsen“ auf dem Fries der Trajanssäule, an dessen erste Hauptszene — den Übergang über die Donau — wir ganz besonders dadurch erinnert werden, daß auch hier im Vordergrund ein Flußgott gelagert ist, allerdings viel kleiner als dort der Donaugott und nicht gerade vor dem Kulissenfelsen oder in einer, wie dort, durch ihn gebildeten Höhle: hier nur Beiwerk, das lediglich die Örtlichkeit bezeichnen soll, während der Flußgott dort, sozusagen, in die Handlung eingreift, indem er mit seiner mächtigen Rechten die Brücke stützt. In dem sitzenden Jüngling pflegt man die Ortsgottheit des Palatin zu sehen, obgleich dabei auffällig ist, daß er sich in seiner Tracht und ganzen Erscheinung so gar nicht von den beiden Hirten unterscheidet. Seine Kleinheit würde sich dann ebenso wie bei dem Tiber erklären lassen; aber ich halte auch für möglich, daß der Künstler sich den Berggott weiter abseits sitzend dachte, und daß der Felsen, auf dem er sitzt, gar nicht derselbe sein soll, hinter dem die Hirten hervortreten, sondern ein weiter zurückliegender.

„Höhere künstlerische Absichten“ hat man neuerdings auch den „Geländekulissen“ auf der Trajanssäule zugeschrieben, ohne sie freilich offenbaren zu können. Ich bin für eine nüchterne Erklärung. Die von Petersen gegebene aus dem Streben nach Arbeitsersparnis und Deutlichkeit der Umrisse wird man gern gelten lassen, wenn man bedenkt, welches Gewirr von Beinen bei den sich drängenden Personen entstehen würde und zuweilen tatsächlich entsteht. In einigen Fällen aber ist doch auch eine sozusagen topographische Erklärung am Platz, die eine beabsichtigte Kennzeichnung des Geländes im Auge hat, wenn auch einer solchen von Cichorius seinerzeit ein zu breiter Raum gewährt und eine zu genaue Spezialisierung zugemutet worden sein mag. Auf

der Ara von Ostia wird man die „topographische“ Erklärung um so eher zulassen, als eine Arbeitsersparnis kaum in Frage kommt. Jedenfalls beweist dieses Darstellungsmittel — mag es immerhin recht unvollkommen sein und ungeschickt angewandt erscheinen! — eher ein Streben nach Tiefenwirkung als das Gegenteil.

Muß es deshalb durchaus und ausschließlich römisch sein? Römisch ist es in dieser Form gewiß, aber nicht als ein Beweis der Überlegenheit der römischen Kunst und nicht weil ein Streben nach Raumtiefe der griechischen Reliefkunst fremd gewesen wäre.

Damit gelangen wir zu der Hauptfrage, von deren Beantwortung unsere Neigung, Sievekings Kriterium für die Periodenteilung anzuerkennen oder für die beobachteten Unterschiede andere Gründe in Betracht zu ziehen, natürlich wesentlich abhängt.

Wenn Sieveking und mit ihm Weikert die Veranschaulichung der Raumtiefe als den entscheidenden Vorzug der römischen, der italischen Kunst vor der griechischen ansehen, so scheinen sie noch unter dem Einfluß Wickhoffs zu stehen, mehr noch vielleicht, sofern überhaupt fremder Einfluß mitwirkt, unter dem Rodenwaldts. Denn dieser war es vornehmlich, der in seinem, sonst so ausgezeichneten Buch über „die Komposition der pompejanischen Wandgemälde“ — damals gewiß nicht unabhängig von Wickhoff, abhängiger indessen vielleicht von seinem Lehrer Robert, der auf Grund eigener Überzeugungen für Wickhoffs Lehre besonders empfänglich gewesen sein muß — der griechischen Malerei die „Raumdarstellung“ abgesprochen hatte — der Malerei und damit erst recht der Reliefkunst, die hinter jener wohl zurückbleiben, niemals aber ihr vorauseilen kann.

Aber dieser entschieden zu engen Vorstellung von der griechischen Malerei, die übrigens Rodenwaldt selbst längst aufgegeben hat[1]), war sofort besonders nachdrücklich und, wie mich dünkte, überzeugend Ernst Pfuhl entgegengetreten und hatte dem Zeugnis der Stele von Pagasae mit der Darstellung einer Wochenstube und des Niobebildes der Marmortafel aus Pompeji zu seinem Recht verholfen und das Mosaikbild der Alexanderschlacht gegen eine falsche Bewertung in Schutz genommen.

Das Schlachtbild sollte, nach Rodenwaldts damaliger An-

---

1) Vgl. Röm. Mitteilungen XXV 1910 S. 260; XXIX 1914 S. 196, 2; Archäol. Anzeiger 1923/24 Sp. 365 ff.

sicht, durch „die Ausfüllung des größeren Teiles der Bildfläche mit Figuren“ „das Problem der räumlichen Geschlossenheit“ nicht so sehr lösen, als vielmehr „umgehen“, durch diese „Umgehung“ aber, „da sie bewußt ist“, immerhin bezeugen, daß den Malern der Zeit Alexanders das Problem nicht mehr fremd war. Aber hier ist nicht Umgehung, sondern wirklich Veranschaulichung: „das Bild hat eine ganz beträchtliche Tiefe, von dem senkrecht zur Bildfläche stehenden Pferde bis zu den Reitern, die wir uns zu dem Walde starrender Lanzen ergänzen“ (Pfuhl). Der Eindruck wird, nach meinem Gefühl, nur dadurch beeinträchtigt, daß der Künstler im Vordergrund einen Streifen des Bodens leerließ, wodurch das Figurengetümmel gewissermaßen in eine Schicht zusammengedrängt erscheint; es ist auffällig, wie sehr das Bild an überzeugender Tiefe gewinnt, wenn man diesen vordersten Bodenstreifen zudeckt[1]).

Bei dem Niobebilde[2]) sollte nach Rodenwaldt S. 8, 2 (vgl. S. 188) „die Architektur nicht raumbildend, sondern aus inhaltlichen Gründen den Figuren hinzugefügt“ sein. „Raumbildend“, so möchte man sagen, ist hier nicht erst die Architektur; aber die Tiefenwirkung, die schon die Gruppierung der Figuren hat, wird durch diese Architektur in geradezu erstaunlicher Weise verstärkt, und ein Künstler, der das nicht beabsichtigte oder nicht vermochte, hätte den „inhaltlichen Gründen“ doch wahrhaftig auf andere Weise Rechnung tragen können. Daß aber das Original des Marmorbildes dem vierten Jahrhundert angehört, ist nach dem Stil der Figuren nicht im mindesten zweifelhaft, und eine nachträgliche Hinzufügung des „Hintergrundes“, den man kaum so nennen mag, da er in der Tat mehr ist, eine nachträgliche Hinzufügung dieser Architektur, wie sie auf pompejanischen Bildern oft nachgewiesen ist, kann hier durchaus nicht in Frage kommen.

Wieder auf andere Art wurde das Zeugnis der Stele von Pagasae[3]) entkräftet. Die gemalte Architektur soll „nur eine Ausführung der durch die Naïskosform gegebenen Architektur sein“ (Rodenwaldt S. 115). „Die Räumlichkeit ist eine Folge der Form des Monuments und hat nichts mit der Darstellung von Innenräumen, wie wir sie auf der Stele Tafel 4, 2 und in der Casa Ti-

1) Vgl. Pfuhl, Malerei und Zeichnung II S. 761 f. Bei dem, was Wölfflin im fünften Kapitel der „Kunstgeschichtlichen Grundbegriffe“ über „Klarheit und Unklarheit“ S. 228 f. zu einem Stich Schongauers sagt, werde ich an das Mosaikbild erinnert.

2) Pfuhl, Malerei und Zeichnung der Griechen III Tafel 270 (652) = Meisterwerke griechischer Zeichnung und Malerei Tafel 85 (120).

3) Pfuhl, a. a. O. Tafel 344 (748); Rodenwaldt, Abb. 20 S. 114.

berina finden, gemeinsam. Wenn wir die Räumlichkeit definieren wollten, müßten wir sie als Nachbildung eines Naïskos mit darin verteilten Figuren bezeichnen".

Mag man nun durch die architektonische Form des Naïskos zu der Darstellung eines Innenraums angeregt worden sein oder, was mir viel wahrscheinlicher ist, für die beabsichtigte Darstellung eines Innenraums die Umrahmung durch einen Naïskos passend gefunden haben: auf keinen Fall kann man doch in dieser Raumdarstellung etwas sehen, wozu nur der Rahmen des Naïskos verlockte — und befähigte, so daß wir diese „künstlerische Freiheit" nicht auf die gleichzeitige große Kunst übertragen dürften. Zu dieser wunderlichen Ansicht hat Rodenwaldt sich dadurch verleiten lassen, daß er auch bei den attischen Naïskoi eine größere Freiheit der Reliefgestaltung als bei den gleichzeitigen Stelen zu sehen meinte. Die Figuren, frei vom Grunde gelöst, schräg in den Raum gestellt, zu mehreren aneinandergedrängt und hintereinander aufgebaut, sollen „alle Gesetze der gleichseitigen Reliefplastik sprengen". Aber wenn wir die „Weihreliefs" in der gleichen Auflehnung gegen das „Gesetz" sehen, drängt sich uns doch die Frage auf, ob denn dieses „Gesetz" überhaupt jemals allgemeine Geltung beansprucht hat. Sehen wir nicht den gleichen Unterschied schon bei den ältesten Metopen und den Friesen, von denen allein man das „Gesetz" des Reliefs abzulesen pflegt. Durch diese Analogie wird uns freilich klar, daß ein Hochrelief, wie es die attischen Grabnaïskoi aufweisen, die Befähigung zur Darstellung des Tiefenraumes in der Fläche allerdings nicht bezeugen kann — denn zur Zeit der Metopen von Selinunt war von solcher Befähigung jedenfalls noch nicht die Rede —; aber es wird uns auch klar, daß das, was die vier Naïskosbilder von Pagasae von den zahlreichen Stelenbildern scheidet und zu einer Gruppe zusammenschließt, doch ganz etwas anderes ist. Rodenwaldt hat auch in dem Aufsatz, den er den Grabstelen von Pagasae gewidmet hat, den Unterschied zwischen den attischen und den pagasaeischen Naïskoi nicht verkannt: bei jenen füllen die Figuren den Raum völlig aus, während bei diesen über den Köpfen der Figuren, die relativ beträchtlich kleiner sind als die der Stelen, eine große Fläche bleibt, die der Darstellung der Architektur überlassen ist; und diese Architekturdarstellung ist doch eben — wenigstens bei der Stele der Hediste — Projektion des Raumes auf die Fläche; in diesen gemalten Raum aber sind die Figuren hineingestellt. Mag nun auch die compacte Räumlichkeit der attischen Reliefnaïskoi für die gleichzeitige Malerei nichts beweisen, so muß

doch diese gemalte Räumlichkeit für unsere Vorstellung von der damaligen Tafelmalerei zum mindesten eine untere Grenze abgeben. Wie sollte die „große Kunst“ nicht gekonnt und geübt haben, was hier schlichte Handwerker gewagt und geleistet haben! Oder wie sollte sie gar dabei von jenen Naïskosmalern abhängig sein! Wenn auch auf zwei Stelen ein architektonisch ausgestatteter Hintergrund sich findet, mag man den allenfalls als von den Naïskosbildern übernommen ansehen — nötig ist es gewiß nicht! —, daß aber die „große Malerei“ ihre Fortschritte in der Raumdarstellung den Naïskosbildern verdanken soll, ist doch so unwahrscheinlich, daß ich es fast für ein Mißverständnis halten möchte, wenn ich das bei Rodenwaldt (Athen. Mitteil. a. a. O. S. 132) zu lesen meine.

Ich wiederhole nur längst Gesagtes, wenn ich jene enge Vorstellung von dem Vermögen der griechischen Kunst allein schon durch den Hinweis auf die genannten drei Denkmäler für widerlegt erkläre. Es ist nicht nötig, nach weiteren Denkmälern Umschau zu halten, was keineswegs vergeblich wäre, oder auf literarische Nachrichten hinzuweisen, die uns für verlorene Gemälde einen mehr oder weniger vollkommenen räumlichen Zusammenschluß bezeugen [1]). Es ist nicht nötig, hervorzuheben, daß jene Lehre von der Selbständigkeit der römischen Kunst bei der Lösung des Raumproblems zu so unwahrscheinlichen Folgerungen führt, wie es die Loslösung der „Odysseelandschaften“ von griechischer Überlieferung, trotz ihrer griechischen Inschriften, ist, oder gar die Annahme, daß in Pompeji zu griechischen Epigrammen „römische“ Bilder erfunden worden sein sollen [2]).

Auch Wilhelm Kleins „Bilderstudien“, die den Beziehungen der pompejanischen Maler untereinander nicht ohne Erfolg nachgingen [3]), haben meines Erachtens die Abhängigkeit von hellenistischer Malerei, wie auch die Benutzung von „Musterbüchern“ nicht widerlegt, und es ist nicht ausgeschlossen, daß für eine entwickelte Raumdarstellung in der späteren griechischen Kunst das Studium

---

1) Ich erinnere nur an Aëtions Gemälde der Hochzeit Alexanders, in dem man doch wohl mit Recht „ein durchgeführtes Interieurbild“ — von der Aldobrandinischen Hochzeit sehr verschieden — gesehen hat, und an des Antiphilos Bild, auf dem der Widerschein des von einem Knaben angeblasenen Feuers nicht nur auf dem Gesicht des Knaben, sondern auch in dem ganzen Raum zu sehen war. Vgl. Pfuhl, Malerei und Zeichnung II S. 770 f.

2) Rodenwaldt S. 28 f.

3) Österreichische Jahreshefte 1910, 1912 und 1919.

der pompejanischen Wandmalereien noch manchen neuen Beweis bringen wird.

Gewiß bleibt, daß die griechische Malerei das Problem der dritten Dimension nur ganz allmählich der Lösung näher gebracht hat. Aber wenn die Malerei der römischen Kaiserzeit, von der allein uns reichliche Zeugnisse erhalten sind, eine vollkommenere Lösung bietet, so braucht das nicht auf einer besonderen Begabung der Italiker zu beruhen, sondern es findet in der späteren Zeit dieser Denkmäler seine Erklärung. Das griechische Erbe ist auch hier der Grundstock des Besitzes. Aber wie sollte das Erbe sich nicht gewandelt haben in den Jahrhunderten, die seit der Entstehung jener besprochenen griechischen Gemälde vergangen waren? Wie sollte es sich nicht weiter verwandeln unter den Händen italischer Maler, auch ohne daß diesen eine wesentliche andere Begabung zugeschrieben werden müßte?[1])

Doch wir sind von der Reliefkunst ausgegangen und müssen zu ihr nun zurückkehren. Läßt sich hier vielleicht doch ein Unterschied beobachten, der nicht ausschließlich oder wenigstens vorwiegend chronologisch zu erklären ist?

Vor fast fünfzig Jahren hat Alexander Conze in einer viel beachteten und einflußreichen Abhandlung dargelegt, wie Relief und Malerei bei den Griechen eng verbunden den gleichen Gang der Entwicklung durchgemacht hätten, wie die altgriechische Malerei nach unserer Ausdrucksweise reliefartig d. h. dem altgriechischen Relief verwandt, ja mit ihm fast identisch gewesen wäre, wie das spätgriechische Relief bei der malerischen d. h. hier vor allem der „raumtiefen“ Durchbildung angelangt wäre, die auch die griechische Malerei erst allmählich und spät erreicht hätte: Flach- und Hochrelief sollte man nur als verschiedene Stufen einer Reliefeintiefung auffassen, beide eher als eine besondere Art der Malerei denn als einen Zweig der Plastik ansehen.

Einige Jahre danach habe dann ich darauf hingewiesen, daß gerade die ältesten Metopenreliefs sich diese Auffassung nicht gefallen lassen, daß die Metopen von Selinus mit der Malerei nichts gemein haben. Sie seien vielmehr nichts anderes als Rundfiguren vor einen Hintergrund gestellt, besser gesagt in einen Rahmen gestellt, und ich meinte, mir diese Art des Metopenreliefs dadurch erklären zu können, daß die Metope des dorischen Tempels ursprünglich ein

1) Man kann doch auch sagen, daß die besonders von Rodenwaldt erwiesene Tatsache, daß überlieferte Gruppen, ganz oder zerrissen, ohne jedes Raumgefühl in eine Landschaft hineingesetzt wurden, nicht gerade dafür spricht, daß den pompejanischen Malern das Raumgefühl ganz besonders eigen war.

offener Raum gewesen wäre. Auf diese Erklärung will ich gewiß nicht zurückkommen; aber die Scheidung des Metopenreliefs von dem Stelen- und Friesrelief hat ihre Berechtigung.

Der neueste Geschichtsschreiber des griechischen Reliefs [1]) läßt Conzes Anschauung auch in der eingeschränkten Form nicht gelten und will überhaupt nichts davon wissen, daß Flachrelief und Hochrelief aus verschiedenen Wurzeln entstanden seien. Relief und Zeichnung stünden sich durchaus nicht in der griechischen Kunst geschwisterlicher nahe, als in der neueren Kunst.

Eine gewisse Parallelität der Entwicklung kann man doch sicherlich nicht leugnen. Aber vielfältiger als bei der Malerei sind beim Relief die Bedingungen und Hemmungen der Entwicklung.

Zu diesen Hemmungen gehört vor allem der dekorative Zweck der meisten Reliefs, der eine Auflösung der Fläche durch starke Tiefenwirkung verbot. Das gilt vom Stelenrelief wie vom Basisrelief und namentlich vom Friesrelief, während bei der Metope die Knappheit des Raumes und die Beschränkung auf wenige, verhältnismäßig große Figuren der hier sonst eher erlaubten Öffnung der Tiefe enge Grenzen zog. Es ist bezeichnend, daß das Relief, wo es, nicht an einen dekorativen Zweck gebunden, selbständig auftritt, im Weihrelief, alsbald der Malerei nachzueifern und gleich ihr die Raumtiefe zur Darstellung zu bringen sich bemüht, und es heißt meines Erachtens, die Anfänge dieser Bemühung verkennen, wenn man bei einem Weihrelief für Asklepios, auf dem hinter dem übereck gestellten Altar die Opfernden und hinter diesen, an einen Baum gelehnt, Hygieia steht, der sitzende Gott mit seinem bequem zurückgelehnten Oberkörper neben der Tochter gesehen wird, während sein vorgestreckter rechter Fuß fast an die vordere Ecke des Altars heranreicht [2]), — wenn man da diesen zweifellosen räumlichen Zusammenschluß und diese Tiefenwirkung zu entwerten sucht, indem man nur den Rahmen „durch seine Tiefenanregung zur Plastik drängen“ läßt, wie wir das auch von den Grabnaïskoi hörten, und „das Aufbauen der Szene in diesem Raum“ einem „naiven“, spielerischen Triebe entspringen läßt, wie er in der „volkstümlichen Kunst der Weihnachtskrippen lebendig ist“.

Von Bedeutung ist freilich der Rahmen doch, indem in ihm die Selbständigkeit des Reliefbildes und seine Freiheit von jeder tektonischen Bindung zum Ausdruck kommt, wodurch es ihm gestattet ist, mit der Malerei zu wetteifern [3]).

---

1) Rodenwaldt, Das Relief bei den Griechen. 1923.

2) Rodenwaldt a. a. O. Tafel 90.

3) Vgl. Pfuhl, Malerei und Zeichnung II S. 903.

Wie die Reliefkunst dergestalt in den Weihreliefs den Wettbewerb mit der Tafelmalerei — nicht mit deren feinsten Erzeugnissen freilich! — aufnahm, so ward sie einige Zeit später berufen, bei der Ausschmückung von Innenräumen mitzuwirken und statt der gemalten Bilder die dauerhafteren Reliefbilder zu liefern, bei denen sie, frei von jedem Zwang, der Schwesterkunst auf ihrer Bahn noch weiter folgen, insbesondere der Darstellung des Landschaftlichen einen sehr viel breiteren Raum gewähren konnte. So entstanden die sogenannten „hellenistischen Reliefs", von denen einige sicherlich noch in hellenistischer Zeit entstanden sind und auch die, von denen das nicht gilt, nicht alle aus dem Zusammenhang mit der griechischen Reliefkunst gelöst werden dürfen. In dieser Anschauung sehe ich mich wesentlich bestärkt dadurch, daß auch Rodenwaldt, bei dem man sich einer unberechtigten Verkürzung des römischen Kunstbesitzes doch gewiß nicht versehen wird, nicht nur das Münchener Bauernrelief und das Albanische Polyphemrelief für hellenistisch erklärt, sondern auch den Grimanischen Brunnenreliefs, deren Entstehung er in der Zeit des Claudius annimmt, dennoch eine Stelle in dem „Relief bei den Griechen" zugesteht.

In der Tat muß es uns weniger auf die absolute Entstehungszeit ankommen, als darauf, ob man einen grundsätzlichen Unterschied der Anschauung, hier der Raumauffassung, anzuerkennen hat. Wenn aber das Münchener und das Albanische Relief hellenistisch, und die Wiener Brunnenreliefs wenigstens nicht ungriechisch sind, dann kann man die Wiedergabe der Raumtiefe auch auf dem Gebiet des Reliefs unmöglich als einen Sonderbesitz der italischen Kunst bezeichnen.

Die Darstellung der Landschaft ist ein Sonderfall der Raumdarstellung, man kann sagen: deren letzte und schwerste Aufgabe, der sich die antike Kunst überhaupt erst spät und mit einem gewissen Widerstreben zuwandte. Ihr galt ja ursprünglich die menschliche Gestalt alles, und wenn schon jeder räumliche Zusammenschluß im Bilde die Bedeutung der Einzelgestalt gewissermaßen einschränkte, so mußte sie in der Landschaft schließlich zur Staffage herabsinken oder gar ganz verschwinden. Dazu konnte sich die Plastik noch schwerer entschließen als die Malerei, und die „Reliefbilder" folgen den gleichem Zweck dienenden Gemälden in weitem Abstand. Auch bei den Odysseelandschaften vom Esquilin, die für uns doch wohl den Höhepunkt der antiken Landschaftsmalerei bezeichnen, stehen die Figuren zu der weiten Landschaft keineswegs im richtigen Verhältnis; aber Reliefbilder,

bei denen das Verhältnis auch nur dieses war, hat es sicherlich nicht gegeben. Wohl aber finden sich solche, bei denen die Figuren wieder durchaus zur Hauptsache gemacht sind.

Mit dem „landschaftlichen Relief bei den Griechen" beschäftigen sich zwei neuere Arbeiten, die eine von dem zu früh verstorbenen Rudolf Pagenstecher verfaßt und in den „Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie" für 1919 mitgeteilt, die andere vier Jahre später von Arnold Schober im „Wiener Jahrbuch für Kunstgeschichte" veröffentlicht. In unserem Zusammenhang kommen nicht die vereinzelten landschaftlichen Elemente in der älteren Reliefkunst in Betracht, denen Pagenstecher sein erstes Kapitel widmet, sondern nur das geschlossene Landschaftsbild, für das er in den folgenden Kapiteln den Ursprung, oder vielmehr die Ursprünge nachzuweisen sucht. Diesem geschlossenen Bild allein gilt Schobers Arbeit, wie schon ihr Titel — „Der landschaftliche Raum im hellenistischen Reliefbild" — sagt. Pagenstecher unterscheidet zwei Gattungen: ein „idyllisches oder bukolisches", bei dem der Mensch höchstens Staffage ist, und ein „heroisch-mythologisches", bei dem die Landschaft nur „Staffage" ist. Den Ursprung des ersten will er in Unteritalien und in Alexandria nachweisen — mit allzudürftigen Beweismitteln; der Ursprung des anderen soll in Kleinasien sein, wofür aber nicht viel bessere Beweisgründe angeführt werden. Der enge Zusammenhang der ersten Gattung mit der „theokritischen" Dichtung ist ja aber unverkennbar, und daß die andere mit dem älteren Relief, das nur einzelne landschaftliche Elemente aufweist, also auch mit dem pergamenischen Telephosfries viele Berührungspunkte hat, ist selbstverständlich. Für uns genügt es, die Existenz beider Gattungen in hellenistischer Zeit und auf griechischem Boden gesichert zu sehen. Ihre Unterscheidung mag man für nicht unberechtigt noch unnützlich halten; aber die Nachweisung eines verschiedenen Ursprungslandes scheint uns unnötig — — nicht nur unwesentlich für die Entscheidung der hier erwogenen Hauptfrage — und außerdem nur möglich unter der unwahrscheinlichen Voraussetzung, daß das heroische Relief in der Darstellung einer geschlossenen Landschaft voranging oder das Ursprungsland des bukolischen Reliefs ein mythologisches Relief überhaupt nicht kannte. Denn wenn die raumbildende Landschaft einmal „erfunden" war, dann war ihre Anwendung auf das mythologische Relief keine „Erfindung" mehr und konnte sich am selben Ort ohne weiteres einstellen.

Auch Schober unterscheidet zwei Gruppen — in diesem

Fall würde man besser „Stufen" sagen —: die des wirklich „raumigen Landschaftsbildes" und die eines noch mehr oder weniger in der flächenhaften Komposition befangenen Reliefs, die doch nur als eine Vorstufe der anderen anzusehen wäre. Auf dieser Vorstufe sollen auch die „Kurzfriese" der Ara Pacis und die Grimanischen Brunnenreliefs noch stehen, aber nicht weil sie gleichzeitig wären, noch weil selbst zur Zeit der Ara Pacis die vollkommenere Raumdarstellung noch nicht existiert hätte, sondern nur infolge gemeinsamer Abhängigkeit von älteren Vorbildern. Die Brunnenreliefs sollen „der Endpunkt einer Entwicklung sein, in der der Telephosfries ein wichtiges Anfangsglied bildet", und vom Telephosfries sollen auch die Kurzfriese der Ara Pacis abhängig sein, wie ja schon Petersen erkannt hätte. Damit geschieht den Brunnenreliefs vielleicht noch größeres Unrecht als dem Tellusrelief der Ara, dessen „Räumlichkeit" ich nicht so bewundern kann, wie es Sieveking verlangt. Aber die Brunnenreliefs bieten uns auch die Möglichkeit, der Vorstellung Schobers ihre Hauptgrundlage zu entziehen. Denn diese besteht doch darin, daß Schober rings um die Tiergruppen den „neutralen" Hintergrund des älteren Reliefs zu sehen meint: Es sind, nach seiner Meinung, keine Höhlen dargestellt, sondern die Tiere „stehen isoliert vor dem völlig neutral wirkenden Reliefgrund, der aus dem Felsgestein ausgespart hervortritt und zwischen dem Gestein und den Konturen der Tierfiguren hindurchschimmert". Diese Behauptung aber widerlegt Sieveking durch den Hinweis darauf, daß „beide Male das Gestein in zartestem Relief bis dicht an den Körper herangeführt, und damit auf das unzweideutigste klargestellt sei, daß die Tiere im Vordergrund einer sich in die Tiefe erstreckenden Szenerie befindlich gedacht sind. Für das eine Relief wird freilich auf die Annahme einer Höhle verzichtet, da nach Schobers richtiger Beobachtung über dem Schaf das Gestein sich nicht völlig schlösse, sondern zwischen den beiden Klippen oben eine schmale Öffnung erschiene: das Tier stünde vielmehr im Vordergrunde eines von zwei Felsen flankierten Gebirgspfades, der sich nach der Tiefe verengt[1]). Damit gewönne dieses Relief in

1) Es ist mir ganz unverständlich, wie Sieveking bei diesem Zugeständnis, aber auch davon abgesehen, angesichts des Gebäudes, sagen kann, daß „der räumliche Zusammenschluß hier, wie an der Ara Pacis, nicht durch perspektivische Verkürzungen erzielt, sondern lediglich u. s. w." (S. 24). Denn wenn es von dem Fries der Ara Pacis S. 17 heißt: „Von einem Versuch, räumliche Tiefe durch perspektivische Verkürzung zu erzielen, ist keine Spur vorhanden", so müßte man doch annehmen, daß auch bei den Grimanireliefs „perspektivische Verkürzung"

der Tiefenwirkung vor dem anderen einen gewaltigen Vorsprung; aber ich bin doch nicht sicher, ob wir den Künstler so „beim Wort nehmen" dürfen.

Sicher aber bin auch ich, daß hier von „neutralem Hintergrund", nicht die Rede sein kann, und daß die von Schober aufgestellte Reihe der „flächenhaft komponierten Reliefs mit aufgelöstem oder durchbrochenem Hintergrund", wie Sieveking sagt „ein buntes Durcheinander von Werken verschiedener Jahrhunderte ist", ohne daß ich deshalb deren Verteilung auf die Jahrhunderte und Jahrzehnte in gleicher Weise wie Sieveking es will, vornehmen möchte.

Wenn man auch beim landschaftlichen Relief die Konturen möglichst klar herausheben wollte, so wäre die von Schober den Grimanireliefs zugeschriebene Art doch die allerprimitivste und ungeschickteste gewesen und ein sonderbarer „Abschluß" einer Entwicklung. Dann war doch die glatte Wand eines Gebäudes, die Mauer eines heiligen Bezirks oder ein Vorhang eine viel bessere Lösung. Bei dem friedlichen Schafrelief wäre eine „neutrale" Mauer, die ja nicht immer die eines „heiligen Bezirks" zu sein braucht, sehr wohl anzubringen gewesen, und wenn sie in die Wildnis der Löwin nicht zu passen schien, so hätte der Künstler sich erinnern können, daß man auch Felsenwände so gestalten kann, daß sie fast einem „neutralen Hintergrund" gleichkommen.

Jene anderen „Zwischenhintergründe" aber beurteilt Schober meines Erachtens doch falsch. „Raumbildend" sind sie ja freilich an sich nicht eigentlich; aber sie stehen doch auch nicht der Raumbildung im Wege und sollen das nicht. Vielmehr sollen sie, wo sie nicht etwa sachlich motiviert sind, dem Künstler die Raumdarstellung bequemer machen, indem sie einen Teil der Tiefe verdecken. Daß selbst übereckgestellte Tempel, die solche Mauern überragen, nicht raumvertiefend wirken sollen, ist doch eine starke Zumutung. Wenn solcher Hintergrund nicht raumvertiefend wirken sollte, dann hätte man ja auch füglich davon absehen und bei dem „neutralen" bleiben können. Man könnte vermuten, daß die ersten Versuche der Raumvertiefung sich die Aufgabe auf solche Weise erleichtert hätten; aber die erhaltenen Beispiele stehen diesen ersten Versuchen zum Teil oder zumeist recht fern: auch später also schätzte man noch die Bequemlichkeit, sich die Darstellung des unteren Teils der Hintergrundsarchitekturen zu ersparen, wo sie

---

überhaupt geleugnet werden soll, worauf auch das „lediglich" hinweist, während der Augenschein dem doch durchaus widerspricht.

zwischen den Figuren des Vordergrundes verdoppelte Schwierigkeiten machte, zugleich freilich — das kann man zugeben — auch den Vorzug, die Umrisse der Figuren, die doch die Hauptsache blieben, deutlicher hervortreten zu lassen. Sollte der Hintergrund eine freie Landschaft sein, dann war der Vorhang freilich nicht zu brauchen; aber die Mauer ersparte oder erleichterte auch dann in erwünschtester Weise die schwierige Aufgabe der Überleitung der Vordergrundlandschaft in die Ferne. Man verband wohl Hintergrund und Vordergrund, indem man Bäume, die hinter der Mauer standen, mit ihren Ästen diese durchbrechen und in den Vordergrund dringen ließ — dies wurde ja zu einem ständigen Motiv —; bei dem aber, was man sonst über und neben der Mauer vom Hintergrund darzustellen für gut fand, dachte man wohl kaum je an das Bedürfnis des Beschauers, sich die Landschaft grundrißmäßig vorzustellen, was z. B. bei dem berühmten Bauernrelief in München[1]) recht schwer wäre. Solche Freiheit gönnten sich ja nicht selten auch die gemalten Landschaftsbilder. Dabei blieb doch das Problem der Raumgestaltung das Wesentliche, das nicht etwa, wie Schober es darstellt, „mit dem Eindringen reicherer landschaftlicher Elemente“ — gleichsam zufällig und ungewollt! — „entstand“. Aber eine nur andeutende Lösung schien den Zweck zu erfüllen, wie man sich auch bei der Architektur mit einer „gefühlsmäßigen Perspektive“ begnügte.

An einem Fries, selbst an einem solchen, wie der Telephosfries es ist, würde indessen sich auch bei noch reicheren „landschaftlichen Elementen“ das Problem der Raumgestaltung schwerlich aufgedrängt haben: es stellte sich, wie schon gesagt, ein, wo das Relief, losgelöst von dem Zwang der Architektur, als Weihrelief oder als Wandschmuck mit der Malerei in Wettbewerb trat. Das geschah, wie wir hörten, zweifellos schon in hellenistischer Zeit und auf griechischem Boden. Aber da die Reliefkunst gewiß nicht auf dem ersten Gebiet, sicherlich aber auf dem zweiten in der römischen Zeit ein sehr viel weiteres Feld der Betätigung fand, so ist es begreiflich, daß weitaus die meisten landschaftlichen Reliefbilder, vor allem jene mythologischen, denen man mit der Bezeichnung „Salonmythologie“[2]) in der Tat nicht zu nah tritt, der Kaiserzeit angehören. Von hier aus, wie natürlich auch unmittelbar aus der Malerei, unter deren Einfluß jene Reliefbilder standen, griff das Streben nach Tiefenwirkung wohl hier und da

1) Rodenwaldt a. a. O. Tafel 118.
2) Sieveking S. 30.

auch auf Reliefwerke über, mit deren Funktion es eigentlich im Widerspruch stand — denn das Gefühl für solche funktionelle Gebundenheit lockerte sich begreiflicherweise allmählich, wie das ja auch die architektonischen Glieder selbst erkennen lassen. Hauptsächlich aber konnte jenes Streben sich an solchen Stellen betätigen, für die nach ihrer Entstehungszeit ein von der griechischen Kunst überkommenes „Gesetz" nicht in Betracht kam, oder auch ihrer Art nach keine Anwendung finden konnte. Das waren gewisse Reliefbilder der Triumphbogen, die in dem ganzen Aufbau keine funktionelle, sondern nur, nach Art der Metopen oder gewisser bekrönender Glieder, eine schmückende Aufgabe hatten; vor allem aber waren es die Friese der großen Reliefsäulen, die ja aller Zweckgebundenheit hohnsprachen.

So konnte dann das „malerische Relief" in der Kaiserzeit eine Verbreitung gewinnen, die den Gedanken aufkommen ließ, daß seine Eigenschaften auf einer Sonderbegabung der „Römer" oder der Italiker beruhen könnten, während doch auch die spätgriechische Kunst nach dem nachweisbaren Gang ihrer Entwicklung sich zu den gleichen Aufgaben, wenn sie ihr gestellt wurden, nicht wesentlich anders verhalten konnte, und tatsächlich gewiß auch oft an jenen römischen Werken griechische Künstler beteiligt waren.

Aber in den angedeuteten Fällen war nicht nur die der Reliefkunst zur Betätigung gebotene Gelegenheit neu, sondern auch der Inhalt der Darstellungen: Vorgänge des politischen, insbesondere des kriegerischen Lebens. Hier also konnte eine Abhängigkeit von griechischer Kunst am wenigsten in Frage kommen, und römische Eigenart mußte sich hier am ersten zeigen. Historische Darstellungen hatte es freilich bereits in der hellenistischen Zeit, vereinzelt auch schon früher gegeben, und eine vor Jahrzehnten erschienene französische Untersuchung [1]) über das historische Relief der römischen Kaiserzeit suchte dessen geschichtliche Bestandteile von Pergamon herzuleiten, wie andererseits seine landschaftlichen Bestandteile von Alexandria. Aber was uns von den historischen Schöpfungen der pergamenischen Kunst noch erkennbar ist, sind doch ausschließlich Schlachtenbilder — statuarische und gemalte; daß keine Reliefwerke genannt werden, mag Zufall sein. In Reliefwerken jedenfalls scheint sich uns ein Abglanz jener gemalten Gallierschlachten erhalten zu haben,

1) E. Courbaud, Le bas-relief romain à représentations historiques. Paris 1899.

aber nicht auf den großen Denkmälern der Kaiserzeit und nicht in Umbildung zu römischen Siegen, sondern auf Sarkophagen, auf denen diese einzigen historischen Vorgänge sich unter die Sagenstoffe mischen. Das hat mit den historischen Reliefs der Kaiserzeit gar nichts zu tun, und erst recht führt zu diesen kein Weg von den statuarischen Gallierschlachten, von denen uns ja noch Trümmer erhalten sind. Auf den Gedanken, ganze Folgen von Ereignissen chronikartig zur Darstellung zu bringen, ist man in Pergamon gewiß nicht verfallen. Damit brachte Rom ein Neues in die antike Kunst. Sollen wir sagen, daß es einer besonderen Begabung verdankt wird? Ist es nicht der außerhalb alles Künstlerischen wurzelnde Wille, der es forderte, der nun auch griechische Begabung, wenn sie sich etwa fand, in seinen Dienst zwang?

In diesen Werken lebt ein Wirklichkeitssinn, der sich in seiner Nüchternheit auch von dem Realismus der hellenistischen Kunst deutlich genug unterscheidet. Auch diese Darstellungen beherrschte noch die menschliche Gestalt. Aber jener Wirklichkeitssinn hob doch auch alles Beiwerk hervor, das die klassische griechische Kunst zurückgedrängt oder ganz unterdrückt hatte. Er begünstigte auch das Landschaftliche. Aber öfter als zu räumlich zusammengeschlossenen Bildern führte das zu einem Nebeneinander von Figuren und Landschaft, das der Landschaft Gewalt antat und ein empfindliches Gefühl für Raumgestaltung wahrhaftig nicht befriedigen konnte. Eher als bei den chronikartigen Friesen kommt dieses zu seinem Recht bei den Bildfeldern der Triumphbogen, in denen einzelne Ereignisse, mehr oder minder bedeutende Handlungen der Kaiser mit einem nur scheinbaren Realismus, unter Beimischung göttlicher Wesen und allegorischer Gestalten zur Anschauung gebracht werden. Auch diese Bilder sind römisch — als „Produkt römischer Verstandesspekulation“ sieht Sieveking die bildliche Personifizierung von Begriffen“ an —; aber einige dieser Allegorien sind doch auch griechischen Ursprungs und alle tragen die Formen der griechischen Kunst; vollends die Götter sind die griechischen Typen und haben sich doch wohl auch schon in hellenistischer Zeit die Zusamenstellung mit den irdischen Herrschern gefallen lassen, so daß uns die Aufgabe der Ausscheidung griechischer Überlieferungen hier nicht erspart bleibt. Will man die Eigenart römischer Reliefkunst feststellen und ihren Entwicklungsgang ermitteln, so wird man deshalb gut tun, sich zunächst an jene Werke zu halten, die eine schlichte Wiedergabe zeitgenössischer Vorgänge sein wollen, wobei man ja in der Regel

den Vorzug sicherer Datierung hat. Doch selbst bei ihnen wird man gelegentlich die Möglichkeit griechischen Einflusses zu erwägen haben: hat man doch in einer der bedeutendsten Szenen des Frieses der Trajanssäule ein Fortwirken ferner griechischer Vorbilder der großen Malerei vermuten wollen. Danach erst wird man die zweite Reihe der historischen Reliefs ins Auge fassen. Alle übrigen Reliefdenkmäler aber, von denen bis zum Beweis des Gegenteiles anzunehmen ist, daß sie der ungeheuren Erbmasse der griechischen Kunst entstammen, wird man zur Bestimmung römischer Eigenart nur mit der größten Vorsicht benutzen dürfen — niemals aber ohne sich die Ursprungssphäre eines jeden Denkmals, seinen Zweck und Rang, sowie die Rolle, die an ihm der mit Relief geschmückte Teil spielt, klar zu machen.

Solchen Grundsätzen entsprechend einen neuen Versuch der Scheidung, Wertung und Ordnung der römischen Reliefwerke zu unternehmen, liegt jenseits der Absicht dieser Abhandlung und würde auch ohne Abbildungen nicht möglich sein.
